WILS
CLS
PT1337
.B53x
1910
od.5

BLIOTHEK
DER
TERHALTUNG
UND DES
WISSENS

Bücher-Sammlung
von

Ankündigungen aller Art, soweit sich dieselben zur Aufnahme eignen, gelangen zum Preise von M. 1.— für die gespaltene Nonpareillezeile zum Abdruck. Aufträge auf ganze und halbe Seiten nach Vereinbarung. Annahme von **Anzeigen** durch die **Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart, Berlin, Leipzig.**

Gute Bücher

sind ein Merkmal des deutschen Hauses, in dem man Wert legt auf innere, unvergängliche Schätze. Wer seine Hausbibliothek durch wertvolle Werke ergänzen oder solche als Weihnachtsgeschenke verwenden will, verlange den Illustrierten Katalog über Geschenkbücher, Romane und Jugendschriften kostenfrei von der **Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.**

Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart, Berlin, Leipzig.

Der Siegeslauf der Technik.

Ein Hand- und Hausbuch der Erfindungen und technischen Errungenschaften aller Zeiten.

Unter Mitwirkung hervorragender Fachmänner und Gelehrter volkstümlich dargestellt und herausgegeben von **Max Geitel.**

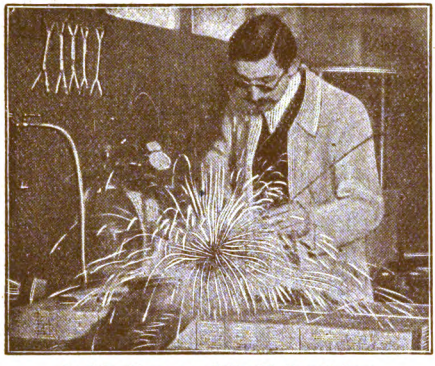
2000 Seiten Text, 2036 Abbildungen, 50 Kunstblätter.
Vollständig in drei eleganten Leinenbänden zu je 12 Mark.

Abgesehen von den wertvollen, sich von selbst ergebenden Tendenzen eines geschichtlich angelegten Werkes über die Technik ist an dem Buche besonders die glänzende Art der Darstellung hervorzuheben. Auch da, wo rein faktisches, trockenes Material geboten wird, verstehen es die Verfasser der einzelnen Abschnitte, alles Langweilige und Ermüdende zu vermeiden und den Leser von der ersten bis zur letzten Seite in Spannung zu halten. Das Buch kann daher nicht nur dem Techniker aufs wärmste empfohlen werden, jeder, der es in die Hand nimmt, wird auf seine Kosten kommen und auch für die fortgeschrittenere Jugend dürfte es eine vorzügliche lehrreiche Lektüre abgeben. — Da das Werk auch sehr gut ausgestattet und mit vorzüglichen Abbildungen versehen ist, so wäre ihm nur zu wünschen, daß es sich in der Bibliothek so manches jungen Mannes vorfände. (Frankfurter Zeitung.)

Zu haben in allen Buchhandlungen.

Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart, Berlin, Leipzig.

Das Neue Universum. Band 30.



Zerschneiden von Eisenblech mit dem Azetylengebläse.

Die interessantesten Erfindungen und Entdeckungen auf allen Gebieten, sowie Reiseschilderungen, Erzählungen, Jagden, Abenteuer. Mit einem Anhang zur Selbstbeschäftigung: „Häusliche Werkstatt". 474 Seiten Text mit 435 Abbildungen u. Beilagen. Elegant gebunden M. 6.75.

Das beliebteste aller Jahrbücher für heranreifende Söhne und fürs Haus; es streut einen ungeheuren Bildungsstoff unter die Jugend und qualifiziert sich als ein Geschenkbuch allerersten Ranges. (Hamburger Nachrichten.)

Der Gute Kamerad. **Illustriertes Knaben-Jahrbuch. Band 23.** Ein 828 Seiten starker Quartband mit vielen Illustrationen und Kunstbeilagen. Elegant gebunden M. 10.— „Der Gute Kamerad" kann auch als Zeitschrift in 52 wöchentlichen Nummern bezogen werden. Preis vierteljährlich M. 2.—

Elektrotechnisches Experimentierbuch für Knaben. **Eine Anleitung zur Ausführung elektrotechnischer Experimente** unter Verwendung einfachster, meist selbst herzustellender Hilfsmittel. Von **Eberhard Schnetzler.** 10.—14. umgearbeitete Auflage. Mit 250 Abbildungen. Elegant gebunden M. 4.—

Selbst ist der Mann. Ein neues Beschäftigungsbuch bei Sonnenschein und Regenwetter. Von **Maximilian Kern.** Mit 441 Abbildungen und 4 farbigen Beilagen. In eleg. Geschenkband M. 5.—

Amüsante Wissenschaft. Belehrende und unterhaltende Experimente für jung und alt. Von **Hans Dominik.** Mit 213 Abbildungen. In elegantem Einband M. 4.50.

Unter der Klaue des Drachen. Eine Geschichte aus Tibet. Von **Maximilian Kern.** Mit einem farbigen Titelbild und 16 Tondruckbildern von L. Berwald. In elegantem Einband M. 7.—

Abd ur Rahman, der Muzlime. Eine Erzählung aus den letzten Tagen von Granada. Von **Max Felde.** Mit 23 Illustrationen von L. Berwald. Elegant geb. M. 4.50.

Unter dem Römerhelm. Eine Erzählung aus der Zeit Kaiser Domitians für die reifere Jugend. Von **Franz Treller.** Mit 4 Tondruckbildern von L. Berwald. Eleg. geb. M. 4.50.

Rudi der Tertianer. Von **Karl v. Ecke.** Mit 4 farbigen Bildern nach Originalaquarellen von C. H. Zirkel. Elegant gebunden M. 4.50.

Zu haben in allen Buchhandlungen.

Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart, Berlin, Leipzig.

Der Jugendgarten. **Ein Jahrbuch für Mädchen im Alter von 9 bis 14 Jahren.** Band 34. 288 Seiten Text mit 142 teils mehrfarbigen Abbildungen und Beilagen. Elegant geb. M. 5.— „Der Jugendgarten" bietet Mädchen im Alter von 9 bis 14 Jahren in sorgfältig getroffener Auswahl Unterhaltendes und Nützliches: fesselnde Erzählungen ernsten und heiteren Inhalts, neue Märchen, Gedichte und Rätsel, Unterweisungen aus Natur, Haus und Geschichte in anziehender, dem jugendlichen Verständnis angepaßter Form; er ist ein guter Berater für Sport, Spiel und allerhand Beschäftigungen für Mädchen.

Die beiden Schwarzbraunen. Eine anmutige Erzählung für junge Mädchen. Von **Johanna Klemm.** Mit einem Titelbild und 24 Textillustrationen von H. Koberstein. In elegantem Geschenkband M. 4.50.

Das Hansefeldt. Eine Erzählung für junge Mädchen. Von **Bernhardine Schulze-Smidt.** (Kränzchen-Bibliothek Bd. 14.) Mit 27 Abbildungen von M. Barascudts. Elegant gebunden M. 3.—

Papas Junge. Eine anmutige Erzählung für junge Mädchen. Von **Henny Koch.** Mit einem Titelbild und 25 Textillustrationen von A. Wald. 16.—20. Auflage. In elegantem Geschenkband M. 4.50.

Friedel Polten und ihre Rangen. Eine anmutige Erzählung für junge Mädchen. Von **Henny Koch.** Mit einem Titelbild und 27 Textillustrationen von H. Grobet. In elegantem Geschenkband M. 4.50.

Diese langersehnte Fortsetzung von „Papas Junge", in welcher das weitere Ergehen Friedel Poltens als Frau erzählt wird, dürfte sich in der Mädchenwelt sicher ebensoviele begeisterte Freundinnen erwerben, wie die erstgenannte allerliebste Mädchengeschichte.

Aus großer Zeit. Eine Erzählung für junge Mädchen. Von **Henny Koch.** Mit einem Titelbild und 26 Textillustrationen von A. Wald. 5.—7. Auflage. In elegantem Geschenkband M. 4.50.

Die ins Leben lachen. Vier Erzählungen für junge Mädchen. Von **Henny Koch.** Mit 4 Einschaltbildern von Ed. Cucuel und R. Gutschmidt. 5.—7. Auflage. In elegantem Geschenkband M. 4.50.

Familie Gesterding. Eine Erzählung für junge Mädchen. Von **Luise Glatz.** 2.—4. Auflage. Mit 4 Farbendruckbildern und 34 Textillustrationen. Elegant gebunden M. 7.—

Das Kränzchen. **Illustriertes Mädchen-Jahrbuch. Band 21.** Ein 828 Seiten starker Quartband mit vielen Illustrationen und Kunstbeilagen. Elegant gebunden M. 10.— „Das Kränzchen" kann auch als Zeitschrift in 52 wöchentlichen Nummern bezogen werden. Preis vierteljährlich M. 2.—

„Das Kränzchen" ist ein höchst vielseitiges Jahrbuch in vornehmer Ausstattung, welches die Mädchen unterhaltend und belehrend anregt und ihnen über viele Dinge Rat und Auskunft gewährt.

(Nordd. Allg. Zeitung, Berlin.)

Phot. C. Nowok, Berlin-Wilmersdorf.

Lieber Besuch.

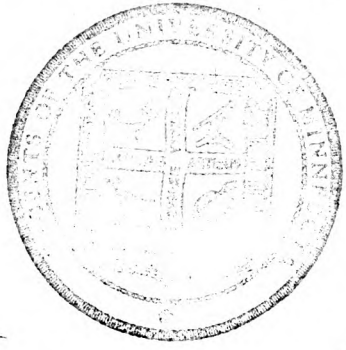
Steckenpferd-Lilienmilch-Seife v. Bergmann & Co., Radebeul-Dresden

Dieselbe erzeugt ein rosiges jugendfrisches **Aussehen,** weiße sammetweiche **Haut** und zarten blendendschönen **Teint.**
à Stück 50 Pfg. überall zu haben.

Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart, Berlin, Leipzig.

Vom Stift zum Handelsherrn. Ein deutsches Kaufmannsbuch von **F. W. Stern.** 9.—13. Auflage.
Elegant gebunden M. 5.— **Empfohlen von Handelskammern und kaufmännischen Korporationen. — Zu haben in allen Buchhandlungen.**

Twin Cities Campus



Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens

Zu der Erzählung „Die Verſetzung“ von Ernſt Georgy. (S. 85)
Originalzeichnung von J. Mukarovsky.

Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens

Mit Original-Beiträgen der hervorragendsten Schriftsteller und Gelehrten sowie zahlreichen Illustrationen

Jahrgang 1910. Fünfter Band

Union Deutsche Verlagsgesellschaft
:: Stuttgart, Berlin, Leipzig ::

Druck der
Union Deutsche
Verlagsgesellschaft
in Stuttgart

WILS, CLS
ARR 9160-1

Inhalts-Verzeichnis.

Seite

Willst du dein Herz mir schenken — Roman von Georg Hartwig (Emmy Koeppel) (Fortsetzung) 5

Die Versetzung. Eine Geschichte aus dem Schulleben. Von Ernst Georgy 71
Mit Bildern von J. Mukarovsky.

Ein Vogelparadies. Von E. E. Weber 89
Mit 8 Bildern.

Der Raub des „Regenten". Humoreske von M. Blank 103

Amüsante Nachtischkünste. Von W. H. Geinborg 171
Mit 13 Bildern.

Frau Sondermanns Bescherung. Novellette von Ilse-Dore Tanner 182

Haidarabad. Bilder aus der Residenz des Nisam. Von H. Wolffram 198
Mit 6 Bildern.

Mannigfaltiges:

Hilf dir selbst! 209

Neue Erfindungen:

I. Der Pneumatograph 215
Mit Bild.

II. Bidet de Cologne 216
Mit Bild.

Ein amerikanischer König 217

Ein Säugling, der die Hauptrolle spielte . . . 219

Wolf und Geiger 220

Der Kampf gegen die Ladendiebinnen 221
Mit 2 Bildern.

Seite

Vogelspuren im Schnee 223
Das Kaninchen 224
Die Tafelfreuden unserer Urgroßväter 226
Der Weizentopf von Coriba 229
Das Rathaus in Altenburg 229
Mit Bild.
Gewerbeschutz in alter Zeit 231
Eine unwiderstehliche Bitte 232
Blühende Pflanzen zu jeder Zeit 233
Die Wiederkehr des Halleyschen Kometen . . . 234
Mit 3 Bildern.
Ein Spatz an die Menschheit 239
Ausdauer im Hungern 239
Geistesgegenwart eines Marktschreiers 240
Chesterfields Erbe 240

Willſt du dein Herz mir ſchenken —

Roman von Georg Hartwig (Emmy Koeppel).

(Fortſetzung.) ▽ (Nachdruck verboten.)

Der Chriſtbaum brannte und verlöſchte wieder. Das neue Jahr brach an — und mit ihm rückte der Tag der Einſegnung nahe und näher.

Wie oft auch Liska dieſen Lebensabſchnitt herbeigeſehnt als Löſung ihres Schulverhältniſſes, nun ſie den Ernſt desſelben ahnend ſpürte, verſenkte ſich in ihre Seele ein kindlich-banges Zagen, und aus den blauen Augen verdämmerte zuweilen ein ſüßes, träumeriſches Sinnen. Es webte ſich etwas unbewußt Jungfräuliches um ihre Sechzehnjährigkeit, trotz aller treibenden und ſchäumenden Lebensluſt und Geiſtesfriſche.

Das Mutterherz empfand das alles mit, und inniger noch und wärmer umſchloß es die Werdende und das, was in ihr ward, mit liebender Sorge.

Die Rätin hatte lange geſchwankt, ob es recht ſei oder nicht, den Notgroſchen, der ihr vom einſtigen Vermögen geblieben, für Liskas neue Ausſtattung anzugreifen. Von ihrem Einkommen war es nicht möglich. Die längſt verſchoſſene Sommerjacke, der ausgewachſene Wintermantel ließen ſich aus Hardas zurückgelaſſenen Sachen wohl beſchaffen, jedoch das Ein-

segnungskleid, und was dazu gehörte, nicht. Zufällig hatte sie durch Liska erfahren, daß alle ihre Freundinnen in schwarzer Seide zum Altar träten. Da konnte sie es nicht über sich bringen, ihr Liebstes von dieser Allgemeinheit ausgeschlossen zu sehen.

Um ihr Gewissen zu beschwichtigen, verkaufte sie ihren Halsschmuck, Artur Kniebels Hochzeitsgabe, und entnahm die nötige Summe von dem erzielten Erlös.

Ganz heimlich gab sie das Kleid in Arbeit und empfand die reinste Freude, als es, verborgen wie ein Schatz, im Schranke hing.

Tiefgerührt von ihrem letzten Schulgang und den vermahnenden Abschiedsworten der Vorsteherin warf sich Liska der Rätin an die Brust. „Wirst sehen, Mutterchen, daß ich dir immer ein gutes Kind sein werde, und wenn ich so alt wie Methusalem werde."

„Das hoffe ich," sagte Frau Müllbrich, ihr die Wange streichelnd.

„Daß ich ein zweiter Methusalem werde?" fragte Liska schelmisch aufblinzelnd.

„Mit den Hängezöpfen ist es nun auch vorbei," sagte die Rätin lächelnd, das schöne, volle Haar ihrer Tochter liebkosend. „Wir machen einen Knoten im Nacken, wie ihn Harda trug."

„Ob sie wohl an meine Einsegnung denken wird?" fragte Liska, die Stelle ihres Kopfes energisch befühlend, auf welche der Haarknoten sich niederlassen sollte. „So weit weg, wie sie jetzt ist?"

Die Rätin seufzte.

Selbst die Kniebels waren schon ungeduldig geworden, als sich an den Aufenthalt in Japan eine Fahrt nach Indien anschloß, wie viel mehr das weiche Herz der Mutter.

„In Gedanken wird sie oft bei uns sein," sagte sie tröstend. —

Es war ein lichter Frühlingstag, als Liska die Augen aufschlug und das Seidenkleid vor ihrem Bette ausgebreitet liegen sah, während die Rätin im Nebenzimmer behutsam alles zum Kirchgang ordnete.

Liska war so hochbeglückt und so bewegt, daß sie vor Rührung laut zu weinen begann und keine Worte fand, ihr Dankgefühl zu äußern. Nur war es ein schwieriges Werk jetzt für die Rätin, die Knotenfrisur zu vollenden, denn immer wieder griffen Liskas Finger nach den mütterlichen Händen, zogen sie vom Kopf herab und drückten sie abwechselnd an die Lippen.

„So!" sagte Frau Müllbrich, selbst bis ins Innerste bewegt, nun die Tochter fertig gekleidet vor ihr stand. „Jetzt wollen wir zu deinem lieben Vater gehen. Ach, wenn er diesen Tag erlebt hätte!"

Sie standen eng umschlungen vor dem Bilde und sahen mit liebevoller Andacht zu ihm hinauf.

„Sei, wie er war," flüsterte die Rätin — und leiser noch fügte sie hinzu: „Und bleibe, wie du bist."

In der Kirche saßen die Geschwister Kniebel vollzählig in den Reihen der Verwandten. Aber während die Tanten ihr Interesse mehr auf das Allgemeine richteten, ging für Herrn Sebaldus ein Licht auf, das unerklärlicherweise bis jetzt für ihn verdunkelt gewesen war. So fremd ihn plötzlich Liskas andächtige Haltung und tiefe Ergriffenheit berührte, so befremdend sprang ihm ihre reifende Schönheit plötzlich in die Augen, ihr süßes, liebreizendes Antlitz, das den Blick nicht einmal vom Boden erhob.

Sein immer tadellos geordneter Gedankengang verlor sich mehr und mehr in ein Labyrinth von Mutmaßungen. Wie die Erkenntnis, gleich einem glücklichen

Starstich, dem Menschen die Augen so plötzlich öffnen kann! Und dieses Labyrinth entließ ihn nicht eher, als bis der Moment des Aufbruchs für die nicht weiter Beteiligten gekommen war.

„Wir wollen," sagte er nach leiblicher Stärkung, „nun sogleich unsere Glückwünsche aussprechen bei Mathilde und unsere Gabe überreichen."

Diese Gabe bestand aus einem Armreif mit einem ziemlich unentwickelten Vergißmeinnicht aus Türkisen und einer Kelchperle.

Die Rätin, glücklich ob des sanften Tonfalles ihres Schwagers, der allen Erfahrungen entgegen Liskas würdige Haltung rühmte und also Hoffnung gab auf ein besseres vormundschaftliches Verhältnis, war gern bereit, die ihr widerfahrene Kränkung zu vergessen, und überbrückte mit warmer Herzlichkeit die weitspannende Kluft.

Da brachte die Aufwartefrau ein Paket herein.

„Aus Barnekow!" rief die Rätin, vor Überraschung errötend. „Kind — komm!" Sie vergaß in ihrer Freude ganz den Fehdehandschuh der Familie Kniebel.

„Vom guten Herrn v. Warnulf! An mich?" rief Liska entzückt. „Er denkt an mich, Mutterchen!" Sie machte sich sofort daran, die Umschnürung zu lösen. Dann jubelte sie auf und drückte ein grünes Samtetui an ihre Wange. „Was mag da drinnen sein, Mutterchen?"

Der Geschwister Kniebel lange Gesichter wandten sich mißfällig ab.

„Eine Uhr ist's!" rief Liska glückselig. „Eine himmlische Uhr mit Kette! Der gute Onkel Warnulf! Nimm's mir lieber ab, Mutterchen — ich freue mich zu sehr!"

Da lag auf weißem Grunde eine allerliebste Damenuhr, von langer Halskette umschlungen.

Der Rätin traten Tränen ins Auge. Warnulf ehrte Müllbrichs Andenken auch jetzt wieder in dessen Kinde.

„Ich finde," bemerkte Fräulein Lilla, „diese Onkelei etwas sonderbar. Man onkelt doch nicht sofort drauf los mit so großen Mädchen. Nächstens werden wir es noch erleben, daß der gute Onkel euch das allgemeine ‚Du' vorschlägt zum besseren Verkehr."

„Zuzutrauen wäre es ihm," flüsterte Fräulein Rosa sanft und spitz.

Herrn Kniebels Meinung ging verloren in einem Klingelzug, der seine Stimme übertönte.

„Frau v. Grottfuß!" rief die Rätin, der Ankommenden gerührt entgegeneilend. „Wie gütig!"

Die hielt schon Liska umarmt. „Ich hörte von Ihrer heutigen Einsegnung durch meiner Tochter Freundin und komme mit herzlichen Grüßen meines Mannes. Gott erhalte Sie, mein Kind, zur Freude Ihrer vortrefflichen Mutter."

Liskas Rührungstränen tropften auf den weißen Handschuh nieder. Ihre junge Seele vermochte so viel Überraschung nach dem heutigen Kirchgang kaum noch zu fassen.

„Hier ein kleines Andenken!" sagte Frau v. Grottfuß, ihr lächelnd die Wimpern trocknend. „Für die gute Tochter!"

Liskas Hände zitterten zu sehr. „Ich danke, danke viel tausendmal."

„Dann will ich Ihnen das Etui selbst öffnen — und mir einen Kuß holen."

„Mutterchen — sieh nur!"

Die Rätin stand schon neben ihr. Eine kostbare Brosche mit einem blitzenden Saphir, von kleinem Brillantkranz umgeben, strahlte in der Sonne auf.

„Gefällt's Ihnen, Kleine?“ fragte die gütige Frau.

„Ich kann es noch gar nicht ausdenken,“ stammelte Liska vollkommen verwirrt, bald das Geschmeide, bald die Geberin anblickend.

„Na, dann erfassen Sie's im stillen.“ Sie umarmte das junge Mädchen und wandte sich zu den Kniebels. „Auch Ihnen meine wärmsten Glückwünsche zum heutigen Tage und — zu dieser allerliebsten Nichte,“ fügte sie hinzu.

Wieder erschallte die Klingel.

Ein durchbohrender Blick der Geschwister fiel auf die harmlos lächelnde Rätin, als sie Hartleben entgegenging.

„Auch Sie, Herr Hauptmann! Wie haben Sie nur erfahren?“

Er trug einen prachtvollen Strauß frischer Rosen in der Hand.

Frau v. Grottfuß nickte ihm zu. „Das Komplott wurde gestern abend bei uns geschmiedet. Der Herr Hauptmann spielte uns so viel Schönes vor.“

Liska, das Etui schnell niedersetzend, nahm mit vollem Zauber der Freude die Rosen in Empfang, während ihre Rechte kameradschaftlich nach der Hand des Gebers griff. „Ich kann bloß immer danken heute,“ flüsterte sie mit unsicherer Stimme. „Viel anders wie im Traum ist mir nicht zumute.“

Herr Sebaldus empfand diese Szene im höchsten Grade peinlich, um so peinlicher, als die Rätin ihr lächelnd zusah und Hartleben außer einer allgemeinen Verbeugung gegen die Geschwister weder von Herrn Sebaldus noch von seinen hochaufhorchenden Schwestern die geringste Notiz mehr nahm.

„Ich bin leider nicht vorbereitet gewesen auf so viele Freundlichkeit,“ sagte Frau Müllbrich zaghaft,

während Liska eilig kleines Gebäck und Kuchen herbeitrug.

Frau v. Grottfuß langte dankend zu, indem sie Liska an ihre Seite zog. „Wir nehmen alle — und Sie, Kleine?“

„Ich kann keinen Bissen hinunterbringen,“ stammelte Liska. „Ich bin vollgestopft mit Freude.“

Hartleben erhob sich zuerst.

„Auch ich meine,“ sagte Frau v. Grottfuß, gleichfalls aufbrechend, „unsere verehrte Frau Amtsgerichtsrat hat Ruhe nötig. Auf baldiges Wiedersehen bei uns — nicht wahr? Und lassen Sie sich doch auch die schönen Sachen vom Hauptmann Hartleben vorspielen. Sie werden hohen Genuß davon haben.“

„Darf ich, gnädige Frau?“ fragte er, nach seinem Helm greifend.

„Sehr — sehr gern!“ sagte die Rätin lebhaft.

„Dann frage ich also wieder an.“

Herr Kniebel sandte seinen Schwestern einen sprechenden Blick zu. Es war ein neues Mißbehagen, welches in ihm erwachte und ihn ganz vergessen ließ, daß er Hartleben einst einen „ausstudierten Mitgiftjäger“ genannt, da doch Liska außer einem Dutzend Taschentüchern, wie Frau Müllbrich einmal sagte, keine Aussteuer in die Ehe mitzubringen hatte.

„Ich hoffe, meine gute Mathilde,“ sagte er, als die Tür sich geschlossen, „daß du gute Musik lieber im Konzertsaal hörst als von diesem Hauptmann Hartleben hier!“

„Ich kann mir nicht helfen,“ fiel Fräulein Lilla kopfschüttelnd ein, „ich finde diese Zudringlichkeit in seinem Falle einfach skandalös.“

„Ich nicht,“ sagte die Rätin, noch getragen von der Festlichkeit dieses Tages. „Ich fühle ihm nach,

was ihn dazu bewegt. Und außerdem, mein lieber Sebaldus, sind mir Konzertbillette zu teuer."

„Dann werde ich dafür Sorge tragen, vorausgesetzt, daß du mir versprichst, diesen Herrn uns allen drei Schritte vom Leibe zu halten."

„Nein," sagte die Rätin, „das tue ich nicht. Es ist sehr gütig von dir, aber wir ziehen einen Musikabend in unserer Häuslichkeit vor."

Sebaldus warf ihr einen strafenden Blick zu. „Wir sprechen noch darüber — deutlich und unumwunden."

Die Rätin hatte wohl leise aufgeseufzt — aber allein mit Liska kam ihr das schöne Frohgefühl zurück. Wie war ihr doch bange gewesen beim Einzug in diese Zweizimmerwohnung — und nun waren sie doch alle hergekommen, die reiche Frau v. Grottfuß und Hartleben, und keiner hatte an den einzigen Wohnraum gedacht, keinen Anstoß daran genommen. Wenn sie zehn Salons geöffnet hätte, traulicher und hübscher als in diesem einzigen hätte es nicht sein können.

Am Abend brachte der Postbote noch ein Paket mit ausländischen Wertzeichen beklebt.

„Aus Indien!" sagte die Rätin hocherfreut, das schwarze Wachstuch hin und her wendend. „Von Harda! Liska, sie hat doch an dich gedacht."

Liska kam aus der Küche herbeigesaust.

Während sie die Schnüre löste, kam der Rätin plötzlich wieder ein Anflug von Bangigkeit zurück. Sie zauderte unwillkürlich, den Inhalt auszupacken. Liskas bittende Augen bewogen sie endlich dazu.

Ein kostbarer indischer Schal fiel auf die Tischplatte, ein langes Schreiben und eine große Photographie.

Den Brief ergriff die Rätin zuerst.

Glückwünsche für Liska und Grüße für alle. Und dann eine ausführliche Schilderung ihres indischen

Aufenthaltes. Wunder über Wunder entfalteten sich dort so überstürzend, daß ihr bisweilen die Fähigkeit ermangle, sie alle in sich aufzunehmen. Ein glänzender Haushalt mit mehr als einem Dutzend dienender Geister sei jetzt ihr eigen, die Geselligkeit am Hofe des Vizekönigs überwältigend, doch alles in den Schatten gestellt durch die Ankunft eines prinzlichen Paares aus England, dem zu Ehren im Palast zu Delhi ein feenhaftes Nachtfest gegeben worden sei, bei welchem die Brankowans eine hervorragende Rolle gespielt; wie denn überhaupt ihr Empfang in den ersten Kreisen mit steter Auszeichnung verknüpft gewesen sei und manche intimere Bekanntschaft mit dem englischen Hochadel gezeitigt habe, die für fernere Reisepläne Folgen haben könnten. Yello wenigstens denke ernstlich daran, Jagden in Schottland und bei einigen englischen Lords mitzumachen, wozu ihnen Einladungen in Fülle zugegangen seien. Zu diesem Zweck sei ihre ganze Garderobe wieder abzuändern und zu ergänzen, und sie habe dieserhalb auch schon Verbindungen mit Pariser Ateliers angeknüpft. Vorläufig wolle sie sich den Ihrigen daheim in der Toilette zeigen, welche sie am Festabend zu Ehren der hohen Gäste getragen habe.

Obwohl Liskas Augen vor Spannung erglänzten, ließ die Rätin das verhüllte Bild achtlos an seinem Platze liegen. Ihre Blicke schweiften zurück über die Zeilen und weiter, bis ans Ende des Briefes. Die Worte rauschten und drängten sich in glanzvollen Schilderungen, die Entzücken und Freude hauchten, als sei die ganze Seele der Schreiberin aufgelöst in dem prunkenden Nichts, als sei jede Falte ihres Herzens davon geglättet, und jeder Gedanke davon erfüllt. Und dennoch, hie und da, nicht faßbar noch erklärlich,

sank über diese Glanzmalerei ein Schatten, ein unbeabsichtigter, nicht herauszulesender, nur herauszufühlender Schatten, vor welchem das Mutterherz mit seinem heiligen Instinkt halt machte.

„Geht's ihr nicht gut?" fragte Liska besorgt.

„Doch — sehr gut! Du kannst selbst lesen," sagte die Rätin, das Bild langsam ergreifend.

Liska schrie auf vor Staunen, während Frau Müllbrich wie gebannt die Augen auf das gerichtet hielt, was sie enthüllte.

Da stand eine hohe Gestalt in königlicher Haltung, ein Diadem im hochgewellten Haar, und von ihr nieder floß in langer, langer Schleppe, von Silberstickerei durchwebt, ein weißer Schleierstoff.

„Mutterchen, ist das wirklich Harda?" fragte Liska atemlos vor Überraschung.

Die Rätin nickte. Die Frage stieg ihr selbst auf. Und eine andere dazu: wie sich je wieder zwischen ihrem Dasein und jenem die Brücke finden sollte.

Sie überschattete die Augen, als blende sie das Lampenlicht, und blickte in das erhobene Antlitz der Gräfin Brankowan, in dieses schmale, feingeformte Gesicht mit seinem durch Huldigungen verwöhnten Lächeln und seinen wundersamen Augen, die über alle Gegenwart hinweg weit in die Ferne schauten — verlangende, dürstende Augen.

„Himmel!" rief Liska, nun auch ihrerseits das Bild mit einer Lupe genau studierend. „Da kann ich mich aber wirklich ins Mauseloch verkriechen vor dieser Schwester. Glaubst du, daß jemand noch schöner aussehen könnte, Mutterchen?"

Die Rätin antwortete nicht. Es kam ihr kein Gedanke daran, daß dieser allen Luxus und alle Freuden auskostenden Tochter die mütterliche und schwesterliche

Einschränkung gleichgültig oder unbewußt geblieben war, sie suchte nur den Zusammenhang des Schattenspieles zwischen den Zeilen mit diesem dürstenden Fernblick.

„Vello ist jetzt mehr denn je in Anspruch genommen von seinen englischen Freunden. Sie nehmen ihn fast gänzlich in Beschlag, obzwar ich selbst nie Mangel an Gesellschaft habe —“ so hieß es an einer Stelle.

War's eine Klage? Oder war es nur geschrieben, um all die tönenden Namen aufzählen zu können, mit deren Trägern sie Verbindung unterhielten?

„Wenn sie bloß einen anderen Mann hätte!“ schloß Liska ihre Betrachtung, die Lupe beiseite legend.

Es gab der Rätin einen Stich ins Herz.

Einen anderen Mann! Das war ja nun vorbei. Aber sie konnte nie ohne Schmerz an das Scheitern ihrer Wünsche denken. —

Die Geschwister Kniebel gerieten über das Bild in Feuer. Herr Sebaldus kam sogar ein zweites Mal, um die „königliche“ Nichte zu betrachten, und stiftete einen Metallrahmen, um die Photographie gegen Frau Müllbrichs Empfinden zu allgemeiner Ansicht und Bewunderung aufzustellen.

Er kam jetzt öfter gegen Abend, wie es der Rätin schien, um Hartleben bei ihr abzufassen, und brachte Konzertbillette und hie und da auch eine Überraschung für Liska mit. Frau Müllbrich nahm dabei dankbar an, daß er die kalte Schroffheit seines bisherigen Verhaltens durch Güte vergessen machen wollte, und ermahnte Liska, Vergangenes vergangen sein zu lassen, am allerwenigsten durch kühles Zurückziehen sich jetzt unversöhnlich zu erweisen.

Aber Liska blieb in diesem Punkte bockbeinig.

„Mutterchen, wie schlecht bin ich behandelt worden! Weißt du's nicht mehr?"

Die Rätin nickte. „Es kann ein Mensch sich doch zum Besseren bekehren," meinte sie. Sie war so herzensfroh, daß Sebaldus das Gebiet der Zukunft Liskas mit keiner Silbe mehr streifte, also die Angst vor dem Getrenntwerden ihr aus der Seele nahm.

„Du solltest, liebe Thilde," sagte Herr Kniebel gelegentlich, „dich öfter mit deiner Tochter bei uns sehen lassen. Ich vermisse das sehr. — Wir sollten einander wieder näher treten," fügte er sanft hinzu. „Es sind in letzter Zeit Spannungen entstanden, die ausgeglichen werden müssen. Geh du mit gutem Beispiel voran, so wird sich auch Liska bald gewöhnen, in uns die Nächststehenden, die von der Natur gegebenen Schutzengel zu sehen."

Der Rätin ging im Andenken an diesen Schutzengeldreibund ein gelinder Schauer durch die Glieder. „Du bist sehr gütig, Sebaldus," sagte sie mit unsicherer Stimme. „Aber ich glaube, daß Lilla und Rosa nach intimerem Umgang kein Bedürfnis haben."

Sebaldus richtete sich in seinem Sessel auf. „Des Hausherrn Wille ist Gesetz."

„Gewiß," sagte die Rätin sanft. Für sie war ja die ganze erste Ehe eine Gesetzestafel gewesen, vor der sie sich demütig zu beugen hatte.

— — — — — — — — — — — —

Als die ersten Rosen aufblühten, kam eine Nachricht, welche die schönste Hoffnung Frau Müllbrichs zu Wasser machte. Herrn v. Warnulfs Schwester war in diesem Jahre verhindert, nach Barnekow zu kommen, und Warnulf fragte an, ob es der Rätin geheuer genug sei, mit einem widerborstigen Einsiedler allein zu hausen.

Eingeschüchtert durch die herbe Kritik der Kniebels und um kein neues Ärgernis zu geben, schrieb Frau Müllbrich für sich und ihre Tochter dankend ab.

Liska zerfloß in Tränen.

„Kind," sagte die Rätin mit ungewissem Lächeln, „ich habe einen Trost für dich. Du sollst mit den Verwandten nach der Schweiz fahren. Onkel Sebaldus ladet dich ein."

Liskas Augen wurden unheimlich groß. „Was? — Ich? — Und du, Mutterchen?"

„Ich bleibe selbstverständlich hier, Närrchen. Wo denn sonst?"

„So sollen sie meinetwegen nach dem Monde reisen," rief Liska. „Da kennst du doch deine Jüngste — up ewig ungedeelt!" —

„Das hat man davon. Holt sich von solchem Grünschnabel einen Korb!" rief Fräulein Lilla, empört heimkehrend. „Wir begreifen deine Langmut nicht mehr, Sebaldus. Was geht uns denn urplötzlich dieser Naseweis mehr an als sonst?"

„Ich wünsche," sagte Herr Kniebel hart, „ich will vielmehr, daß ihr euch um die beiden Müllbrichs von nun an mehr kümmert. Es ist unsere Pflicht, das junge Mädchen zu überwachen. Die Mutter ist hierin ja gleich Null."

„Du wünschest also, daß wir den beiden plötzlich den Hof machen?" fragte Fräulein Lilla spitz.

„Ich wünsche vor allem keinen Widerspruch zu hören," sagte Sebaldus streng. — „Wenn du darüber schluchzen mußt, Rosalie, so tust du es lediglich zu deiner Erleichterung — zu meiner nicht." —

Da es Kniebels erwachter Eifersucht ganz unerträglich dünkte, während seiner Abwesenheit Hartleben sich zwischen ihn und seine Wünsche drängen zu sehen,

sich einzunisten, wie in die Neigung der Mutter, so jetzt auch in die der Tochter, wich er von seiner sonstigen Geflissenheit so weit ab, daß er sich schließlich sogar bereit erklärte, auch seine Schwägerin mitzunehmen.

Frau Müllbrich war in tödlicher Verlegenheit. Denn wie sie vor dieser engen Gemeinschaft zurückschreckte, so erbebte sie zugleich davor, durch ihre Weigerung Veranlassung zu neuem Zwist zu geben.

„Ich will mir deinen gütigen Vorschlag überlegen, Sebaldus," sagte sie zaghaft. „Mir scheint, daß Liska in diesem Jahr keine rechte Lust zum Reisen hat."

„Und wozu bist du die Mutter?" fragte er mit mildem Vorwurf.

„Als es sich um Harda handelte, da habt ihr nie die Mutter in mir angerufen, da war ich stimmlos gegen euch."

„Wir wollten doch Frieden schließen!" sagte er mit sanftem Tadel. „Und —" er wies auf das Bild der Gräfin Brankowan in Hoftoilette und mit Diadem — „ist denn nicht alles in bester Ordnung?"

Die Rätin schwieg. Endlich sagte sie leise. „Harda trägt mehr Juwelen und Perlen an sich, als ihre Renten in einem ganzen Jahr betragen."

„Familienschmuck der Brankowans," fiel er hastig ein. „Ich habe mich nachträglich nochmals genau erkundigt. Bello lebte hier in durchaus geordneten Verhältnissen und als Kavalier. Wie sollte er da ohne Vermögen sein?"

„Sebaldus — ob sie aber wirklich glücklich ist?"

„Selbstverständlich!" Er lächelte. „Siehst du es denn nicht?"

„Ich hatte einen schweren Traum," sagte sie leise. „Gleich nach Empfang dieses Bildes. Harda irrte mit gellendem Schreien durch eine Wüste und stürzte in

eine bodenlose Tiefe, die sich vor meinen Augen öffnete."

„Du hast zu starken Tee getrunken, liebe Thilde," scherzte er mitleidig, wie man eine Kindertorheit belächelt. „Ihr Frauen könnt es nun einmal nicht überwinden, ein wenig übergangen worden zu sein. Yello hätte sich unter deine spezielle Protektion stellen sollen, so wäre er dein lieber Schwiegersohn geworden. O, ihr Närrchen!"

Sebaldus lachte so ausdrucksvoll, daß der Rätin Urteil sich wieder trübte.

„Ich will mit Liska sprechen, Sebaldus, wegen der Reise, ich will ihr zureden, sich euch anzuschließen."

„Sage ihr, meine gute Thilde" — Herrn Kniebels Stimme erwärmte sich zusehends — „daß sie keine Gefahr laufen wird, in mir den strengen Vormund zu sehen — nein, nur den ritterlichen Begleiter. Und was Rosa und Lilla anbetrifft, so sind sie von dieser meiner Absicht bereits unterrichtet."

Die Rätin, gerührt von einer so bußfertigen Umkehr zum Guten, versuchte nach ihres Schwagers Weggang noch einmal, alle Lockungen ins Treffen zu führen.

„Man muß nie unbescheiden sein, Kind," schloß sie, Liskas Wange streichelnd, „es genügt, wenn Onkel Sebaldus die Kosten für dich allein bestreitet. Ich war überdies mit Hardas Vater auf der Hochzeitsreise schon in der Schweiz. — Nicht wahr — du fährst mit? Wie soll ich denn hingehen und absagen!"

„Ich will selber gehen, Mutterchen," seufzte Liska, „wenn es dir zu schwer wird."

„Und was wirst du sagen, Herz?"

„Bitte schön, laßt mich zu Hause! — Sie waren immer zu — zu eklig gegen mich."

Die Rätin gab ihrer Gewissenhaftigkeit einen schweren Stoß. „Wie wäre es denn, wenn ich uns jemand einlüde für die Zeit? Ich meine, daß sich jemand bei uns ansagte? Meine Tante zum Beispiel, die zu Hardas Hochzeit übergangen wurde?“

Liska begeisterte sich für diesen Einfall — und die Rätin schrieb.

Mit nicht vorwurfsfreiem Herzen, die zusagende Antwort in der Tasche, ging sie dann mit Liska den Weg der Absage und des Dankes.

„Das ist ja wirklich sehr merkwürdig!“ rief Fräulein Lilla in Abwesenheit ihres Bruders. Denn obwohl ihr die Aufforderung an sich sehr unsympathisch war, hielt sie deren Ablehnung doch für eine Keckheit.

„Was scheint dir merkwürdig?“ fragte die Rätin errötend.

„Daß diese im verborgenen blühende Tante euch jetzt plötzlich in die Suppe fällt.“

„Natürlich kann ich Liskas Hilfe dann nicht entbehren,“ sagte die Rätin, allen Mut zusammennehmend.

„Bitte, geniert euch nicht. Wir sind an Rücksichtslosigkeiten gewöhnt und wissen sie zu ertragen.“

— — — — — — — — — — — —

Mit unsäglich erleichtertem Herzen sah Frau Müllbrich der Stunde entgegen, welche die Geschwister Kniebel nach der Schweiz entführte und die lange nicht gesehene Schwester ihrer Mutter ihr ins Haus brachte.

Das waren so reizend gemütliche Tage in dem beschränkten Heim, mit wenigen Mitteln so hübsch geordnete Abwechslungen bietend, daß Liska ihren Barnekower Schmerz darüber schnell vergaß.

Mit Brille und Augenglas bewaffnet besah der Gast auch des öfteren Hardas Bild.

„Ihr Mann muß auch eine gute Figur machen," sagte die alte Dame.

„Kennst du ihn denn, Tantchen?"

„Nein. Aber die Brankowans sollen alle schöne Menschen sein."

„Woher weißt du denn das?" fragte die Rätin aufs äußerste interessiert.

„Onkels Schwager reiste viel in Geschäften und kam auch bis nach Rumänien hinunter. In Crajowa lernte er einen Oberst Brankowan kennen, der eine Spielratte erster Güte war, dabei eine blendende Erscheinung. Mit seinem Vater, der auf dem Familiengut nicht weit von der Stadt wohnte, hatte Onkel auch einmal zu tun. Er hat später noch oft von dem eleganten alten Grafen erzählt, wie der das ganze Vermögen am Hasardtisch verspielte und das Gut in Grund und Boden ruinierte. Eine Wirtschaft soll da gewesen sein, Kinder — nicht zu beschreiben. Das Schloß eine Räuberhöhle, kaum noch ein Tischtuch im Schrank und ein Pferd im Stall. Der Beste von der ganzen Sippe soll ein Vetter des alten Grafen gewesen sein, der, wie Onkel später hörte, sich wenigstens nicht als Bettler ins Grab gespielt hatte. Auch ein schöner Mann, aber mit recht gewöhnlichen Neigungen."

„Nun," sagte die Rätin ungemein erleichtert, „Hardas Mann hat mit diesem Familienzweig jedenfalls nichts zu tun. Er lebte hier sehr vornehm von seinen Renten. Und der Familienschmuck, den Harda auf dem Bilde trägt, ist auch sehr kostbar."

„Renten und Schmuck!" lachte die alte Dame, ihre Augengläser abnehmend. „Dann bist du freilich sicher, daß er in diese Sippe nicht hineingehört. Da soll ja der letzte Ring zum Trödler geflogen sein. Ja — ja, wer spielt, ist bald fertig. Gegen Schlemmerei und

Verschwendungssucht läßt sich ankämpfen, der Hasardspieler aber ist allemal ein verlorener Mann. Wenn es nachher nicht mehr gehen will, dann kommt auch wohl das Falschspielen dran. — Na, sei du nur froh, daß dein Schwiegersohn da weit vom Schusse steht!"

„Das bin ich," sagte die Rätin aufatmend. „Und jetzt weiß ich auch, weshalb er von dieser Verwandtschaft niemanden zur Hochzeit einlud. Er schämt sich ihrer."

„Da tut er recht — sie taugen alle nichts. Aber deine Unkenntnis ist beängstigend. Wenn ich eine Tochter verheiratete —"

„Sebaldus hat Erkundigungen über die Person des Grafen selbst eingezogen," fiel die Rätin schmerzlich berührt ein, „aber sehr befriedigende Auskunft erhalten. Was sollte ich denn gegen die Kniebels ausrichten?"

„Du solltest es wohl können," sagte Frau Bendler nicht ohne Vorwurf.

Und dieser Vorwurf setzte sich zu guter Stunde in Frau Müllbrichs Herzen fest. —

Viel früher als sonst kehrte Sebaldus diesmal und zwar allein nach Berlin zurück, seine Schwestern zum ersten Male ihrem Schicksal überlassend.

Er hatte keine Ruhe gefunden vor dem, was seine Augen entflammte und seine Seele rebellisch machte gegen das Junggesellentum, welches er bis dahin mit so vieler Würde und Überzeugung getragen hatte. Er liebte. Ganz und gar verliebt war er in die reizende Frührose, die ihre Knospenschöne durch das frische Grün der Jugendlust hindurchschimmern ließ. Und wie es ganz plötzlich über ihn gekommen war, hielt es ihn unweigerlich fest — mit den lockendsten Fesseln, Tag und Nacht.

Bei der Gründlichkeit seines Wesens hatte er sich

diese Spätliebe, ihre Folgerungen und Forderungen, vor seinem Gewissen klargelegt und zwar mit Ausschluß aller Ansprüche und Einwendungen seitens seiner Schwestern, die auf alles eher verfallen wären als auf eine Wiederholung des so schwer beanstandeten Falles, daß ein Kniebel ein Kind aus ungenannten Kreisen, mit dem Schatten einer Aussteuer, des Besitzes seiner Person und seines Vermögens teilhaftig gemacht. Einer Verehelichung ihres Bruders an sich wären sie trotz aller Geschwisterliebe grundsätzlich nie entgegengetreten zu einer Zeit, wo diese Möglichkeit nahe lag. Jetzt allerdings, wo sie Berge der Fürsorge auf seine Herzensruhe türmten und auf die häusliche Annehmlichkeit, die sie ihm schufen, lag eine solche Vermutung weltmeerweit von allen Erwägungen ab. Und da der Herbst sehr schön blieb, und Sebaldus einem längeren Verbleiben ihrerseits energisch zusprach, dehnten Fräulein Lilla und Fräulein Rosa ihren Aufenthalt am Lago maggiore gern bis Anfang November aus.

In dieser Zeit des Alleinseins fand sich Sebaldus Kniebel — aus Mangel an Häuslichkeit, wie er sagte — immer öfter im Hause der Rätin ein und, so weit es die ihm eigene Würde gestattete, mit dem ersichtlichen Bestreben, Frau Müllbrichs Vertrauen zurückzugewinnen und der ihm scheu ausweichenden Liska fatale Erinnerungen aus der Seele zu nehmen.

Oft, wenn er ihre Hand, die sie ihm nach dem ordnungsmäßigen Gruße rasch wieder entziehen wollte, anscheinend scherzhaft in der seinen festhielt, überkam es ihn mit fliegender Ungeduld, dieses süße Geschöpf an sich zu ziehen, im Bewußtsein der Rechte, die er jetzt schon an sie besaß, und diese glückliche Lage mit allem Vorteil für Liska selbst geltend zu machen.

Aber wenngleich die Rätin guten Glaubens bestrebt

war, ihr Bestes zu der wünschenswerten Wandlung beizutragen, so hatten ihre Mahnungen, Liska für ein gleiches Verhalten zu gewinnen, sehr mäßigen Erfolg.

„Mutterchen, weißt du was? Ich fand es sehr viel hübscher, als Onkel Sebaldus uns nicht so oft besuchte."

„Ja, ja," sagte die Rätin befangen. „Aber man sieht doch das gute Herz und den guten Willen. Er wird uns auch jetzt gegen die Tanten und ihre Wunderlichkeiten in Schutz nehmen — gib acht!"

„Das besorgen wir schon selber," lachte Liska.

Eines Tages, als das Feuer lustig im Ofen brannte und mit seinem weit über den Fußboden kriechenden Schein das umdämmerte Zimmer durchrötete, schnitt Herr Sebaldus ein Thema an, bei dessen Erörterung der Rätin das Strickzeug vor Staunen aus der Hand glitt.

„Ich finde, liebe Schwägerin, diese Räume, so harmonisch sie wirken, doch zu eng für ein bequemes Dasein. Schon seit längerer Zeit hegte ich den Wunsch, dir meine Unterstützung zu einer Verbesserung anzubieten. Desgleichen gefällt es mir nicht, dich oder Liska bei jedem Klingelzug an die Tür laufen zu sehen. Auch in dieser Beziehung wünschte ich —"

„Lieber Sebaldus," fiel die Rätin tief errötend ein, „ich bin ganz zufrieden. Überdies habe ich vor dem ersten April kein Recht, zu kündigen."

„So warten wir also diesen Termin ab," entschied er, seine Hand erhebend. Denn niemals würde es die Kniebelsche Familienehre zugelassen haben, die Mutter seiner Gemahlin in untergeordneten Verhältnissen leben zu sehen vor der Welt. „Es ereignet sich ja so manches," fuhr er vielsagend fort, diesem Gedankengang folgend, „was uns unglaublich erscheint, bis es Wahrheit geworden ist. Dann fragt man sich, warum es denn eigentlich so unglaublich erschien."

„Gewiß," seufzte die Rätin, ihr Strickzeug ahnungslos wieder aufnehmend. „Es kommt ja immer anders, als man denkt. Aber zumeist nicht besser!"

Sebaldus sah unruhig auf seine Uhr. „Weshalb ist Liska noch nicht zurück?"

„Sie ist zu einer Freundin eingeladen. Vor neun Uhr erwarte ich sie nicht."

„Ohne Begleitung?" fragte Sebaldus mit schnell erwachter Eifersucht. „Du läßt die Zügel über alle Gebühr locker, meine Liebe. Man hat Beispiele —"

Die Rätin lächelte. „Ich würde es keinem raten, sie zu belästigen. Er käme schlecht weg bei ihr. Meine Liska ist ein tapferes Mädchen."

Sobald auch nur ein Gedankenflug die Person Hartlebens streifte, geriet Herr Kniebel in eifersüchtigen Zorn. „Das wird und muß anders werden," sagte er rasch und schroff. „Und zwar bald. Dieses späte Ausgehen ohne Begleitung dulde ich als Vormund unter keiner Bedingung."

Siebzehntes Kapitel.

Über die Grafschaft Linkolnshire in England war die erste Schneewolke heraufgeflogen zu dem vielhundertjährigen Park der Herrschaft Woodward. Noch gestern standen die Riesenhäupter des Waldes im harten Kampfe mit dem aus blutrotem Sonnenuntergang hervorbrechenden Nordweststurm und stemmten ihre knarrenden Leiber und krachenden Arme seiner Wut entgegen, daß jeder Vorstoß anprallte wie ein Schwerthieb gegen klingenden Stahl.

Hinsterbendes Leuchten klomm langsam auf und versank im aufgejagten Wolkengrau. Da schwebte es nieder aufs braune Moos, gefiederte Sternchen, und

deckte die Äste, umhüllte die Kronen, flocht weiße Schleier durch borkige Rinden. Das altersgraue, hochgebaute Schloß mit seinen Ecktürmen und Spitzbogenfenstern, die wie verschlafen aus dichten Schneewimpern schauten, wuchs wie ein Riese zu seiner Höhe auf.

So tot, wie es von außen schien, so lebenstrotzend war das Treiben in seinem Innern.

Vor Wochen schon hatte die Tätigkeit des Haushofmeisters begonnen. Von seinem Dienerstabe umgeben verbannte er die Unbewohntheit aus den verhängten und verschlossenen Räumen, in welchen nur zur Weihnachtszeit ein kurzer Glanz aufstrahlte, wenn der Herzog und die Herzogin von Kingsley ihre schottischen Besitzungen verließen und zu hergebrachtem Aufenthalt in Woodward eintrafen.

Das alte Schloß erwachte dann wie Dornröschen aus dem Zauberschlaf. Ein fieberhaftes Hasten ging durch die toten Säle, durch die langen Galerien und staubbedeckten Gemächer, zur Höhe und Tiefe des riesigen Baues, in denen Jahrhunderte an Kostbarkeiten und Schätzen aufgespeichert hatten, was nur unermessener Reichtum erwerben und beschaffen konnte.

Da fielen von den Gemälden und Spiegeln weiße Schleier und graue Hüllen von den Möbeln. Aus ihrem sicheren Verschluß erstanden die vielbewunderten Nippsachen der Herzogin, die unbezahlbaren Antiken des Herzogs. Da füllten sich die Damenzimmer mit Teppichen und Stickereien, mit einem Strom von überflüssiger Pracht. Bis zuletzt endlich der Obergärtner mit seinem Stabe erschien, die nur für diese wochenlange Frist mit ungeheurem Kostenaufwand in Warm- und Kalthäusern gezogenen Blumen und Gewächse mit künstlerischem Blick durch alle Räume als den schönsten Schmuck zu verteilen.

Wenn dann die mächtigen Heizvorrichtungen im Untergeschoß ihre Pflicht erfüllten, und duftige Wärme das ganze Schloß durchzog, wenn Küchenchef und Kellermeister auf ihrem Posten standen, zwei Dutzend Diener und Kammerfrauen der Gäste harrten, der Chef des Marstalls in Person mit Kutschern, Lakaien und Viererzügen sich zur Bahnstation begab, dann kam die Auferweckung des alten Schlosses zur Vollendung.

Besonders zahlreich waren in diesem Jahre die Einladungen gewesen, welche das Herzogspaar zu seinem Aufenthalt in Woodward hatte ergehen lassen. Bald wimmelte es von Gästen und Gefolgschaft bis unters Dach hinauf. Ein Rauschen und ein Summen ohne Ende glitt durch die sonstige Stille, als sei ein Bienenschwarm seiner Königin nachgeflogen.

Unter den ersten Gästen befanden sich Graf und Gräfin Brankowan. Hatten sie bisher die Jagdzeit im schottischen Hochland auf Lord Heathams Landsitz verlebt, wo der Graf als vortrefflicher Weidmann und sicherer Schütze großen Ruhm erwarb, und seiner Gemahlin Schönheit und Haltung Bewunderung erregte, so folgten sie jetzt der dringenden Einladung des Herzogspaares von Kingsley, die nächsten Wochen mit ihnen auf Schloß Woodward zuzubringen.

Der Schneesturm hatte nachgelassen. Im Nachtrab kamen noch vereinzelte silbrige Flöckchen heran, die unter der Mondsichel vorübertanzten, um im Wesenlosen zu verschwinden. Bisweilen knitterte und knatterte ein Luftzug gegen die rotverhangenen Fenster des Ankleidezimmers, in welchem Harda, die Hände müßig im Schoß faltend, der Toilettenstunde entgegensah.

Hell war's und warm um sie her, und aus den schon geöffneten Etuis versprühte der große Festschmuck sein Funkeln bis zu ihr hinüber.

Wie oft hatte sie solcher Stunde mit innerster Befriedigung entgegengesehen, wie oft sich glücklich gepriesen in ihrer Erwartung!

Sie nickte leise vor sich hin. In einem Meer von Huldigungen war sie hingewandelt von einem Erdteil zum anderen — gepriesen und tausendfach beneidet. Der nur im steten Wechsel beständige Rausch des Neuen, des Niegesehenen und Nieerlebten hatte sie wie auf Stromeswellen fortgetragen. An seinen Ufern zogen die Wunder Ägyptens, die Blumenstädte Japans, die Herrlichkeiten Indiens vorüber. Mit jedem Atemzuge trank sie die heißbegehrte Freiheit — auf stürmendem Meer, im Wüstensand, in Götterhainen. Nichts mehr von kleinlicher Beschränkung, nichts vom Erinnerungszwang an das, was einst gewesen war und nun zerflatterte.

Wieder strich ein Lüftchen am Fenster vorüber, und mit ihm glitt ein Schatten über das sinnende Antlitz der jungen Frau. Sie erhob sich und ging mit leisen Schritten auf und nieder.

War es Übersättigung, die sich heranschlich und am Gebotenen keinen Genuß mehr fand? War es Müdigkeit, die über alles ihre grauen Schleier spannt und, was das Herz entzückte, zur Mühsal macht? Harda erhob das Antlitz. Eine grübelnde Falte lag auf ihrer Stirn.

Das war so langsam gekommen — das Auseinanderleben. So unbemerkt und unverdächtig. Nun war es da. Die große, laute Welt bringt Herzensknospen nicht zur Blüte, facht keinen Funken zur Flamme an.

Was auf der Hochzeitsreise ihr an Liebesrosen gestreut war, verwehte seinen Duft — wie lange schon! Und in der Fremde wurden sie sich fremd, fanden sich nicht mehr in dem zurecht, was sie sich geben wollten und sein sollten.

Die Kammerjungfer pochte an.

Die Störung war ihr lieb. Wenn ihre Gedanken diesen Weg betraten, verloren sie sich leicht ins Törichte. Sie war ja doch die Gräfin Brankowan, eines Herzogspaares willkommener Gast, die schöne, junge, überall gefeierte Frau.

Da lag schon ausgebreitet die fließende, resedafarbene Dinertoilette, nur eine von den vielen aus dem Pariser Atelier, und verblitzte ihren Metallschmuck im Deckenlicht.

Verschwendung konnte das nicht sein, denn drunten in den fürstlichen Sälen entfaltete sich jeden Abend ein Toilettenreichtum sondergleichen. Wie hätte es denn ihr angestanden, schlichter zu erscheinen als alle anderen?

In der großen Halle schlug der Gong zum ersten Male an.

Brankowan trat ein. Bei seinem Anschauen glitt ein helleres Leuchten durch Hardas Augen. Noch hatte sie keinen gesehen, der ihm an Haltung und Vornehmheit der Erscheinung zuvorgekommen wäre, keinen, der so selbstverständlich die Hochachtung der Menschen für sich in Anspruch nahm wie er.

„Fertig?“ fragte er, sie flüchtig musternd.

Die Kammerfrau überreichte den Fächer und verschwand.

Harda nickte freundlich. Es kam ihr etwas von jenem glücklichen Gefühl zurück, welches sie damals empfand, als sie Arm in Arm mit ihm durch ihr Mädchenzimmer schritt, erwartungsvoll und fest an ihn gelehnt. Sie drückte ihren weißen Handschuh auf seinen Arm. „Du machst dich immer seltener bei mir.“

„Wirklich?“ sagte er kopfschüttelnd. „Willst du Turteltauben aus uns machen an diesem Ort?“

„Diesen Ort?“ sagte sie leiser. „Ach, alle diese Orte meine ich.“

„Sentimental also?“ fragte er nicht ohne Spott, ihre Hand von seinem Arm hebend und flüchtig an die Lippen drückend. „Das warst du früher nicht.“

„Nein,“ sagte sie mit erzwungenem Scherz. „Ich bin es auch jetzt nicht. Nur darfst du über deinen Freunden mich nicht ganz und gar vergessen.“

„Aber ich bitte dich!“ lachte er auf. „Wenn ich dich zum Beispiel jetzt in deiner ganzen Stattlichkeit hinunterführe?“

Sie legte ihren Arm in den seinen. „Pello, ich glaube, die Luft hier bekommt mir nicht.“

Es war ihr plötzlich, als vermisse sie jemand, der sie verstehen konnte auch ohne viele Worte — und ein Gefühl der Enge in ihrem kostbaren Empirekleid überkam sie.

„So plötzlich?“ fragte er. „Das wäre das erste Mal.“

„Nun ja, einmal muß man doch anfangen, sich unbehaglich zu fühlen,“ sagte sie, den leichten Ton festhaltend.

„Muß man?“ Er sah sie forschend an. „Warum muß man das?“

Das flüchtige Wohlgefallen, die dem Reiz der Neuheit entsprossene Neigung zerflatterte, noch bevor sie den Boden Ägyptens verlassen hatten. Und wie er nie an ihre Liebe zu ihm geglaubt hatte ohne seinen Grafentitel, so schlug der Vorwurf Hardas auch jetzt ins Leere. Das Gefühl der Dankbarkeit, das den Schwerbedrängten einst mit seiner Retterin verband, hatte die Gewohnheit längst abgestumpft. Harda gab die Mittel her, durch welche er ihr die Kreise öffnete, in denen sie zu leben wünschte. Ein Exempel, leicht aufgegeben und leicht gelöst.

Und während er ihrem Sehnen alle Wege öffnete ohne Rücksicht auf die Einbuße an Kapital, genoß er selbst mit vollen Zügen die niegekannte Unabhängigkeit. Die anderthalb Millionen der Geschwister Kniebel hielten jeder Laune gefällig den Steigbügel — und auf den Rennplätzen waren viele, viele Tausende liegen geblieben.

Nur in einem war Graf Brankowan widerstandskräftig geblieben. Er spielte nicht mehr. Selbst in der Erinnerung an jene letzte Nervenniederlage beschlich ihn ein weises Pflichtgefühl, das Feuer ungeschürt zu lassen und so den Dämon der Brankowans von sich abzuwehren.

Harda sah noch immer gezwungen lächelnd in sein forschendes Gesicht, als er die Frage wiederholte. „Warum muß man sich endlich unbehaglich fühlen in deiner Lage?“

Sie achtete nicht des Flimmerns und Funkelns an ihrem Körper, das allezeit wie ein Labetrunk auf sie gewirkt. Sie warf den blitzenden Fächer auf den Tisch zurück. „Mich friert,“ sagte sie leise.

„Dich friert?“ fragte er, erstaunt in das helle Kaminfeuer blickend.

„Ja,“ sagte sie leiser. „Innerlich.“

Er lachte auf. „Seit wann denn?“

„Seit wir nach Schottland gingen. Ich glaube, ich werde müde.“

„Da muß ich die Herzogin heute abend ganz besonders für deine Unterhaltung interessieren,“ fiel er spöttelnd ein.

Sie erfaßte seine Hand. Augenscheinlich wurde es ihr schwer, die Bitte über die Lippen zu bringen. „Wenn wir heute unten auseinandergehen, komm noch auf ein Plauderstündchen zu mir. Wir haben es fast verlernt, auch einmal unter uns zu sein.“

„Lieber tot als unhöflich," sagte er lächelnd. „Ich komme."

Da tönte der Gong zum anderen Male.

Er reichte ihr den Arm und führte sie die Stufen hinab.

Inmitten dieser außerordentlichen Vereinigung erlesener Pracht und prunklos sich gebenden Reichtums fiel Harda die trübe Stimmung wie ein Schleier von der Seele.

Das wußte sie genau, daß keine der Frauen, die dem englischen Hochadel entstammten, es ihr zuvortat an Haltung und äußerer Erscheinung, daß vornehmer keiner die edlen Steine vom Haupt und am Halse blitzten, ihr blumenweißer Teint in nichts der vielgerühmten englischen Gesichtsfarbe nachstand.

Die Tochter Artur Kniebels und der einfachen Frau in der Zweizimmerwohnung im Gartenhaus schritt über das Parkett des herzoglichen Schlosses so selbstbewußt und zugehörig sicher, als wurzle ihr Stammbaum im Heereszuge des normannischen Eroberers Wilhelm. Und wie sie am Arm Lord Bakerfields zur Tafel aufbrach, umrauscht von ihrer weithin leuchtenden Schleppe, umfunkelt und umstrahlt, mußte jeder die Überzeugung gewinnen, daß zeit ihres Lebens ein weißgepuderter Lakai den wappengeschmückten Sessel bei ihrem Erscheinen zurückgezogen hatte.

Der interessanten Schönheit der Gräfin Brankowan zu huldigen, fand jedermann sich bereit. Ihr seltenes, aber desto anziehenderes Lächeln, der nicht in Worte zu fassende Ausdruck ihrer dunklen Augen, die sich unter langen Wimpern oft vor der gesamten Welt zu schließen schienen, begeisterte die Männer, wie des Grafen Wesen und Erscheinung die Frauen ohne Ausnahme für sich gewann.

„Ich hoffe, Mylady," sagte Lord Bakerfield, an ihrer Seite Platz nehmend, „daß Woodward die Fähigkeit besitzt, Sie in England heimisch werden zu lassen. Es ist unser aller Pflicht, darüber zu wachen, daß dieses heimische Gefühl in Ihnen erweckt und erhalten werde."

Er war ein Vetter des Herzogs, der jährlich seine zehntausend Pfund Sterling Renten in Genüsse umzusetzen hatte und, wie alle wußten, als großer Kartenfreund sich trotzdem nicht selten in großen Barverlegenheiten befand. Ein liebenswürdiger Schwerenöter, dem weiter nichts am Herzen lag als sein Vergnügen und die Befugnis, den ungeheuren Reichtum seines Vetters sich dienstbar zu erhalten.

„Ich bin gern hier," sagte Harda, einen Blick über die mit frischen Rosen zauberisch geschmückte Tafel werfend, Rosen, die um den Gold- und Silberglanz ererbter Schätze ein Frühlingslächeln woben. „Woodward hat seine Pflicht bereits getan."

Sie dachte nicht daran, daß zu dieser Stunde Liskas Hände zwei schwarze Eßbestecke zu einer Abendmahlzeit mit Kartoffeln und Hering ordneten, und daß ihre Mutter in der kleinen Küche vorsichtig selbst den Tee abmaß.

„Nach dem Pariser Frühling," sagte Lord Bakerfield mit erinnerndem Zwinkern, „ist der englische die Krone aller Frühlinge. Mylady sollten einmal selbst den Vergleich ziehen."

„Das müßte ich dann wohl," scherzte Harda, mit einem Lächeln die ausgesprochene Bewunderung in seinen Blicken strafend. „Es fragt sich nur, wo anfangen."

„Nun, sicherlich hier!"

„Graf Brankowan," sagte Harda, ihren Fächer öff-

nend, „hat stets seine eigenen Pläne. Er dehnt danach unsere Hochzeitsreise nach seinem Wunsche aus.“

„Nicht möglich!“ rief Lord Bakerfield, seine runden Augen weit öffnend. „Die Hochzeitsreise?“

„Fast zwei Jahre,“ sagte sie leise.

„Gestatten Mylady, daß ich bei Graf Brankowan vorstellig werde wegen des englischen Frühlings?“ fragte er mit drolligem Eifer, sein kurzgeschorenes Haupt bittend zur Seite neigend.

Sie lächelte. „Höchst wahrscheinlich kommen Sie seinen Wünschen damit entgegen.“

„Und Ihre Wünsche, Mylady, sollten ihm nicht alles sein?“ fragte er seufzend.

Da hob die Herzogin für sich und alle Damen die Tafel auf. In rauschendem Zuge kehrte sie mit ihrer Gefolgschaft in die strahlenden Salons zurück, während die männliche Tafelrunde nunmehr dem schweren Wein zuzusprechen begann.

„Meine Wünsche ihm alles?“ Harda wiederholte die Frage in Gedanken. Sie rollte die ganze Zeit ihrer Ehe damit auf.

In ihren Sessel zurückgelehnt, ging sie im Geist den Weg zurück, den sie bisher an Brankowans Seite gegangen, einen freudenvollen, sorglosen Weg. Kein Wort des Unfriedens. Kein Zusammenstoß der Meinungen. Nie ein Gewitter am jungen Ehehimmel. Alles glatt und eben.

Hatte sie andere Träume gehabt damals im hochzeitlichen Reisekleid vor dem Spiegel im Kaiserhof?

Weißgepuderte Lakaien in himbeerfarbenen Samtröcken, weißseidenen Kniestrümpfen und Schnallenschuhen reichten Limonade und Sauerbrunnen umher.

Ein müdes Summen gleichgültiger Unterhaltung glitt durch die fächerschwingenden Reihen. Hin und

wieder vertrieb ein leichtes Fingerreiben an der Nase den unstatthaften Gähnreiz.

Auch über Hardas Seele glitt Müdigkeit. Sie schob es aufs Zuviel, nun ihr auf einmal ein Zweifel aufstieg, ob sie sich mehr von der Gemeinschaft der Ehe versprochen, als ihr durch Brankowan zuteil geworden war.

Ganz plötzlich kam es ihr in diesem schläfrigen Geflüster beengend wieder vor, als müsse sie in frische Luft eilen — wie damals nach dem festgefrorenen Neuen See, wo der Wind mit den bunten Fähnchen spielte und den Rauhreif von Bäumen und Sträuchern weithin verstreute.

Jetzt verfügte sich eine blonde Lady an den Flügel und irrte mit schönen Händen über die Tasten — mehr aus Gefälligkeit als aus Lust am Werk.

Und die da angeblich lauschten, lauschten mehr aus Höflichkeit als aus Bedürfnis.

Ein kleines, dünnes Stimmchen zitterte durch Duft und Licht, als ginge es in dem großen Raum gänzlich verloren. Es sang den vielen deutschen Gästen zu Ehren ein deutsches Lied.

„Willst du dein Herz mir schenken,
So fang es heimlich an,
Daß unser beider Denken
Niemand erraten kann —"

So dünn die Töne waren, so jäh verjagten sie die Müdigkeit aus Hardas Augen. Die langen, dunklen Wimpern zitterten empor, als käme vom Flügel her ein Schemen der Vergangenheit geschritten.

„Die Liebe muß bei beiden
So ganz verschwiegen sein;
Drum schließ die schönsten Freuden
In deinem Herzen ein —"

Es zuckte ihr finster, gedankenvoll spöttisch durch den Kopf. Man kann etwas so gut verbergen und verstecken, daß es nicht wieder aufzufinden ist.

„Du mußt den Spruch bedenken,
Den ich zuvor getan:
Willst du dein Herz mir schenken,
So fang es heimlich an."

Lady Georgina hatte ausgepiept und aller Damen Huldigung empfangen. Die herbeigekommenen Herren kehrten zum gemeinsamen Tee in den Salon zurück.

Hardas Augen hafteten mit nie empfundener Wärme an Brankowan — unruhig und beklommen bei seinem Anblick, als sei er nicht mehr der Mann, dem sie sich liebend hingegeben, als laufe sie Gefahr, ihn zu verlieren.

Wenn sie ihn je bewundert hatte, wenn seine Persönlichkeit sie je mit Stolz erfüllte, so flammte dieses Gefühl jetzt in ihr. Sie sah sich seiner harrend in der Stille droben, wo außer Flammenknistern kein Laut mehr hörbar ward. Sie sah ihn eintreten, so wie er jetzt den Salon durchschritt, hochaufgerichtet, ein Edelmann vom Fuß bis zum Scheitel, sah ihn an ihre Seite eilen, getrieben von der gleichen Sehnsucht, die sie erfüllte.

Als langsam Schleppe auf Schleppe verrauschte, flüsterte sie ihm noch einmal zu: „Ich erwarte dich."

Er nickte. „Ich komme — ich komme!" —

Das Herrenzimmer, in dem jeder, der noch keine Neigung zum Schlaf spürte, Gelegenheit und Geselligkeit zu einem späten Plauderstündchen fand, war diesmal leer. Der Herzog hatte die Ruhe gesucht, mit ihm die älteren Gäste. Selbst Lord Bakerfield, der flotte Junggeselle, war heute nicht zu sehen.

Da warf auch Brankowan die Zigarette, kaum

angeraucht, beiseite. Gelangweilt trat er in die Galerie hinaus, wo von den Wänden straffaufgerichtete Gestalten von Rittern und Ritterfrauen aus toten Augen auf ihn niedersahen. Das Leben kam ihm plötzlich schal und fade vor. Von Hardas Ungeduld, die droben auf ihn harrte, empfand er durchaus nichts.

Hinter ihm stieg jemand hastig die Treppe hinauf. „Schon schlafbedürftig, Graf?“

„Nicht im geringsten.“

„Kommen Sie mit. Sagen wir Bakerfield noch guten Abend.“

Er sah den Sprecher fragend an. „Weshalb das, Sir Herford?“

„Zur Abwechslung. Bakerfield ist immer guter Laune und steckt andere damit an.“

„Das hätte etwas für sich — im Augenblick,“ scherzte Brankowan.

„Nicht wahr? Besonders nach dem Gesang der Lady Georgina!“

Sie stiegen lachend die Treppe vollends hinauf.

Droben, wo sich die beiden Gänge nach den Seitenflügeln vom Hauptbau trennten, pochte Sir Edward Herford an die erste, mit schwerem Vorhang nach außen bekleidete Tür.

„Herein!“

Das Stimmengewirr drinnen übertönte wohl den Ruf.

„Wir müssen das Zeichen geben,“ lachte Sir Herford und pochte rasch hintereinander zwei- und dreimal.

Lord Bakerfield öffnete selbst. „Sehr erfreut. Mir war es doch gleich, als ob noch jemand fehlte. Viel Ehre für dies Interimslokal, Graf Brankowan!“

Er ließ sie eintreten und drückte ihnen die Hände.

Das Zimmer, hoch und geräumig, war stark erhellt

trotz der Verdunklung durch braune Ledertapeten, in deren Grundfarbe sich verblichene, von Goldkränzen umgebene rote Blumen preßten. Die Täflung aus altem, dunklem Eichenholz und eine Reihe hochlehniger, geschnitzter Stühle verliehen dem Raume etwas Kapellenartiges, wozu die Spitzbogenfenster nicht übel paßten.

Die Mitte des Raumes nahm der große, eichene Tisch ein, ein Meisterstück vergangener Zeiten, um welchen sich Lord Bakerfield in drolliger Geschäftigkeit als Wirt bewegte.

„Das Zimmer macht einen recht feierlichen Eindruck," sagte Brankowan verbindlich.

„Ganz natürlich, weil ich es bewohne." Das runde, rote Antlitz unter dem kurzgeschorenen Blondhaar lachte die Anwesenden so verschmitzt an, daß selbst Brankowan trotz der schlechten Laune sich eines Lächelns nicht enthalten konnte.

„Ich würde auch an der Bezeichnung ‚würdig' keinen Anstoß genommen haben," fuhr Bakerfield fort, seine Umgebung mit vergnügten Augen anzwinkernd, „denn wer sein bißchen Leben richtig zu leben weiß, ist würdig — ich meine würdig, es zu leben."

„Richtig, Mylord," sagte Brankowan beipflichtend. Diese Lehre war's ja gewesen, die auch er sich zur Richtschnur genommen.

„Dann darf ich bitten! Meine Herren, ich bitte, an diesem ehrwürdigen Tische Platz zu nehmen." Er ging hastig zu einem Wandschrank, schloß ihn auf und holte etliche Spiele Karten hervor. „Wir werden die Ehre haben, Graf Brankowan, Sie zu den Teilnehmern zu zählen?"

Der Anblick der Karten durchzuckte Brankowan. Er wünschte, seinem Begleiter nicht hierher gefolgt zu

sein, würde es auch vermieden haben, wenn ihm der Zweck der Versammlung bekannt gewesen wäre.

„Ich muß bedauern, Lord Bakerfield, nur Zuschauer sein zu können. Ich möchte nicht gegen meine Grundsätze —“

„Niemals, Mylord!“ fiel Bakerfield mit höflicher Verbeugung ein. „Grundsätze sind das Fundament unseres Daseins. Sie schenken uns die Ehre Ihrer Anwesenheit — das genügt.“

Er setzte sich mit so ehrbarer Miene, als handle es sich um das beste Werk auf Erden. Dann legte er zwei Spiele Karten vor sich hin, zerriß den Umschlag und reichte sie den Nebensitzenden zum Mischen. „Ich halte die Bank.“

Nun hob Bakerfield das oberste und unterste Blatt des ersten Spieles herunter und legte sie beiseite, alsdann verteilte er mit äußerster Gewandtheit die Karten des zweiten Spieles, und zwar an jeden der nächsten vier Teilnehmer eine Partie von dreizehn Blättern.

Brankowans Blicke verfolgten diese ihm sehr bekannten Vorgänge mit Interesse. Es wurde offen gesetzt, nur mit Gold, jeder Spieler belegte mit seinen Sätzen so viele von seinen Karten, als ihm beliebte.

Lord Bakerfield begann nun die Blätter des ersten Spieles regelmäßig abzuziehen. Seinem glücklichen Lächeln gemäß schien er sich unendlich wohl zu fühlen, und während der ersten Runden verlor die Sitzung auch nichts vom Anstrich eines harmlosen Vergnügens.

Jedoch die Stimmung wurde lebhafter, als Sir Herford mit großem Glück hintereinander zwei hohe Einsätze gewann und demgemäß einen anschwellenden Haufen von Goldstücken vor sich aufbaute.

„Bleibt stehen!“ rief Sir Herford, seinen aber-

maligen Gewinn nicht einstreichend, sondern einen Bruch über die ganze Karte biegend. „Paroli! — Pfui — verloren!“ Er zahlte achselzuckend den dreifachen Verlust aus.

Brankowan, noch immer mit gekreuzten Armen am Stuhl des Bankhalters lehnend, blickte mit wachsender Erregung auf die Vorgänge, die wie schlagende Wetter hierhin und dorthin sich entluden. Er sah die ihm so wohlbekannten Merkmale in den verfärbten Zügen sichtbar werden, er fühlte die Flammen, die hinter den Stirnadern aufzulecken begannen — die ganze berauschende Nervenreizung durchzitterte auch ihn.

Da war es, als recke sich das alte, hungrige Gespenst der Brankowans, das alles, alles in sich gefressen und ungesättigt zwei Jahre geschlafen, lauernd empor, als öffne es langsam die gierigen Augen und richte sie starr auf den, in dessen Adern dieser Blick ein fieberndes Erinnern weckte. Das Bluterbe erwachte in ihm und schlich sich lüstern ins Gehirn, es zerrte und riß an jeder Fiber, es flog wie ein Schleier um seine Sinne.

Brankowan fühlte es wie Fieberschauer durch seine Adern rinnen, Glut und Kälte nacheinander. In seinen Nacken schien eine Faust zu stoßen — und eine Lust, unwiderstehlich und dämonisch, strömte über ihn. Glut in den Schläfen, mit zitternden Händen trat er an den Tisch.

„Gestatten Sie, Mylord? Meine Herren, gestatten Sie?“

Lord Bakerfield lachte ihn verbindlich an, während Sir Herford ihn einlud, mit auf seine Karten zu setzen.

Brankowan griff nach seiner Brieftasche. Er dachte nicht daran, daß er noch im Frack und somit ohne größere Geldmittel war. Er dachte auch nicht daran,

was er zweimal versprochen hatte. Was war ihm Hardas Hoffnung und Enttäuschung in diesem Augenblick? Was war sie ihm je gewesen?

„Ich bitte meine Unterschrift für bar anzusehen."

Er stieß es hastig hervor, riß einige Blätter aus seinem Notizbuch, schrieb seinen Namen darauf und die Summe, welche er zu setzen gedachte, und schob die Zettel gefaltet auf die schon vor ihm liegenden Karten.

Das Glück, das er so oft in unerlaubter Weise an sich gerissen, das Glück, vor dem er zittern mußte, an dem er fast zugrunde gegangen war, dasselbe Glück stand jetzt freiwillig an seiner Seite. Fast schien es, als sei er im Besitz eines Schlüssels, der die fallenden Karten nach seinem Wunsch und Willen lenke.

Er setzte hoch und höher. Sir Herford und er steigerten ihren Einsatz um die Wette. Sir Herford verlor, Brankowan gewann.

Sein Antlitz flammte in Fieberröte auf, seine Stirnader schwoll an. Da kam das alte Gespenst herbeigeschlichen und hockte sich neben ihn, wie es einst neben seinem Vater, Großvater und Urgroßvater hockte, tückisch und grinsend.

Er fühlte, daß seine Hände erschlafften, daß sein Herz ihm bis zum Halse hinauf schlug, doch, frisch aufgestachelt, riß ihn die Leidenschaft fort.

„Es steht — Paroli!"

Das Gespenst hob die Hand.

Lord Bakerfield schlug um. „Verloren! Bitte um einen Bon über fünfzehnhundert Pfund!"

Dem Grafen stand einen Moment der Atem still. Dann erfaßte ihn eine ungeheure Wut, um so stärker, als äußerlich kein Zeichen davon sichtbar werden durfte. In diese Wut aber mischte sich ein krampfhafter Drang,

das Verlorene wieder an sich zu bringen, das launische Glück herbeizuzwingen um jeden Preis.

— — — — — — — — — — — —

In sonderbar bewegter Stimmung war Harda in ihr Gemach zurückgekehrt. Ganz wunderbar war es, was heute in ihre Seele hineingetönt war und jetzt darin weiterklang — wie ein Echo, das, immer wieder von neuem geweckt, sich unermüdlich fortpflanzt.

Sie setzte sich nieder und ließ den funkelnden Brillantstern von ihrem Haupte nehmen, die glitzernde Kette vom Halse. Das resedafarbene Kleid legte sie ab, und von dem aufgerollten schweren Haar befahl sie einen schlichten Nackenknoten zu schlingen. Ihr weißes Morgenkleid schmiegte sich weich um ihre Glieder, als habe es einen Zwang vernichtet und wohlige Freiheit geschaffen.

Es war Harda, als sei es wirklich geschehen, nun sie zum Fenster schritt und in die schneeerhellte Nacht hinaussah.

Der Wind flatterte noch immer unstet umher. Zuweilen verirrte er sich bis an die Scheiben und schlug dagegen, leise, tastend, als fordere jemand Einlaß. Und wenn er weiter wehte, verklang es wie fernes Rufen.

Harda zog den Vorhang zurück und lehnte die Stirn gegen die Scheiben. Ein blasses Mondleuchten huschte durch fliehende Wolken — ruhelos, rastlos.

So war auch sie durch die Welt gewandert — ruhelos, rastlos, aufleuchtend und verschwindend. Und sollte es so weitergehen noch andere Jahre? Wenn dann der Kreislauf beendet war, wenn es nichts mehr zu befahren gab, nichts Neues mehr zu sehen? Wenn alles dagewesen war? Was dann?

Sie fühlte plötzlich, daß schließlich eine leere Öde

aufklaffen würde, ein beängstigendes Nichts, hinter all dem glänzenden Müßiggang ein geistiges Ersterben, das seine Vorläufer, Müdigkeit und Übersättigung, schon auf ihre Spuren lenkte.

Was blieb dann übrig? Womit das lange, lange Leben füllen? Unheimisch, gleichgültig und sinnenträge. War es ihre Schuld, daß aus den ersten schönen Wochen im Land der Pharaonen nichts mehr herüberklang in diese letzte Zeit?

Sie nickte vor sich hin. So hätte es immer bleiben müssen, niemals, niemals anders werden. Und wenn es ihre Schuld nicht war, so war es die seine, so tat er unrecht an ihrem Hoffen, das sich mit tausend Ranken an ihn hing.

Harda ließ den Vorhang niedergleiten. Der Gedanke dämmerte in ihr auf, daß Mann und Frau sich mehr sein könnten als alle Pracht der Welt und ihr Genuß. Als läge die Befriedigung der Seele, des Herzens Genüge im Innern des Menschen, nicht in äußeren Dingen.

Ein Lächeln glitt um ihre Lippen, ihr altes, selbstbewußtes Lächeln. Sie trat vor den Spiegel. War sie nicht noch schöner, noch begehrenswerter geworden? Jetzt gerade sollte Brankowan sie sehen! Und wenn er kam und sie in seine Arme schloß und sah, daß ihr um seine Liebe bangte —

Die alte Schloßuhr im Eckturm droben schlug die erste Morgenstunde an.

Sie schrak zusammen. Die Röte ihrer Wangen erlosch. Hatte er vergessen, daß sie seiner harrte? Vielleicht hielt jemand ihn gegen seinen Willen fest. Sie wollte sich damit trösten, aber es rann wie ein kalter Strom durch ihre Adern.

Der Wind verstärkte sich. Er heulte um die Mauern

in den jungen Tag hinein. Rastlos schritt sie auf und nieder in wachsender Erregung des Wartens und suchte Abschweifung der quälenden Gedanken um jeden Preis.

Da hing ein Ölgemälde an der Wand aus alten Zeiten. Mit hohem Lockenbau und Federhut die Mutter, an ihrer Seite mit aufgelöstem Haar die halberwachsene Tochter.

Vor diesem Bild stand sie still in ihrer Unruhe und starrte es an. Plötzlich belebte sich ihr verstörter Blick. Der schöne blonde Backfisch dort oben — sah er nicht Liska ähnlich? Entsprang den Zügen des längst vermoderten Lockenhauptes nicht eine Erinnerung an das Antlitz der gemeinsamen Mutter?

Ob wirklich diese Ähnlichkeit herausprang, oder ob ihre erregten Augennerven sie hineinsahen, gleichviel, es überschlich sie ein drückendes Gefühl, daß sie die Blicke abwandte und weiterschritt, auf und nieder — auf und ab.

Aber die Gedanken, einmal entfesselt, hafteten fest. Sie mußte sie mit sich tragen und auf sie hören wie auf das Rauschen im Walde.

Mutter und Schwester! Wie fern, wie fern ihrem Lebensweg! Wie locker das Band, wie immer dünner geworden, das sich noch zwischen ihnen knüpfte! Sie konnte es nicht hindern, daß die Erinnerung sie zurückführte. Was war denn eine Stunde Wartens oder zwei? Ihre Mutter hatte eine ganze Nacht gewartet und sich aufs Wiedersehen gefreut. Und was sie wiedersah, das war der Tod.

Sie schreckte zusammen.

Ein letzter Glutrest im Kamin erlosch. Es wurde kalt im Zimmer. Die Turmuhr schlug zweimal an. Der dumpfe Klang schnitt ihr schmerzhaft ins Ohr.

Sie trat zur Tür und lauschte. Alles still. Kein Laut ringsum. Die hohen, breiten Gänge, halberleuchtet, lagen leer und stumm.

Hardas Schläfen begannen zu pochen, ein allgemeines Nervenzittern durchflog sie gleich einem Schüttelfrost. Die Hände aufs Herz gedrückt, todmatt vom langen Stehen und Gehen, ließ sie sich in einen Sessel niedergleiten und lehnte den Kopf gegen das kühle Polster.

Sie schlief nicht ein, sie wachte auch nicht. Ihr Körper ruhte, ihr Geist ging eigene Wege. Und diese Wege führten sie in einen grünen Waldesdom, in dem die Vögel wie mit Zauberstimmen sangen. Und dann war's plötzlich nur eine einzige Stimme, die wie aus weiter Ferne ihr zusang: „Willst du dein Herz mir schenken —"

An allen Gliedern zitternd fuhr sie auf. Irgendwo schlug eine Tür zu.

Da überdrang sie bitterer Zorn und schwerverletzter Stolz. Sie wußte nicht, daß sie in ihrer leidenschaftlichen Erregung das Gegenteil von dem tat, was sie tun wollte: sich fest vor Brankowan einschließen.

Draußen stand sie im Gange, hochaufgerichtet, mit allen Fibern harrend.

Schritte kamen träge näher, schleppend — sie bogen ein.

Der Schreck, der sie versteinerte, benahm ihr auch die Kraft, in dieser tiefen Stille aufzuschreien.

Der Mann, der dort sich nahte und jetzt, stier blickend, zu ihr hinsah mit verschwommenen Augen — war das der Mann, den sie in Qual und Groll herbeigesehnt, den sie als Vorbild imponierender Männlichkeit so oft bewundert, vor dessen vornehmer Würde sie in scheuer Zärtlichkeit sich gebeugt?

Der Stich, der ihr durch das Herz ging, machte sie vor Furcht und Abscheu wanken.

Brankowan, den Spielrausch noch im Hirn, den Tiefstand seiner Nervenspannkraft auf klebriger Stirn, stand vor ihr, die Augen eingesunken in schwarzen Ringen, die sich bis zu den Nasenflügeln dehnten und tiefe Falten in die Haut einschnitten. Das Haar hing in feuchten Strähnen wirr über die Stirn herab.

Harda begann zu zittern, und damit wich die tonlose Erstarrung von ihr. „Wo kommst du her?“ fragte sie kaum hörbar. „Wo warst du?“

Die Zunge war ihm schwer, und die Stimme klang rostig, als er sie anfuhr: „Sei still! Was stehst du hier auf Lauerposten? Wer hieß dich warten?“

Wie es ihr plötzlich klar ward, wußte sie nicht, aber es stand unverkennbar vor ihren Geistesaugen. „Du hast gespielt —“ flüsterte sie.

Der große Verlust, den er im weiteren Verlauf des Spiels erlitten, die Nervenzerrüttung und ein sich aufbäumendes Jammergefühl versetzten ihn in Zorn.

„Du sollst den Mund halten,“ herrschte er sie an, „und mich ungeschoren lassen! Ich will keinen Aufpasser. Was stierst du mich so an? Ich will Ruhe haben. Vor dir auch. Vor dir in erster Linie, verstehst du?“

Es blitzte in seinen trüben Augen flüchtig auf, als er sie erbleichen sah und zurückwanken. Dann raffte er die schlaffen Glieder zusammen und wankte, ein Erschöpfter und Entnervter, in sein Zimmer.

Sie sah ihm nach, als wäre es ein wüster Traum, der von ihr ginge — ein Traum, der gleichwohl etwas in ihr zerbrach. Dann schlug sie die Hände vor ihr Gesicht und stürzte in ihr Zimmer zurück. Das Sausen in den Ohren, davon sie wie vor einem Ohnmachts-

anfall gequält ward, zwang sie, sich niederzusetzen, das Unglaubliche, Unausdenkbare zu erfassen.

Dieser Anblick, vor dem sie sich mit Grauen schüttelte, grub sich so tief in ihr Gedächtnis, so tief die Brutalität, deren Gegenstand ihr Hoffen und Harren geworden, daß keine Träne ihrem Auge entquoll, nur bittere, bittere Scham dem Herzen.

Zerstört, vernichtet, was sie so hoch bewertet hatte und was sich niemals wieder aus dem Schmutz erheben konnte, davon auch ihr häßliche Spuren zugeflogen waren in jenen wüsten Worten, die sie wie ebensoviele Schläge ins Gesicht empfand.

Wer sie beide so gesehen hätte! Wer sie jetzt sah — die vielbewunderte Gräfin Brankowan, die sich in dieses Mannes Besitz so hoch erhoben sah, daß Kindheit, Jugend und Elternhaus dagegen verschwindend klein zusammenschrumpften!

Eine Frage schwebte über ihr und schlug wie mit Stacheln auf sie ein: Was wurde nun? Was wurde morgen? Was von jetzt an?

Sie durfte kein Aufsehen erregen. So kleidete sie sich mit hastigen Händen aus und legte sich zu Bett.

Es rauschte der Wind, es graute der Tag — errötend schlich er sich ins Fenster.

Sie lag noch immer mit offenen Augen. Vor der drohenden Öde der Zukunft, vor der Übersättigung hatte sie sich in die Arme des Gatten flüchten wollen. Entsetzt war sie zurückgetaumelt. Was blieb ihr, um die lange Lebensdauer auszufüllen?

Als die Kammerfrau ins Zimmer trat und ihre Blässe gewahrte, schützte Harda Kopfweh vor. Doch raffte sie sich zusammen und ging zum Frühstück hinunter. Der Graf ließ sich entschuldigen. Er werde die Ehre haben, zur Mittagstafel zu erscheinen.

Sie hörte es mit hartem Lächeln und ging allein die gebahnten Wege zum Park hinab.

Der Schnee wehte von den Bäumen. Ein sonnig blaues Flimmern ging durch die winterstarre Natur. Und wie die glitzernden Sternlein ihr entgegenflogen, der frische Wind ihr Herz belebte, gedachte sie der waldigen Ufer des Neuen Sees, tauchte er wie ein Gemälde vor ihr auf, worin sie sich selbst über das Eis dahinfliegen sah, mit wehenden Hutfedern, einen Veilchenstrauß an der Brust. Sie konnte es nicht hindern, daß sich Farbe auf Farbe in dieses Luftgemälde mischte, daß die Person dessen mit hineintrat, dem sie damals die Hand zum gemeinsamen Lauf gereicht und der seine Blicke so oft voll Bewunderung auf ihr ruhen ließ.

Wenn Hartleben Zeuge dieser Nachtstunde gewesen wäre! Was war denn das, was er ihrem Stolz damals auf dem Ballfest zugemutet, und was sie bei ruhiger Überlegung als gerechte Forderung jetzt anerkannte, gegen die Brutalität, deren Opfer sie heute gewesen, an der sie fortan so schwer zu schleppen haben würde, für die es kein Vergessen, kein Vergeben gab!

Achtzehntes Kapitel.

Zu später Stunde erhob sich Graf Brankowan nach fieberhaftem Schlaf mit der niederdrückenden Erinnerung an die hohe Summe, die er an Lord Bakerfield und Sir Herford verloren hatte. Spielschulden sind Ehrenschulden, die binnen vierundzwanzig Stunden geregelt werden müssen.

Mit unsicherer Hand schrieb er die Anweisung an seinen Bankier, einen Scheck über fünftausend Pfund Sterling an das Bankhaus Morley & Söhne in

London zu übersenden, und benachrichtigte die beiden Herren, daß das Geld dort zu ihrer Verfügung stehe.

Solange sein Körper unter dem Bann der Kraftlosigkeit stand, drehten sich seine Gedanken schwerfällig und lediglich um die Zahlenreihe, deren Bedeutung dem Verlust eines Vermögens gleichkam. Erst bei zunehmender Frische trat ihm ein anderes wichtiges Moment ins Gedächtnis: der zerstörte Nimbus.

Was er seinem Diener geflissentlich zu verbergen wußte, den Anblick wüster Selbstzerstörung, Harda hatte ihn aus erster Hand gehabt und war davor entsetzt zurückgewankt.

Diese Tatsache versetzte ihn in zornige Erregung, denn sie war weder ungeschehen noch wieder gutzumachen. Was aber seinen Groll am meisten reizte, sie war hervorgerufen durch lächerliche Sentimentalität, eine Sentimentalität, die er bei Harda niemals vorausgesetzt hatte! War es denn ein Unglück, einmal vergebens gewartet zu haben? Statt, wie es selbstverständlich war, zu Bett zu gehen und sich am nächsten Tage zu beklagen, zog sie auf Lauerposten, um den Sünder auf frischer Tat zu ertappen — und wie zu ertappen!

Er geriet bei diesen Betrachtungen immer mehr in Zorn, je eifriger er mit der Wiederherstellung seines Äußeren beschäftigt war.

Er hatte sie angefahren, ja angeschnauzt, als sie die Ursache seines Fernbleibens erriet, das wußte er — und etwas wie Scham mengte sich in seinen Groll, nun er diese Brutalität an der stets tadellosen Haltung seiner Gattin ihm gegenüber abmaß.

Am besten war es, die Spannung mit einer Art Bußgang zu lösen und damit zugleich seine Stellung

von neuem festzulegen, die er weder aufgehoben noch herabgesetzt zu sehen wünschte.

Nachdem alle Spuren der Zerrüttung beseitigt waren, trat Brankowan den Weg nach Hardas Zimmer an.

Aus dem Park zurückgekehrt, saß sie am Fenster und las ein Schreiben ihrer Mutter. Hatte sie sonst diese schlichten Gedankenergüsse mit nur mangelhaftem Interesse überflogen, in ihrer jetzigen Stimmung wandte sie ihnen ihre volle Aufmerksamkeit zu.

„Wir werden," schrieb die Rätin, „nun auch bald unseren Weihnachtsbaum anzünden. Liska ist immer noch von einer großen Heimlichkeit. Sie ist recht gewachsen und sieht so reizend aus, daß sich mein Mutterherz nichts Lieblicheres denken kann, als sie einmal so glücklich zu sehen, wie sie hübsch ist. Ganz außerordentlich wundert es mich, daß Onkel Sebaldus nie mehr vom Besuch des Seminars spricht und vom Lehrerinexamen. Er ist überhaupt jetzt die Güte und Nachsicht selbst gegen sie. Auch spricht er nicht mehr davon, sie in Stellung zu schicken, was mich unendlich beglückt. Nein dürfte ich um Liskas Zukunft willen ja doch nicht sagen. Wie leer und weit würden mir unsere zwei Zimmer erscheinen ohne meine Liska und ihre grenzenlose Liebe zu mir, die, das weiß ich genau, vor keinem Opfer zurückschrecken würde, gälte es mein Wohl."

Harda ließ den Brief sinken.

Zwei Zimmer? Plötzlich glitt ein blasses Rot über ihre Wangen. Das alles war ihrem Gedächtnis so weit entrückt gewesen. Wie stürmte es nun auf einmal aus allen Winkeln der Vergeßlichkeit hervor!

Sie strich sich langsam über die Stirn und las weiter.

„Was ich Dich schon immer fragen wollte und es, ich weiß selbst nicht warum, doch nicht tat, obwohl

Herr v. Warnulf mich dessen als ganz gewiß versicherte: hat Brankowan Dir niemals erzählt, daß er Deinen Stiefvater persönlich gekannt hat? Daß er mit ihm zugleich in Barnekow war an jenem Tage, als das Unglück geschah? Daß er sogar lebhaft und scherzend mit ihm gesprochen? Ach, Kind, ich suche ja noch immer alle Brocken, auch die kleinsten, zusammen, die mich an meinen lieben Mann erinnern. Frage ihn doch, liebe Harda, und laß mich seine Antwort wissen. Der alte Diener in Barnekow behauptet, daß Dein Stiefvater an jenem Abend, als die anderen Herren Hasard spielten, und Brankowan, wie ich höre, die Bank hielt, daß also Leopold damals vorzeitig und in sehr schlechter Laune auf sein Zimmer gegangen sein soll, um einen Brief zu schreiben, von dessen Verbleib trotz aller Forschungen nichts zu ermitteln war. Vielleicht entsinnt sich Dein Mann eines Vorfalls, der diese schlechte Laune Müllbrichs erklären könnte? Geschrieben ist der Brief, das ist sicher. Das Blatt dazu hat er aus seiner Brieftasche gerissen, was man noch jetzt deutlich sehen kann. Du kannst Dich später selbst davon überzeugen."

Harda ließ das Schreiben abermals sinken. Die Tür zu ihrem Vorzimmer tat sich auf.

Wie sie ihn immer gekannt, stand Brankowan vor ihr und forderte ruhig ihren Blick heraus. Ihr aber war es, als trage er über dem bleifarbenen Gesicht und den verglommenen Augen eine verschönernde Maske. Und vor dieser Maske schrak sie ebenso zurück wie vor dem häßlichen Anblick heute nacht.

„Trotz der Störung, die ich bedaure," sagte er, ihr gegenüber Platz nehmend, „muß ich doch um eine Unterredung bitten, die mir und, wie ich glauben darf, auch dir am Herzen liegt."

„Mir nicht," sagte sie, ihr Auge senkend.

„Ich kann mir denken," fuhr er lächelnd fort, als schöbe er eine weibliche Marotte nachsichtig beiseite, obwohl er wußte, daß diese Art Kriegführung nie weniger in Betracht kommen konnte als dieser Frau gegenüber, „daß sich auf dem Grunde deiner Seele ein mir sehr verständlicher Groll angesammelt hat. Ich ließ dich unentschuldbarerweise warten. Verzeih es mir, aber nicht dem guten Lord Bakerfield, der uns allesamt verführte."

Sie sah sich wieder vor dem Spiegel stehen im Bewußtsein ihrer Schönheit, wie sie jedem Laut nachhorchte, und wechselte die Farbe in stummer Selbstanklage.

„Das andere," sagte er mit einem Versuch, ihre Hände von dem Brief zu lösen, „ich meine das, was dich erschreckte, war die bedauerliche Folge dieser Verführung. Du wirst so viel Erfahrung haben, die seelische Verfassung eines Menschen mit seiner körperlichen zu entschuldigen. Eine kluge Frau wie du zieht ein anderes Resultat aus solchem Vorkommnis als ein sentimentales Gänschen, das sich auf den Zehen heben muß, um über den nächsten Zaun des Lebens zu gucken, über die erste Stufe der Erkenntnis. Weil ich diese Überzeugung habe, ist mir der Gang zu dir nicht schwer geworden. Der gesunde Verstand rechnet nicht mit Gefühlsschaumblasen, sondern mit der Notwendigkeit, derlei Vorkommnissen die beste Seite abzugewinnen. Und die beste Seite in diesem Fall ist deine Zusage, das Geschehene ungeschehen sein zu lassen und dich von gekränkter Eitelkeit nicht abseits führen zu lassen."

Sie hatte die Hände nicht auseinander getan, um sie seinen weißen und geschmeidigen Fingern zu überlassen. „Meine Eitelkeit," sagte sie langsam, als müßten die Worte mit Gewalt flüssig gemacht werden, „scheidet

in jedem Falle aus, sobald es sich um meine Selbstachtung handelt."

„Selbstachtung!" sagte er, die unterdrückte Nervenreizung schwer empfindend. „Das sind große Worte wegen einer Bagatelle. Ich liebe den hohen Kothurn nicht, man geht nicht sicher darauf. Bleiben wir auf dem ebenen Boden alltäglicher Vorkommnisse und legen wir meinen unparlamentarischen Äußerungen keinen höheren Wert bei, als sie verdienen."

„Die Roheit des Mannes," sagte sie, die dunklen Augen voll zu ihm erhebend, „ist allerdings kein Schimpf für die Frau, sie ist ein Schimpf nur für ihn selbst. Aber sie wirkt im Herzen der Frau stärker fort, als ein Neueansatz des Mannes gutmachen kann, denn sie zerstört ein Bild, indem sie seine Züge verzerrt. Und damit verliert es den Wert, den es für die Frau besaß, und stellt ein anderes dafür auf, für das sie nichts von dem empfindet, was vormals ihr Stolz, ihr Glück war."

Er lachte auf. Ein heiseres Lachen, das seine Ursache in verbitterter Ungeduld sowohl als in Erschlaffung der Halsnerven fand. „Du salbst uns beide reichlich ein mit moralischem Balsam. Deine Zunge trieft davon wie die junge Perserbraut am Hochzeitsabend. Was weißt du denn, was du mit dieser widerspenstigen Weisheit in mir zerstörst? Ich rechnete auf eine kluge, fügsame Frau und finde ein Pensionsmägdelein, das zum Himmel schreit. Da müßten viele Frauen zeter schreien."

„Es handelt sich nicht darum," sagte sie, „was ich tue, sondern darum, was ich fühle."

Er betupfte seine Stirn mit den Fingerspitzen. „Und was fühlst du, wenn ich fragen darf?"

Sie schwieg.

„Na, bitte!" sagte er spöttisch. „Immer heraus

damit! Die Moralpredigt ist ja doch noch nicht zu Ende. Das Büßerhemd trage ich schon."

Sie schwieg noch immer. Ganz unabhängig von ihrem Wollen jagten Bilder der Vergangenheit, der Brautzeit, an ihrem Geiste vorüber. Auch jener Augenblick auf dem verschneiten Weg in Schierke, als sie mit aufflammendem Jubel sein Liebeswerben vernahm. Zärtliche Worte, denen die Auslassungen dieser Nacht wie ein Hohn gegenüberstanden.

Aber das war es ja nicht, was ihr die Seele einschnürte und zusammenpreßte, der Grund lag viel tiefer als Zorn und Groll. Die emporringelnde Unsicherheit, das fürchtende Mißtrauen war es, dessen sie sich nicht mehr erwehren konnte unter dem Eindruck der Maske, die sie immer wieder heruntergleiten sah, die Ungewißheit, ob diese Maske eine einmalige Versuchung deckte oder eine alte, langgenährte Leidenschaft, die Ahnung einer großen, großen Enttäuschung, die plötzlich aufschoß und sich nicht zum Schweigen bringen ließ.

„Meiner Auffassung deines Wesens," sagte sie, ihrer Stimme nicht völlig sicher, „lag nichts ferner als die körperliche und geistige Zerrüttung, in der du mir heute nacht entgegentratest, wenn es mir auch unbegreiflich ist, daß ein Mensch mit gesunden Sinnen sein Geld derart verschleudern kann."

Er preßte die Lippen aufeinander in ringender Ungeduld. „Ich habe seit Jahren keine Karte angerührt. Dieses Examinieren muß ich entschieden ablehnen."

„Insofern hast du recht," fiel sie mit einem Kniebelschen Anflug ein, „als es ja doch wohl dein Geld ist, das du vergeudest, nicht meines."

Er sah sie mit schnellem Frageblick an. Dann zuckte ein nervöses Lächeln um seine Mundwinkel. „Tadellos,"

murmelte er, sein Taschentuch gegen die Schläfe drückend. „Dich nennst du ohne Zweifel die Sparsamkeit selbst?“

Der Anflug verschwand aus ihrer Stimme, als sie, um die Szene zu beenden, den Brief der Rätin aufnahm. „Ich sollte dir eine Frage vorlegen, wünscht Mama. Aber vorher beantworte mir erst meine eigene Frage: weshalb sagtest du mir nie, daß du meinen verstorbenen Stiefvater gekannt hast?“

Die Nachwirkung seiner Ausschweifung war noch zu stark, um ihm einen schmerzhaften Schreck zu ersparen. Er fühlte ihn wie einen elektrischen Schlag durch den ganzen Körper zucken. „Mir scheint,“ sagte er mit harter Stimme, „daß heute alles aus Ecken und Winkeln hervorgeholt wird, um ihm einen Anschein von Wichtigkeit zu geben. Ob ich deinen Stiefvater einmal flüchtig gesehen habe, ist gänzlich gleichgültig. Auf diese Art müßten vorübergehende Bekanntschaften zu einer Gedächtnisqual werden.“

„In allen anderen Fällen — vielleicht,“ sagte sie, und am Klang dieser Worte konnte er ermessen, wieviel er von dem Nimbus eingebüßt hatte, den sie ihm stets mit Stolz zuerkannt, „in diesem nicht.“

„Sollte ich vielleicht die alte Geschichte, die mir näher geht, als du in dieser Stunde möglicherweise glaubst, wieder aufrühren, als ich um dich anhielt?“ fragte er mit nervöser Hast. „War es nicht besser, zu schweigen über eine geringfügige Begegnung, die zur Aufmunterung der Gemüter und zur Steigerung gegenseitiger Sympathie die ungeeignetste war? Ich habe nicht bemerkt, daß deine Mutter mir von letzterem Artikel einen Überfluß entgegenbrachte, auch nie in mir etwas entdeckt, was mich zu vertraulichen Äußerungen ihr gegenüber veranlaßt haben könnte.“

„Ich vermag mich in dieſe Gründe nicht hineinzudenken,“ ſagte ſie kopfſchüttelnd und mit tiefem Ernſt. „Ich kann eine Begegnung, und ſei ſie noch ſo flüchtig geweſen, nicht gleichgültig nennen, ſobald ich in ihre nächſten Kreiſe trete.“ Die ringelnde Unruhe ſtieg wieder in ihr auf und ließ ſie den Brief von neuem entfalten. „Mir gegenüber oder Onkel Sebaldus, ſowie den Tanten gegenüber brauchteſt du dieſe Bedenken nicht zu haben. Unſere Gefühle für den zweiten Mann meiner Mutter ſtanden keiner Mitteilung deinerſeits im Wege. — Mama ſchreibt weiter, daß nach Warnulfs Bericht die Unterhaltung meines Stiefvaters mit dir angeregt und lebhaft geweſen ſei —“

„Was Herr v. Warnulf angeregt nennt und unter lebhaft verſteht,“ fiel er achſelzuckend ein, „weiß ich nicht. Mir iſt kein Wort davon erinnerlich.“

„Der Diener,“ fuhr ſie, die Zeilen überfliegend, raſcher fort, „meinte —“

„Der Diener?“ rief er auflachend. „Auch das noch! Dienſtbotenklatſch!“

„Der Diener behauptet, mein Stiefvater — übrigens der einzige, der nicht an eurem Haſardſpiel teilgenommen — ſei merklich ſchlechter Laune, anſcheinend ſchwer verärgert, auf ſein Zimmer gegangen.“

„Er hat ſich wahrſcheinlich gelangweilt. Da er nicht mitſpielte, iſt das kein Wunder.“

„Einen anderen Grund für dieſe Verſtimmung weißt du nicht? Mama fragt an.“

„Wenn du mich in der Lage glaubſt, die jeweiligen Mißſtimmungen anderer mit Gründen zu belegen, ſo muteſt du mir in der Tat zu viel Intelligenz zu,“ ſagte er aufſtehend.

„Noch einen Moment!“ rief ſie. „Es handelt ſich da um etwas mir ganz Neues. Mama ſchreibt von

einem Brief, den mein Stiefvater, sobald er in sein Zimmer gegangen war, auf ein herausgerissenes Blatt geschrieben haben soll —"

„Und was noch?" fiel er mit schlecht verhaltener Erregung ein. „Ich bin von dieser Litanei vollständig befriedigt und kann mit weiteren Auskünften nicht dienen."

Er ging zur Tür, kehrte aber noch einmal zurück, trotz des Bohrens in seinen Schläfen, und trat zu ihr.

„Viel wichtiger als diese müßigen Fragen ist unser beiderseitiges Verhältnis, das aus den Fugen zu gehen scheint," setzte er langsam hinzu.

Sie blickte vor sich hin in eine weite Öde, buntglänzend angehaucht und doch unendlich leer. „Ich reise nicht länger," sagte sie mehr zu sich selbst als für ihn. „Ich bin müde."

„Alles infolge dieser Nacht?" fragte er spöttisch, wenn auch mit zuckenden Lippen.

„Da ist vieles — vieles," sagte sie leise. „Ich möchte" — sie wußte nicht, wie ihr dies Verlangen plötzlich ins Herz flog — „ich will die Meinen einmal wiedersehen."

Er sah sie einen Augenblick mit prüfendem Staunen an. „Du?"

Er hatte es niemals nötig gehabt, ihren Familiensinn zu beargwöhnen, denn der war herzlich schwach entwickelt gewesen, und nie hätte es auch in seiner Absicht gelegen, sie und sich den Ihrigen näher zu bringen, deshalb stand er dieser Wandlung momentan sprachlos gegenüber.

„Was heißt das?" fragte er nach einer schwülen Pause. „Willst du dich etwa in Berlin häuslich niederlassen?"

„Ja — das, glaube ich, ist mein Wunsch." Sie

sah noch immer versonnen in die Ferne, als läge dort, was ihre Zukunft wieder lockend und lebenswert gestalten könne.

„Und wenn ich mich weigere?“ fragte er mit aufblitzenden Augen.

„So reise ich vorerst allein.“

Er antwortete nicht mehr, wandte sich kurz ab und ging aus dem Zimmer.

Ihm ward's zu eng in dem gewaltigen Bau mit seinen hochragenden Mauern, er ließ sich Hut und Mantel reichen und ging den Weg zum Park hinab, den Harda kurz zuvor gegangen war.

Wohin er sah, lagen die Eindrücke ihrer schmalen Füße vor ihm, stete Mahner, stumme Sprecher. Wohin er die Gedanken auch richtete, sie drängten nach einem Punkt zurück, so stetig, daß die kaum besänftigte Glut in seinem Hirn von neuem entfachte.

Sein Geld — sein Geld sollte er verspielt haben! Hätte ihm nicht das Blut so heftig in den Schläfen gehämmert, er hätte laut aufgelacht.

Der Wind tummelte sich in den Baumkronen und wehte herunter, was sich herunterfegen ließ an flatternden Schneeschleiern. Er spürte die prickelnde Kälte nicht, sie tat ihm wohl.

Lange genug hatte er die Augen verschlossen gegen die rapide Minderung des Kapitals, an dem fast zwei Jahre verschwenderischen Lebens rastlos gezehrt hatten. Und nie hatte er Harda Einhalt geboten, nie eine Mahnung ausgesprochen. So hatte er ihre Unerfahrenheit und Eitelkeit zu seinen Mitschuldigen gemacht. Was war nach dem gestrigen Verlust denn noch übrig von der halben Million?

Brankowan faßte, vom Schwindel gepackt, nach einem Baum und hielt sich an ihm aufrecht. Das war

das allerschlimmste. Die Kur, die er sich selbst verschrieben hatte, welchen Erfolg wies sie auf? Welche Heilung? War das Erfolg und Heilung, wenn er heute vor ein paar Gelegenheitsfragen erschreckte, vor ein paar nichtigen Buchstaben zusammenfuhr?

Er verwünschte Sir Herford und Lord Bakersield bis in die Hölle, seine eigene Schwäche dazu. Er kämpfte mit einem Scheugefühl gegen den Zwang an, Harda als Richterin anzuerkennen, ihr die Führung zu überlassen. Sie mußte bildsam und fügsam in seiner Hand bleiben, nicht einen Schritt außerhalb seines Einflusses tun. Sein Einfluß mußte ihren Einfluß auf die Kniebels erzeugen, mußte die Quellen flüssig erhalten. Er fühlte sich elend, aufgerieben und doch immer noch durchloht von unverwüstlicher Lebensluft. Sie war wie ein Fieber in ihm, das durch alle Adern rollte und nach Ausbruch drängte.

Brankowans Hand zitterte, als er sie vom Stamm löste und gegen sein beengtes Herz drückte. Er hatte stets gehaßt, was sich diesem Triebe in den Weg stellte, er hatte es vernichtet. O, sie war gefährlich — diese Lebensluft!

Trotz des scharfen Windes, der ihm in heftigen Stößen entgegenblies, perlte ihm der Schweiß auf der Stirn. Einmal war ihm ein befreiender Augenblick geworden, ein erlösender Impuls ihm nahe getreten. Aber nur durch den Tod — damals, als er nach seinem Verlobungsabend die Pistole in der Hand gehalten hatte.

Wieder war es die Lebensluft gewesen, verkörpert im Gold der Kniebels, die sich dazwischen schob. Nun, das Gold war ja noch da, warum schon verzweifeln? Weshalb das Hirn zergrübeln mit Dingen, die lange, lange ins Nichts zerflossen? —

Als der Gong zur Dinerstunde ertönte, trat Graf

Brankowan in Hardas Zimmer, um sie in den Salon hinunterzuführen. Was seine Blässe vertiefte, legte ihr ein seltenes Rot auf die Wangen.

Sie stand mit dem Rücken gegen den Eintretenden gewandt vor dem Spiegel. Als in dessen Fläche plötzlich seine Gestalt erschien, sein wächsernes Antlitz unter dem tiefschwarzen Haupthaar, ging ihr ein Schreckgefühl durch die Glieder. Es war ihr, als sehe sie denselben Mann in immer verschiedenen Erscheinungen, Verkleidungen und Masken.

„Fertig?“ fragte er, ohne näher zu treten.

Sie nickte schweigend. Ihr war es, als ginge eine Kälte von ihm aus, die bis zu ihrem Hals und Nacken wehte.

„Dann — bitte!“

Sie sah den blitzenden Strahl in seinen Augen, die schmalgezogenen Lippen — und griff nach ihrem Fächer. Es brauste ihr in den Ohren von all dem Niegeahnten, das lawinenschnell über sie hereingebrochen war und eine Kette unabsehbarer Folgen hinterdrein zog, als sie ihren Arm auf seinen Frackärmel legte.

„Ausgeschmollt?“ fragte er, sich zum Scherz zwingend. „Ich denke, ich mache meine gestrige Versäumnis heute gut.“

Sie zuckte zusammen. „Heute nicht — und nie mehr!“ sagte sie, hastig die Tür öffnend.

Er lachte kurz auf. „Du spannst den Bogen sehr straff. Allzu scharf macht aber schartig. In einer Art,“ fuhr er spöttisch fort, ihre zunehmende Röte betrachtend, „hast du dich bei mir zu bedanken, denn ich sah dich seit langem nicht so frisch und rosig.“

Das murmelnde Rauschen ihres weißen Kleides glitt die Stufen hinab — sonst kein Laut mehr zwischen ihnen.

Zur selben Zeit empfing Lord Bakerfield von seinem herzoglichen Vetter, dem irgendwie die nächtliche Orgie zu Ohren gekommen war, die strenge Weisung, sich aller weiteren Zusammenkünfte dieser Art in Woodward zu enthalten.

Und er hatte Gründe, dieser Weisung zu gehorchen.

Neunzehntes Kapitel.

Obwohl Liska dem Weihnachtsbaum mit allen Überredungskünsten ein außergewöhnlich langes Leben erwirkte, einmal kam der Tag doch im neuen Jahre, wo der Portier sich seiner gefühllos bemächtigte und ihn hinausschleppte.

Das war desselben Tages, als Herr Sebaldus mit seinen Liebes- und Heiratsgedanken nicht länger hinter dem Berge hielt.

Das Unausgesprochene hatte schon lange die Einigkeit der Geschwister getrübt, es hing wie eine Wolke am Himmel ihrer Eintracht und brachte gelegentlich Situationsverschärfungen zuwege.

Ganz wunderlich, wie sich im reiferen Alter — Herr Sebaldus zählte fünfundvierzig Jahre — die Liebe zu dem Jugendfrühling seines Mündels entwickelt hatte, desselben Mündels, das ihm als Kind und Backfisch viel mehr Last als Freude gewesen war.

Seine stattliche Erscheinung und sein Vermögen hatten nicht selten weibliche Herzen angelockt, Mitbesitzerinnen dieser beiden Vorzüge zu werden, und ganz empfindungslos solch gutem Willen gegenüber war Herr Sebaldus nicht allezeit geblieben. Aber sein Herz hatte zu viele Berater gehabt in Gestalt von Bequemlichkeit, Gewohnheit und Selbstwertschätzung, um seine Wünsche ohne weiteres durchsetzen zu können,

und so war es bei der Würde geblieben, mit welcher Herr Kniebel die Familie anstandslos beherrschte, geliebt und bewundert von dem Schwesternpaar, dem sein verändertes Wesen in letzter Zeit heimlichen Kummer und Sorge bereitet.

Immer, wenn die Frühstückszeit herannahte, waren die beiden Damen emsig beschäftigt, allen Gepflogenheiten ihres Bruders auf das peinlichste zuvorzukommen. Kaffeelöffel, Messer, Mundtuch, alles lag in gewünschter Ordnung, und Fräulein Rosa würde es für Lieblosigkeit gehalten haben, hätte ein Kannenhenkel seine Front unbotmäßig gegen Herrn Kniebels Sitz genommen.

In diese peinliche Ordnung trat Sebaldus heute wie immer mit friedsamem Lächeln ein, und sogleich begannen beide Schwestern das angenehme Geschäft, seine Bedürfnisse in liebevoller Geschäftigkeit zu befriedigen.

Aber wie harmonisch diese erste Nahrungsaufnahme sich auch gestaltete, die schweigsame Beharrlichkeit ihres Bruders, sich von der gemeinsamen Unterhaltung auszuschließen, veranlaßte Fräulein Lilla endlich zu der besorgten Frage, ob sein körperliches Befinden sich in letzter Zeit nicht mehr mit ihren schwesterlichen Wünschen decke.

„O ja," sagte Herr Kniebel, ihr dankend die Hand reichend. „Es sind Gedanken anderer Art, die mich beschäftigen und die ich euch nicht länger vorenthalten will."

„Wir sind ganz Ohr, Sebaldus," versicherte Fräulein Rosa, dem Mädchen, das sich an der Türschwelle zeigte, einen energischen Wink gebend, unsichtbar zu werden. „Wenn ich ganz offen sein soll, lieber Sebaldus, so erwarten wir diese Mitteilung schon längere Zeit."

Sebaldus nickte. Er wußte sehr gut, daß er mit seinem Vorhaben einen Sprengstoff in ihr langjähriges Beisammensein schleuderte, und deshalb nahm seine Stimme von vornherein den Klang an, der Widerstand und Widerspruch ein für allemal ausschied. „Meine Lieben," sagte er und hüllte seine Spätsommerliebe in ein würdiges Pflichtgewand, „ich weiß nicht, ob eure Gedanken sich jemals auf die Tatsache richteten, daß unser Name und Geschlecht dem Aussterben entgegengeht?"

„Ja, wirklich," flüsterte Fräulein Rosa, ihrer Schwester zunickend.

„Gewiß, Sebaldus," sagte Fräulein Lilla mit fest zusammengekniffenen Lippen.

„Dann wißt ihr auch," fuhr Sebaldus mit Nachdruck fort, „daß ich der letzte männliche Kniebel bin."

„Leider — ja," flüsterte Fräulein Rosa, das Antlitz ihrer Schwester besorgt betrachtend.

„Wenn ihr euch darüber klar seid, meine Lieben —"

„Du willst heiraten, Sebaldus!" fiel Fräulein Lilla mit bemerkenswerter Selbstbeherrschung ein, während Fräulein Rosa wie elektrisiert vom Stuhl aufsprang.

„Du? O, Sebaldus! Und wir —"

„Ihr werdet niemals in mir den sorgenden Bruder verlieren," sagte er milde. „Es wäre mir lieb, Rosa, wenn diese Familienangelegenheit ohne Tränentaufe abgewickelt werden könnte."

„Laß das Geheule!" sagte auch Fräulein Lilla mißbilligend. „Sebaldus ist Herr seines Willens, und wir sind durchaus unabhängig."

„Ich lobe deinen Standpunkt, Lilla," bestätigte er diesen Hinweis. „Ich hoffe, daß wir uns alle drei so liebhaben, daß keiner dem anderen ein Glück mißgönnt. — Geh also in dich, Rosa, meine Liebe."

Und sie ging in sich, denn sie legte das Taschentuch einstweilen beiseite.

„Ist es die verwitwete Benkenstein?“ fragte Lilla ruhig. „Sie ist stark in dich verschossen seit jeher. Oder ist —“

„Kein Oder und kein Aber, meine Liebe. Mit Witwen und älteren Mädchen will ich euch nicht in Konflikt bringen. Ich will euch auch gar nichts Neues aufzwingen, an dem ihr viel zu studieren und zu probieren hättet, nichts, was sich befugt halten könnte, sich trennend zwischen uns zu stellen. Ich bin willens, ein frisches, junges Leben unserem Kreise anzugliedern — ich beabsichtige, Liska heimzuführen.“

Über Fräulein Rosa kam eine derartige Gliederlähmung, daß sie nicht ein Augenlid zu rühren vermochte. Sie starrte ihren Bruder wortlos an.

Fräulein Lilla dagegen schnellte wie von einem Hieb getroffen in die Höhe, hochrot im Gesicht und mit blitzenden Augen. „Was — das willst du?“

„Das will ich, meine Liebe. Und zwar noch in diesem Jahre,“ sagte er, seine Serviette zusammenfaltend.

„Also wieder da anfangen, wo wir aufgehört haben?“

„Ich wüßte nicht, meine Liebe, daß ich schon einmal im Sinne gehabt hätte, um Liska anzuhalten.“

„Anhalten — du! Um sie! Bei Mathilde!“ rief Fräulein Lilla mit echt Kniebelschem Hochmut. „Deshalb also diese unbegreifliche Güte! O, Sebaldus, was wir unserem Bruder Artur zum Vorwurf machten —“

„Keine Vergleiche!“ fiel er strenge ein. „Sie haben fast immer einen Hang, zu hinken.“

„Und dieses Kind,“ fuhr sie tiefverletzt fort, „diese Göre, diese naseweise —“

„Ich schließe die Unterredung," sagte Sebaldus aufstehend. „Sie artet aus."

„O, sie wird gern zugreifen!" rief Fräulein Lilla unter dem hastigen Zunicken ihrer Schwester. „Und erst Mathilde! O, nicht mit einer — mit allen beiden, mit vier Händen greifen sie zu! — Was, Rosa? Da wird ein Vergöttern losgehen, ein Verhimmeln! Sebaldus hier, Sebaldus da! Sebaldus hinten und vorn! Man wird gar nicht Ohren genug haben können, den lieben Schwiegersohn preisen zu hören. Dieses auf fünf Mark monatliches Taschengeld gesetzte Mädchen — deine Frau! In deine glänzenden Verhältnisse hineingehoben! O, sie müßte ja noch närrischer sein, als sie schon ist, wenn sie nicht vor Dünkel sich aufbliese wie ein Frosch! Sie und Mathilde — alle beide!"

„Überlassen wir das der Zukunft," sagte Sebaldus, dem diese Auslassungen trotz ihres Unmuts schmeichelten. „Wir wollen sie nehmen, wie sie ist, und für uns erziehen. Sie ist bildungsfähig. Einmal uns angehörend, wird sie bald erlernen, sich uns und nicht der Mutter anzupassen. Keine Sorge, meine Lieben! — Rosa, entgeistere dich! Du kannst zu deinem Bruder nach wie vor das allergrößte Vertrauen haben."

Ein Tränenstrom war die Antwort. Ein Teil von ihm floß in die Vergangenheit zurück. „Dazu also haben wir entsagt, Lilla —"

„Entsagt oder nicht entsagt, meine Liebe!" rief Sebaldus strafend. „Ich entsage jedenfalls nicht. Und wenn dein seliger Bräutigam nicht gestorben wäre, hätte es mit deiner Entsagung auch sehr schwach ausgesehen."

„Du mußt nicht an Liska denken, nur an Sebaldus," sagte Fräulein Lilla mit selbstverleugnender Überredung. „Ich glaube auch, wenn erst der Einfluß

Mathildes gebrochen ist, an eine entsprechende Veränderung ihres Wesens. Wir wollen unser Bestes tun, Sebaldus wie bisher an uns zu fesseln, indem wir Liska in seinem Sinn und für ihn passend erziehen."

„Aber die Müllbrichs — und wir!" schluchzte Fräulein Rosa. „Und so schnell —"

Sebaldus sagte nicht, daß seine Eifersucht auf Hartleben einen längeren Aufschub nicht dulde, sondern gab Lilla ein Zeichen, die Trostlose aus dem Zimmer zu führen.

— — — — — — — — — — — — —

Im Wohnzimmer der Rätin leuchtete die Sonne so freundlich über den Blumen zwischen den Fenstern und im Blumenständer, daß der heitere Farbenglanz sich dem ganzen Raum bis auf Müllbrichs Bild hinauf mitzuteilen schien.

Am frühen Morgen schon waren Mutter und Tochter sehr fleißig beim Ordnen der kleinen Wirtschaft gewesen, wobei sich Liska als „munterer Seifensieder" durch Naturgesang anzufeuern pflegte.

Der Winter war hart, und es ging in manchem mehr auf, als die Rätin berechnet hatte, und das sie bei größter Sparsamkeit doch nicht umgehen konnte, deshalb kam ihr der Gedanke, ihre freie Zeit mit Arbeit für ein Weißwarengeschäft auszufüllen. Bei Entdeckung dieser Tätigkeit ihrer Mutter hatte Liska, was selten vorkam, erst bitterlich geweint, dann aber einen kräftigen Schwur getan, nicht wie das fünfte Rad am Wagen nebenher zu laufen, sondern sich auf die Suche nach einem Privatzirkel für „junge Gänse" zu begeben, den sie leiten konnte, und also ihr Scherflein fürs allgemeine Wohl beizutragen. Sobald sie abkommen konnte, hatte sie sich auf den Weg gemacht. Mittags und abends war sie bei Frau v. Grottfuß eingeladen.

Gegen Mittag wurde die Glocke gezogen. Frau Müllbrich nahm einen Brief entgegen und wollte eben die Tür hinter dem Postboten schließen, als Herrn Sebaldus Kniebels Zylinderhut am Treppenabsatz in Erscheinung trat.

Bei seinem Anblick erbebte immer etwas in der Rätin, aber ihr hübsches Gesicht lächelte ihm dennoch freundlich entgegen.

„Nun — du öffnest selbst?“ fragte er, seinen Pelz im Flur aufhängend.

„Mache es dir, bitte, nur bequem.“ Sie hielt den Brief noch immer in der Hand, als er bereits seinen Platz neben dem Sofa eingenommen. „Von Harda — Poststempel Köln.“

„Davon nachher,“ sagte Sebaldus abwehrend. „Vor allen Dingen eine Frage. Warum bist du wieder allein? Wo ist Liska?“

„Denke dir,“ sagte die Rätin fröhlich, „heute ist ein Feiertag erster Güte für sie. Frau v. Grottfuß und ihre verheiratete Tochter Anne haben sie zu Tisch und zum Besuch der Oper eingeladen. Liska hat ja noch nie eine Wagneroper gehört. Und nun ‚Lohengrin‘! Ich glaubte, die Kleine wollte an die Decke springen vor Glück. Sie hat mein Temperament — ich konnte mich auch so über alle Maßen freuen.“

Wenn die Rätin dachte, daß diese Bemerkung irgendwelchen Wert für Herrn Kniebel besaß, so irrte sie sich. „Mathilde,“ sagte er, seiner Enttäuschung freien Lauf lassend, „es könnte fast den Anschein gewinnen, als ginge Liska mir geflissentlich aus dem Wege.“

„Aber, bester Sebaldus,“ sagte die Rätin bestürzt aufschauend, „wie sollte sie denn? Sie wußte ja doch nicht —“

„Aber du weißt, liebe Mathilde —“ fiel Sebaldus

mit abschneidender Handbewegung ein, „du könntest und solltest es wenigstens wissen, daß meine vielfachen Besuche den Zweck hatten, Liska zu sehen, daß es mich geradezu verlangte, sie zu sehen. Hast du das nie bedacht?“

„Du bist so außerordentlich gütig jetzt zu ihr,“ sagte die Rätin, „daß es mir in der Tat sehr leid tut, daß —“

„Es wird anders werden,“ unterbrach er sie mit einem ihr fremden Lächeln. „Wir werden den kleinen Ausreißer etwas fester an die Kette legen — wir beide. Es gibt Gelegenheiten, wo man dieses Festlegen nicht nur gern sieht, sondern sogar ersehnt. Wenn du meine Fürsorge und — Innigkeit im Verkehr mit euch überdächtest, müßte dir die Ursache von selbst in die Augen springen.“

„Ich weiß es, Sebaldus,“ sagte die Rätin warm, „du hast erkannt, daß mehr in Liska steckt, als ihr zugestehen wolltet, daß sie es verdient, sanft behandelt zu werden. Mit einem Wort, daß es euch leid tut, ihr so manches Unrecht zugefügt zu haben. Siehst du, daher die Scheu gegen euch, gegen dich, die mir oft peinlich ist.“

„Diese Scheu,“ fiel er ein, „ist in vielen Fällen die Basis um so stärkerer Zuneigung.“

„Hoffen wir es, Sebaldus! Sie hat ja ein so gutes, weiches Herz.“

„Daran halte ich auch fest,“ sagte er, der Rätin plötzlich die Hand entgegenstreckend. „Es entspricht ganz dem, was ich dir zu gestehen und für mich in Anspruch zu nehmen habe. Wenn die Jahre der Überstürzung, der Selbstsucht vorüber sind, fühlt sich der Mensch befähigt, sein eigenes Wohl mit dem Wohl anderer pflichttreu zu verbinden. Darauf kannst du rechnen, liebe Mathilde. Und nun will ich der Sache

selbst näher treten, damit du begreifst, daß Liskas Fernsein mich schwer enttäuschen mußte."

Das Verständnis der Rätin für das Gehörte war so gering, daß sie seine Hand dankbar umschloß.

„Ich schicke voraus," sagte er, diesen Druck als schweigende Zustimmung lächelnd erwidernd, „daß Lilla und Rosa in dieser Sache mit mir gleich fühlen und, abzüglich eines natürlichen Überraschtseins, keine Einwendungen dagegen erheben, wenn ich nunmehr meine Häuslichkeit ohne sie führe, mit einem Wort, wenn ich heirate."

Noch immer war Frau Müllbrichs Verständnis nicht erwacht, so daß sie, obwohl erstaunt, aufmunternd nickte. „Recht so, Sebaldus! Die Ehe ist dem besten Junggesellenleben vorzuziehen, sagte Leopold immer."

„Meine Liebe," sagte Sebaldus, der selbst in diesem Augenblick die Autorität des verstorbenen Amtsgerichtsrats nicht gelten lassen wollte, „diese Anschauung ist zu allgemein gehalten, um als Lehrsatz aufgestellt zu werden. Was mich aber betrifft, so fühle ich mich allerdings durch die Liebe, die ich empfinde, zur Ehe gewaltsam hingedrängt. Ich will mein Glück jetzt von dir fordern. Ich liebe Liska und — also gib sie mir."

Wenn ein Blitzstrahl durch die Decke und ihr zu Füßen niedergezuckt wäre, die Rätin hätte vor Überraschung und unaussprechlichem Schreck nicht fassungsloser sein können.

Er las Lillas Prophezeiung daraus und ergriff nochmals ermutigend ihre Rechte. „Nun weißt du," sagte er, ihre Finger sanft streichelnd, „warum Liskas heutiges Fernsein mir nur schwer erträglich ist. Ich habe keine Sorge, liebe Mathilde, ihre Scheu vor mir wird sich sehr bald in das Gegenteil verwandeln."

„Sebaldus," murmelte die Rätin mit blassen Lippen, „ich —"

„Ist dir das wirklich nie in den Sinn gekommen — dieser letzte Zweck?" fragte er, ihre Hand aus der seinen gleiten lassend.

„Nie. Und Liska, das schwöre ich dir —"

„Liska," unterbrach er sie lächelnd, „das glaube ich gern, wird so weit nicht gedacht haben. Aber daß sie an meiner Seite aller Sorge um die Zukunft enthoben ist — und," setzte er mit bedeutsamem Nachdruck hinzu, „nicht nur sie, sondern auch du, liebe Mathilde, das brauche ich wohl nicht erst hinzuzufügen. Es wird, daran ist gar kein Zweifel, ihrem kindlichen Gemüt eine große Genugtuung bereiten, dein Leben durch diese Ehe angenehm zu verschönern."

Der Rätin ging es wie ein Schnitt durch das Herz. Die Sprache versagte ihr abermals.

(Fortsetzung folgt.)

Die Verſetzung.

Eine Geſchichte aus dem Schulleben.

Von Ernſt Georgy.

Mit Bildern von J. Mukarovsky.

(Nachdruck verboten.)

Wir haben nunmehr noch einmal unſere Anſichten nach beſtem Wiſſen ausgetauſcht. Wir alle fühlen die Verantwortung, welche auf uns ruht. Gehen Sie alſo heim, meine Damen und Herren, und ſchreiben Sie die Zenſuren in dem Bewußtſein, daß jedes Prädikat erſt nach reiflicher Überlegung erteilt wurde. Unſer Beruf iſt ein idealer. Wir wollen ſeine Fahne hoch und ſtolz tragen, unbeirrt um die Angriffe, die höhniſchen Spötteleien und das übelwollende Mißverſtehen, das uns leider gerade in jüngſter Zeit von ſeiten der Eltern, der Schüler und der weiten Öffentlichkeit ſo häufig begegnet!“

Dieſe Worte des neuen Direktors der höheren Mädchenſchule hallten in Martha Lohmann nach, als ſie vor dem alten Schreibtiſche, einem Erbſtück ihres Vaters, ſaß und die Zenſuren für ihre Klaſſe ſchrieb. Jedes Zeugnis machte ihr beſondere Schwierigkeiten. Sie trug zuerſt die Urteile der Kollegen und Kolleginnen in die Rubriken ein. Sobald es ſich jedoch um die Fächer handelte, in denen ſie ſelbſt unterrichtete — und dies waren die wichtigſten — wurde ſie ſchwankend. Immer wieder blätterte ſie unſchlüſſig in ihren Notizen, in den vor ihr aufgeſtapelten Heften und im Klaſſen-

buche. Immer wieder stellte sie sich die Schülerinnen leibhaftig vor und versuchte das in ihr entstandene Charakterbild mit dem in der Konferenz von den Kollegen ausgesprochenen zu vergleichen. Als nun gar die Reihe an die Letzten der Klasse kam, verzögerte sich die Arbeit bedenklich.

„Du grübelst und stöhnst ja, als ob es sich nicht um Schulzensuren, sondern um Todesurteile handle," schalt Frau Lohmann, die Witwe eines Regierungsrates, nachdem sie die Tochter schon längere Zeit beobachtet hatte.

„Es handelt sich um die Versetzung."

„Was will das heißen? Bei fünfzehnjährigen Backfischen hat das doch nicht viel zu bedeuten!"

„Doch, Mutter." Martha drehte sich ein wenig um. „Das letzte Schuljahr liegt jetzt vor ihnen. Wenn wir eine zurückbehalten, verliert sie ein ganzes Lebensjahr. Das ist keine Kleinigkeit für Mädchen, die später ihr Brot verdienen müssen."

„Wer soll denn sitzen bleiben?" Frau Lohmann unterbrach ihre Strickerei nicht während der Unterhaltung.

„Frida Sturm und Agathe v. Wendheim."

„Nun, Marthchen, die beiden haben dir im verflossenen Jahre oft genug die Hölle heiß gemacht. Du kamst manchmal ganz krank vor Ärger heim. Sie büßen eben nur ihre Faulheit und ihre dummen Streiche."

„Ich habe aber gerade diese beiden sehr gern," widersprach die junge Lehrerin und seufzte tief. „Frida ist hochbegabt, und diese Agathe — ach, was habe ich um die Liebe dieses Mädchens gerungen! Sie muß blind gewesen sein, daß sie es nie bemerkt hat."

„War es nicht die Wendheim, die du mit den Spottzeichnungen im Verdacht hattest?"

„Allerdings. Kinder sind nun einmal grausam. Wie oft habe ich nicht im Schulhofe ihre Anspielungen: ‚alte Schachtel — sitzen geblieben — Tugendtante‘ aufgefangen! Ihre Jugend kann unser Alter eben nicht verstehen.“

„Nimm mir's nicht übel, Kind, aber deine Sentimentalität ist in diesem Falle wirklich nicht angebracht,“ rief die alte Dame ärgerlich. „Was man sich einbrockt, muß man auch auseſſen. Laß das freche Ding ruhig sitzen. — Freilich behältst du dann gerade diese beiden in deiner Klasse!“

„Ja, Mutter.“

„Solche räudigen Schafe können dir die ganze neue Herde verderben.“

„Darum sorge ich mich weniger,“ erklärte die Lehrerin mit gerunzelten Brauen. „Ich halte es aber für beide verderblich, wenn sie zusammenbleiben.“

„Das ist nicht deine Sache. Du erfüllst deine Pflicht, und damit Punktum!“

„Nein, nein,“ widersprach Martha heftig, „dazu ist mir mein Beruf denn doch zu heilig. Du hättest nur den Direktor hören sollen! Wir sollen nicht nur Schulkenntnisse pfropfen, sondern auch Erzieher sein, Bindeglieder zwischen Elternhaus und Leben.“

„Blühender Idealismus! Die Eltern betrachten euch als notwendiges Übel und die Kinder als natürliche Feinde. Je demokratischer die Welt wird, um so mehr verliert ihr an Stellung.“ Die Stricknadeln klapperten wie gereizt.

Auf Martha Lohmanns Gesicht spiegelte sich ein kurzer Kampf. Dann lächelte sie verklärt. „Gleichviel! Wir müssen versuchen, unsere Aussaat zu machen. Meine Klasse soll mir Mann und Kind ersetzen. Die Mädchen ahnen gar nicht, was sie mir sind, und wie

ich um sie werbe. — Sieh, Mutter, als Frida Sturm vor einigen Monaten so lange fehlte, da habe ich versucht, Agathe für mich zu erobern. Äußerlich blieb sie zwar spröde und mißtrauisch. Aber hier — nimm einmal ihre Hefte und blättere sie durch. Du wirst zweifellos einen Fortschritt finden. Alle Kollegen gaben mir zu, daß sie sich in den letzten Wochen gebessert hat. Ich habe himmelhoch gebeten, daß wir sie versuchsweise versetzen. Ich habe betont, daß es ihre Rettung wäre; aber ich bin leider überstimmt worden — leider!"

Frau Lohmann entgegnete nichts. Sie zuckte die Achseln, schaute aus dem Fenster hinaus und strickte dabei emsig weiter.

Martha wendete sich wieder ihrer Arbeit zu und schrieb zögernd, unruhig, erregt zuerst die Zensur und dann mit klopfendem Herzen die Bemerkung: „Nach einstimmigem Beschluß des Lehrerkollegiums konnte das Reifezeugnis für die erste Schulklasse nicht erteilt werden."

Die Regulatoruhr schlug die siebente Stunde. Die alte Dame erhob sich, um die Vorbereitungen für das Abendessen zu treffen, und verließ das Zimmer. Martha blickte nach Erledigung ihrer Arbeit nachdenklich in die Luft.

Da hörte sie die Korridorglocke, das Öffnen der Tür und eine jugendliche Stimme, die nach ihr fragte. Gleich darauf ließ das Dienstmädchen die Besucherin eintreten.

Erstaunt erkannte die Lehrerin in dem eleganten, hübschen Mädchen ihre Schülerin Frida Sturm, die leicht verlegen, aber doch etwas von oben herab grüßte.

„Verzeihen Sie, wenn ich noch so spät störe, Fräulein Lohmann."

„Es wird sicher etwas Wichtiges sein, das Sie her-

führt," ſagte Martha, ging dem jungen Mädchen entgegen und reichte ihr die Hand. „Setzen Sie ſich zu

mir, denn es plaudert ſich ſo beſſer. Was haben Sie mir mitzuteilen?"

Das verwöhnte Kind reicher Eltern ſchaute ſich haſtig in dem einfachen Gemach um. Ihre Blicke

trafen auch den Schreibtisch. Dabei wurde sie dunkelrot. Unverkennbar malte sich Schrecken auf ihrem Gesicht. „Verzeihen Sie," stieß sie hervor, „aber ich sehe da —— Sind unsere Zensuren schon geschrieben?"

„Ich bin soeben damit fertig geworden, Kind."

„Fräulein Lohmann, werden Agathe und ich sitzen bleiben? Ist die Konferenz schon gewesen?"

„Ja, Frida. Aber ich bin nicht befugt, über die Resultate zu sprechen. Diese werden Sie übermorgen erfahren."

Die kleine Sturm war bleich geworden. Ihre Hand packte die der so oft verspotteten Lehrerin. „Von mir will ich ja gar nichts wissen! Aber Agathe darf nicht sitzen bleiben — unbedingt nicht!" sagte sie eindringlich. „Setzen Sie mich meinetwegen in die dritte Klasse zurück; aber lassen Sie, bitte, meine Freundin in die erste kommen, liebes, gutes Fräulein Lohmann."

„Sie sind alt genug, um zu wissen, daß Sie Unmögliches verlangen, Frida. In der Schule entscheiden die Leistungen."

„Ich war aber doch an allem schuld," widersprach das Mädchen heftig. „Wahrhaftig — ich habe mit meinem Spott Agathe gegen alle Lehrer aufgehetzt. Ich habe sie vom Arbeiten abgehalten und ausgelacht, wenn sie lernen wollte. Nur ich bin schuldig."

„Warum haben Sie das getan, Frida? Sie wußten doch wohl genau, daß Sie Ihre Freundin damit schädigten?"

Frida blickte in das müde Antlitz, die traurigen Augen ihrer Lehrerin und brach plötzlich in Tränen aus. „Ich habe es eben nicht bedacht," sagte sie, „ich wußte ja auch nicht, wie arm Wendheims sind."

„Das hat doch mit Fleiß und Aufmerksamkeit nichts

zu tun!“ widersprach Martha Lohmann sanft. Ihr Herz begann zu klopfen.

„Doch!“ Das junge Ding war mit einem Male ganz wilde Erregung. „Agathe darf eben nicht sitzen bleiben. Frau v. Wendheim lebt von einer kleinen Pension und stickt Tag und Nacht, um für den Leutnant und den frechen Kadetten einen kleinen Zuschuß zu verdienen. Für Theodora, die in einem Lehrerinnenseminar ist, zahlt die Tante Oberin. Und — ich wußte das ja alles gar nicht, wahrhaftig nicht, Fräulein —“

„Erzählen Sie weiter, Frida,“ sagte Martha, leicht die zuckende Hand ihres Gastes streichelnd.

„Ja,“ fuhr das Mädchen fort, „für Agathe und Traute zahlt der Onkel Major das Schulgeld. Vorhin war er bei Frau v. Wendheim, und — er kann meine Freundin ohnehin nicht leiden, weil sie so gut zeichnet und Karikaturen von ihm gemacht hat. Über ihre Zensuren war er so empört, daß er sie sogar geohrfeigt hat — dieses Scheusal!“

„Vielleicht meint er es gut mit seiner Nichte, Frida. Er will doch nur ihr Bestes, das werden Sie mir doch zugestehen?“

„Der und gut meinen!“ fuhr sie auf. „Agathe haßt ihn, und oft hat sie, nur um ihn zu kränken, nicht gearbeitet. Ich habe sie noch bestärkt. — Vorhin war er da und hat geschrieen und getobt und geschworen, daß Agathe, wenn sie sitzen bleibt, sofort aus der Schule genommen wird!“

„Ist dies so schrecklich?“ Fräulein Lohmann lächelte ein wenig.

„Natürlich, dann kann sie doch nicht Malerin werden. Ihr Onkel will sie aufs Land geben, und dort soll sie zur Wirtschaftsmamsell ausgebildet werden. — Agathe darf also nicht sitzen bleiben, Fräulein! Wirklich nicht!

Ihre Mutter würde verzweifeln über die Schande. Ihre Brüder würden sie verspotten, ihre Schwestern sie verachten. Ich kenne meine Freundin. Sie hält, was sie sagt, und sie hat mir soeben geschworen, daß sie sich das Leben nimmt, wenn sie sitzen bleibt. Sie hat doch zuletzt so eifrig gearbeitet! Helfen Sie ihr doch!"

— — — — — — — — — — — — —

Frida Sturm war längst fort, da fühlte ihre Lehrerin noch die Eiseskälte, das lähmende Entsetzen, das sie gepackt hatte, als sie die letzten Worte gehört. Vergebens bot Frau Lohmann ihre ganze Beredsamkeit auf und versuchte, die Tochter zu überzeugen, daß zwischen derartigen überspannten Redensarten und der Ausführung solcher Tat ein großer Unterschied wäre, daß gerade Backfische so oft mit Todesgedanken um sich zu werfen pflegten.

Martha lag die ganze Nacht schlaflos. Sie sah das blasse schlanke Mädchen mit den schweren aschblonden Zöpfen, den dunklen Augen, dem schmalen trotzigen Mund vor sich. Agathe v. Wendheim war ein interessantes Menschenkind, vor dem, bei der hohen zeichnerischen Begabung, wohl eine große Künstlerlaufbahn liegen konnte. Was sprach aus dem leidenschaftlichen Gesichtchen nicht alles, wenn es ihr im Geschichts- oder Literaturunterricht gelungen war, Agathe zu interessieren! Keiner anderen außer gerade dieser Schülerin traute sie die Kraft eines solchen Tuns zu.

Fieberhaft erregt erhob sie sich am Morgen und begab sich in die Schule. Ihre Augen suchten sofort angstvoll die beiden widerspenstigen Freundinnen, an deren Bank — es war die letzte — sie trat.

Frida Sturm, heute wieder beruhigter, zeigte sich keck und unaufmerksam wie stets und verriet mit keiner

Miene einen Gedanken an den geſtrigen Beſuch. Sie war innerlich feſt überzeugt, daß die „Alte“, wie man

die dreiunddreißigjährige Klaſſenlehrerin nannte, nicht mehr wagen würde, ihre Freundin ſitzen bleiben zu laſſen. Auch Agathe v. Wendheim ſchien äußerlich ruhig. Nur ihre feinen Naſenflügel bebten nervös,

und in ihren großen grauen Augensternen glühte eine unruhige Frage.

Zum ersten Male fiel der Lehrerin die Dürftigkeit des Anzuges auf, die sie über dem interessanten Gesichtchen ihrer widerwilligsten Schülerin stets unbeachtet gelassen hatte. Was mochte das Kind schon an Not und Bitterkeit erlebt haben? Was für ein Dornenweg lag vor ihr im günstigsten Falle, und welche Hölle, wenn die Härte des Onkels sie wirklich zu solcher Erniedrigung zwang?

Martha Lohmann benützte die große Pause, ließ sich bei dem Direktor melden und trug ihm noch einmal die Angelegenheit vor, für die sie sein besonderes Wohlwollen erbat. Nachdem er ihr versprochen hatte, die Versetzung noch einmal reiflich zu erwägen und mit ihren anderen Lehrern zu besprechen, verließ sie ihn erleichtert. Sie wußte, der gerechte und gütige Mann würde sein möglichstes tun.

Am folgenden Tage fand der Semesterschluß mit Zensurenverteilung und Versetzung statt. Eine Schulfeier in der Aula pflegte voranzugehen. Das Lehrerkollegium und die Schülerinnen versammelten sich frühzeitig in sonntäglichen Gewändern. Eine unverkennbare Aufregung lag über den Kindern, die in ihrer Erwartung noch zappeliger und schwatzhafter als sonst waren. Freudige und angstvolle Blicke streiften die feierlich ernsten Gesichter der verehrten oder gefürchteten Damen und Herren, von deren Entscheidung heute so vieles abhing.

Martha Lohmann im schwarzseidenen Kleide stand neben dem Podium, von dem aus der Direktor seine Ansprache zu halten pflegte. Eine Kollegin sollte auf dem Harmonium, sie selbst später auf dem Flügel die Begleitung der Lieder spielen, welche der Gesangs-

lehrer mit den beiden Oberklassen einstudiert hatte. Sorgenvoll behielt sie Agathe im Auge, die steif und stumm dasaß und auf Frida Sturms leises Geschwätz lauschte. Wie bleich und unvorteilhaft das Mädchen in dem spärlichen grauen Hänger aussah! Welche Gedanken mochten durch ihren Kopf gehen, welche Angst ihr Herz erfüllen! Martha hatte noch keinen Bescheid von dem Direktor erhalten, keinen Auftrag, die verhängnisvolle Zensur noch einmal zu schreiben.

Sie zuckte schreckhaft zusammen. „Fräulein Lohmann, bitte, eine Minute," sagte eine Stimme. Der Anstaltsleiter stand vor ihr und führte sie in das anstoßende Zimmer. „Ich habe mit allen Lehrkräften der zweiten Klasse noch einmal Rücksprache genommen," fuhr er fort, „und ich bin warm für die kleine Wendheim eingetreten. Ich versichere es Ihnen!"

„Ich bin davon überzeugt, Herr Direktor," sagte Martha schmerzlich. Sie wußte Bescheid.

„Herr Professor Masius erklärt, daß ihr die sittliche Reife für die oberste Klasse fehle, und die Herren, die den Sprachunterricht leiten, behaupten, daß sie trotz guter Anlagen das Pensum nicht erreicht habe. Sie spreche und schreibe zwar niedlich, aber die theoretischen Kenntnisse ließen viel zu wünschen übrig. — Ich würde mit allen in Widerspruch geraten und vor mir selbst ungerecht erscheinen, wollte ich um häuslicher Verhältnisse willen eine solche Ausnahme eintreten lassen. Hier hat leider die Majorität entschieden!"

„Die arme Mutter!" flüsterte Martha.

„Es ist bitter traurig, daß wir so oft die Eltern schwerer strafen als die Kinder selbst," sagte er ernst. „Unser Amt ist schwer. — Ängstigen Sie sich übrigens nicht, ich habe bereits an Frau v. Wendheim geschrieben, ihr die Sachlage auseinandergesetzt und für Agathe

bei dem Herrn Vormund ein gutes Wort eingelegt. Trotzdem ich an solche Kinderphrasen absolut nicht glaube, habe ich sogar gebeten, das Mädchen heute abzuholen und im Auge zu behalten."

„Ich danke Ihnen, Herr Direktor."

Martha schlich mit zitternden Knieen in den Saal zurück. Unwillkürlich schaute sie nach Agathe. Ihre Augen begegneten sich in stummer Frage und Antwort. Die Lehrerin erbleichte noch mehr. Die Schülerin senkte tief den Kopf.

— — — — — — — — — — — — —

Keine Miene verzog sich in dem jugendlichen Gesicht, nur das Haupt schien sich noch tiefer zu neigen, als Martha Lohmann in ihrem Klassenraum Agathe v. Wendheim und Frida Sturm verkündete, daß sie noch ein Jahr hindurch sich der Wiederholung des Lehrstoffes zu widmen haben. Martha ließ den unterdrückten Empörungsausruf Frida Sturms unbeachtet und sprach so gütig und liebevoll mit Agathe, daß sie die Herzen aller anderen im Sturm eroberte.

Als sie den von ihr scheidenden Versetzten die Hand geschüttelt und sie in die Ferien entlassen hatte, trat sie noch einmal zu den beiden Freundinnen. Sie standen unentschlossen vor den Garderobeständern. Das Fortgehen schien ihnen heute wenig Freude zu bereiten.

Fridas Augen schimmerten ihr haßvoll entgegen. Sie fühlte nicht das tiefe heiße Mitgefühl der Lehrerin. Alles in ihr war Auflehnung, Trotz gegen eine ihr unbegreifliche Ungerechtigkeit. Sie hatte doch die Schuld auf sich genommen, hatte der „Alten" Agathes traurige Verhältnisse erzählt und verstand es nicht, daß dies alles wirkungslos geblieben sein sollte.

Agathe schien sehr ruhig, gab Martha verständige Antworten und versprach ihr, sogleich nach Hause zu

gehen. Sie ließ ſich die Hand drücken und ſchritt dann neben Frida die Treppe hinab und dem Ausgang zu.

Martha Lohmann, die ihr aus dem Fenſter angſtvoll nachſchaute, atmete befreit auf, als ſie vor dem

Haustor eine schlanke, dunkelgekleidete Dame stehen sah, die den Mädchen entgegenging und Agathe hastig in die Arme schloß.

Die Mutter hatte ihr Kind selbst in Empfang genommen. Ihre Liebe würde das junge Wesen schützen und zum Guten leiten. Die mit solchem Entsetzen, solch qualvoller Angst erwartete Entscheidung würde auch bei dem Vormund und bei den Brüdern zu nichts weiterem führen als in allen Familien: Scheltworte, vielleicht Schläge oder andere Strafen und einige Wochen hindurch bittere Vorwürfe und verletzende ironische Bemerkungen, bis man sich in das Unvermeidliche gewöhnt und gefunden hatte.

Beruhigter begann die abgehetzte Lehrerin ihre Ferien. Am Nachmittage machte sie mit der Mutter einen weiten Spaziergang. Beide füllten ihn mit ernsten Gesprächen über Haus und Schule aus. Frau Lohmann mußte oft das überfeine Pflichtgefühl der Tochter mit praktischen und energischen Bemerkungen eindämmen und ihren Idealismus mit der Wirklichkeit in Einklang zu bringen versuchen.

Aber noch im Bett beschäftigten sich Marthas Gedanken mit dem Besprochenen und schweiften zu der Schülerin, die heute sicher die versäumten Pflichten und törichten Streiche mit heißen Reuetränen büßte. Sie hatte sie ihr, trotz allen Verstehens, nicht ersparen können und hoffte, daß Agathe verständig genug war, die Strafe als gerechtes Besserungsmittel hinzunehmen. Vielleicht würde sich ihr Charakter gerade nach solch schwerem Schlage doppelt gut entwickeln.

Endlich schlief Martha ein und erwachte erfrischt erst ziemlich spät am Morgen, als die Mutter kam und sie anrief.

„Guten Morgen, Marthchen. Ich mußte dich leider

wecken. Der Schuldiener bringt dir einen sehr eiligen Brief vom Direktor, der um sofortige Antwort bitten läßt."

Martha riß den Umschlag auf und überflog die Seiten. Dann sagte sie: „Der Direktor schreibt mir, daß Major v. Wendheim noch gestern abend spät sein Mündel Agathe abgemeldet habe, da er sie aufs Land in Pension zu geben wünsche. Der Direktor bittet mich, selbst noch einmal zu den Wendheims zu gehen und zu versuchen, dieses Geschick von der Kleinen abzuwenden. — Bitte, Mutter, sage dem Schuldiener, ich ließe mich empfehlen und würde den betreffenden Besuch sogleich machen." —

Zwei Stunden später befand sich Martha bereits auf dem Wege. Sie hatte sich eindringliche, zu Herzen gehende Worte für den strengen alten Offizier zurechtgelegt und sah erstaunt, daß sie dem Ziele bereits nahe war. Das große Mietshaus auf der anderen Straßenseite mußte die ihr bezeichnete Nummer tragen. Vor dem Torweg hielt ein Wagen, und viele Menschen, besonders Frauen und Kinder, standen aufgeregt schwatzend und gestikulierend umher.*)

Etwas beunruhigt überschritt die Lehrerin hastig den Fahrdamm.

„Der Arzt selbst hat das arme Mädel ins Krankenhaus gebracht und ist nun oben bei der Mutter. Die soll ja von einer Ohnmacht in die andere fallen," sagte jemand.

„Was ist denn geschehen?" fragte Martha erblassend. Ihre Kniee begannen zu wanken.

Eine Frau, froh, das Gehörte weitergeben zu können, rief: „Oben bei der Frau Hauptmann Wend-

*) Siehe das Titelbild.

heim hat sich die Agathe, was die zweite Tochter ist, heute gegen Morgen mit ihres Vaters Pistole erschießen wollen."

„Heiliger Gott! — Ist sie tot?"

„Noch nicht ganz. Eine schreckliche Wunde im Kopf hat sie aber, und blaß sah sie aus wie der Tod."

„Warum nur?" entfuhr es Martha in wilder Pein, trotzdem sie den Grund gut genug wußte.

„Die Tochter von dem reichen Sturm hat es ja laut 'rausgeschrieen, daß nur die Schule daran schuld ist, daß es eine abscheuliche Ungerechtigkeit wäre! Sitzen lassen haben sie das Mädel, trotzdem sie die Klügste in der Klasse war!"

„Der Teufel soll die Bande holen!" mischte sich ein Mann wütend ein.

„Was wissen die überhaupt von den Kindern!" bestätigte ein anderer. „Bekommen ein großes Gehalt, geben ein paar Stunden und kümmern sich sonst überhaupt nicht um ihre Schüler!"

„Na, jetzt geht es den verknöcherten alten Schachteln aber doch einmal an den Kragen!" triumphierte eine bessergekleidete Dame. „Es ist endlich Zeit dazu. Vorhin war bereits ein Herr von einer Zeitung oben. Der hat sich alles genau erzählen lassen und aufnotiert. Heute abend will er einen Artikel bringen, daß die ganze Stadt aufhorchen wird."

Martha hörte nichts mehr. In ihren Ohren sauste und brauste es. Mit weit aufgerissenen Augen blickte sie von einem zum anderen. Aber sie sah nichts als Haß, Zorn, Unzufriedenheit gegen ihren Stand, also gegen sie selbst. Alle, alle waren gegen sie. Die Zeitungen würden sich der Sache bemächtigen, eine Skandalgeschichte daraus machen, und ihr Name wurde gebrandmarkt. Niemand würde ihr glauben, niemand ihr

mehr ein Kind anvertrauen! Sie aber hatte alle geliebt, alle zu verstehen und gerecht zu behandeln versucht. Sie hatte immer nur unter eigenen Qualen gestraft. —

Mit schweren Gliedern schleppte sie sich wie im Fieber heimwärts. In ihrer Wohnung sank sie auf einen Stuhl, unfähig, der besorgten Mutter Antwort zu geben. Sie aß nichts und harrte dumpf, bis gegen Abend die Zeitung gebracht wurde.

Und da stand es an auffallender Stelle gedruckt. In rührenden Worten war das Unglück erzählt und die Personen, die Schule mit Namen genannt. Ein leidenschaftlicher Angriff gegen die heutigen Pädagogen folgte.

Martha las nicht zu Ende. Ein heftiger Nervenchok warf sie zu Boden. Die Mutter und das Dienstmädchen brachten sie zu Bett. Als alle Beruhigungsmittel der Hausapotheke nicht halfen, wurde der Arzt gerufen. Er verordnete Packungen, verschrieb ein Rezept voller wichtig klingenden Medizinen und befahl strengste Ruhe.

Die ganzen Ferien vergingen so. Vierzehn Tage verbrachte Martha Lohmann im Bett in wildem Fieber oder in stumpfer Apathie. Dann ging es mit ihrem Befinden langsam und stetig besser. Ihre beste Medizin waren nicht die Tropfen und Pulver, sondern die Liebesbeweise aus dem Schülerinnenkreise und dem Lehrerkollegium. Ihr Zimmer duftete von Blumen. Auf ihrem Tische häuften sich Briefe und Postkarten. Der Direktor kam mit seiner Gattin persönlich und brachte ihr das Zeitungsblatt, in dem er eine energische Protesterklärung mit den Unterschriften aller Lehrer der Anstalt veröffentlicht und dadurch alle weiteren Preßfehden vermieden hatte.

„Wie geht es Agathe v. Wendheim, und was wird aus ihr?“ fragte Martha zögernd.

„Sie iſt nach Magdeburg zu einer Tante gebracht worden. Dort wird ſie vorerſt ihr Zeichenlehrerinnenexamen machen. Reicht ihr Talent aus, ſo ſoll ſie in Berlin in der Malerei weiter ausgebildet werden,“ antwortete der Direktor.

Die Lehrerin legte eine Minute die Hand über die Augen. „Und Frida Sturm?“ ſagte ſie kaum hörbar.

„Mit Frida habe ich in Gegenwart ihrer Eltern mich eine Stunde ſehr ernſt unterhalten,“ erzählte der Direktor. „Ob ich ſie überzeugt habe, weiß ich nicht. In jedem Falle werden Sie in ihr künftig eine willigere und beſcheidenere Schülerin finden, liebes Fräulein Lohmann.“

Martha blickte ſinnend vor ſich hin. „Wie ſchwer wird es uns gemacht, in einem Jahre eine Brücke zu den Herzen ſo vieler Kinder zu ſchlagen! Ich bin ganz verzagt, Herr Direktor.“

„Kopf hoch!“ ermunterte er. „Liebe zum Berufe und Pflichttreue haben Sie genug. Mit dem Bewußtſein, richtig gehandelt zu haben, müſſen wir uns tröſten.“

Dankbar drückte ſie dem Direktor die Hand. Mutvoll trat ſie beim Schulanfang vor ihre neue Klaſſe.

Ein Vogelparadies.

Von E. E. Weber.

Mit 8 Bildern. (Nachdruck verboten.)

Wie die Alte Welt in Norwegen und Grönland, auf Island und den Färöerinseln in den „Vogelbergen“ riesige Vogelkolonien besitzt, so weist auch die Neue Welt ein Vogelparadies auf, das weder in der Zahl seiner Bewohner noch im Reichtum der vertretenen Arten hinter den nordischen Brutplätzen zurücksteht. Es liegt an der Küste des Staates Louisiana, nordöstlich vom Mündungsgebiet des Mississippi.

Der „Vater der Flüsse“, wie der Amerikaner den gewaltigen Strom bezeichnet, führt Unmassen von Sand und Schlamm mit sich, die er zum Teil in seinem Delta ablagert, zum Teil aber auch weit in den Golf von Mexiko hinausträgt. Die Gegenströmungen im Mexikanischen Meerbusen nehmen die Sinkstoffe mit nach Norden und setzen sie an der Küste von Louisiana ab, so daß nun hier im Lauf der Zeiten Tausende von kilometerlangen Marsch- und Sumpfländereien und davor eine Menge von Sandbänken und niedrigen Inseln entstanden sind.

In dieser Moraswildnis haben sich allenthalben unermeßliche Kolonien von Sumpfvögeln und Seevögeln angesiedelt. Die heiße Sonne brütet hier Tag für Tag über den Schlammablagerungen und schafft so äußerst günstige Lebensbedingungen für die Nach-

kommenſchaft der Stechmücken und Grünkopffliegen. Infolgedeſſen entwickeln ſich in dieſem Küſtenſtrich ungeheure Mücken- und Fliegenſchwärme, die für die Inſektenfreſſer unter den Vögeln eine unerſchöpfliche Nahrungsquelle darſtellen.

Je nach der Jahreszeit wechſelt die Zuſammen-

From „Harper's Magazine". Copyright, 1909, by Harper & Brothers.

An Bord des Wächterſchiffes.

ſetzung der Vogelkolonien. Im Winter wimmelt es von Wildenten und Wildgänſen, im April und Mai erſcheinen die durchziehenden Scharen der Brachvögel, Sumpfläufer, Strandläufer und Kampfläufer, während von Juni an nur die Standvögel, wie Seeſchwalben, Möwen, Schnepfen, Steinwälzer, Verkehrtſchnäbel und Pelikane, anzutreffen ſind, die auf den Eilanden oder in der Küſtenzone ihre Niſtſtätten aufſchlagen. Vor dem Juni ſind die niedrigen Bänke und Eilande als Niſtorte nicht geeignet, da die Früh-

lingsſtürme das Meer ſo aufwühlen, daß die Wogen über die flachen Landrücken hinwegſchießen.

From „Harper's Magazine". Copyright, 1909, by Harper & Brothers.

Ein Louiſianareiher auf dem Neſt.

Noch vor wenigen Jahren ſchien es jedoch, als ſollte dieſes Vogelparadies dem Verderben preisgegeben ſein. Die Fiſcher und Schiffer des Miſſiſſippi-

deltas waren darauf aufmerksam geworden, daß die Vogelfedern einen beträchtlichen Gewinn abwerfen müßten. Und nun begann ein rücksichtsloses Morden. Tausende von Reihern, Seeschwalben und Möwen wurden erlegt, und beständig gingen ganze Schiffsladungen von Reiherbüschen und Möwenbälgen nach New York, wo sie als Hutschmuck verarbeitet oder nach Europa verhandelt wurden.

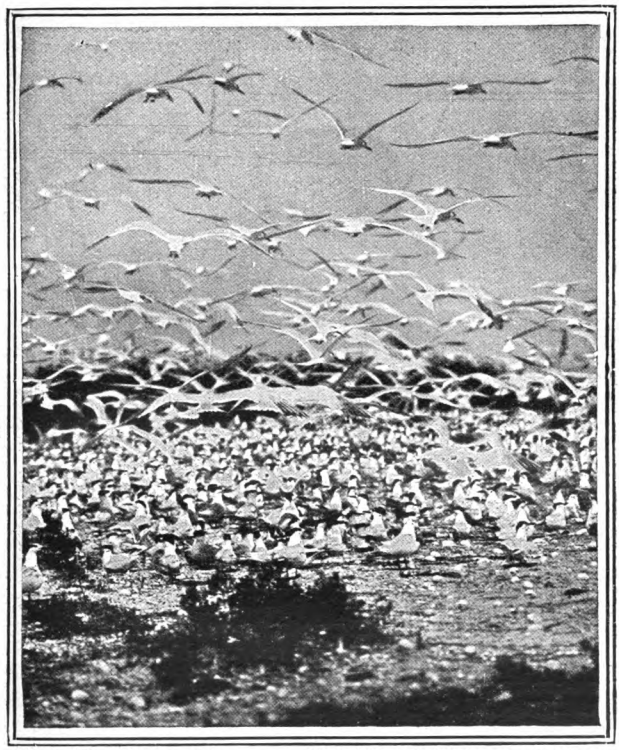
So blieb es lange Zeit, und die Wirkung der skrupellosen Niedermetzlung war, daß die ehemals so reichen Vogelsiedlungen mehr und mehr gelichtet wurden, da es an Nachwuchs fehlte.

Endlich zogen die amerikanischen Vogelschutzvereine, die sich nach dem bekannten Ornithologen „Audubon-Vereine" nennen, gegen die unvernünftige Verwüstung ins Feld. Sie setzten es durch, daß die Regierung der Union ein Gesetz erließ, das den Abschuß nicht jagdbarer Vögel mit harten Strafen belegte. Auf ihren Antrieb hin erklärte ferner die Unionregierung die äußere Inselkette als „Breton-Island-Reservation" — Breton ist der Name einer Insel dieser Gruppe — zum Schongebiet, während die Audubon-Vereine des Staates Louisiana den inneren Eilandgürtel und eine Marschlandzone von 750 Quadratkilometer als „Audubon-Reservation" unter ihren Schutz stellten und einen ortskundigen Schiffer als Wächter einsetzten, der den Sommer hindurch die ganze Inselflur mit seinem Motorboot durchstreift.

Der Erfolg dieser Maßregeln war hoch erfreulich. Die Vogelkolonien, die schon der Ausrottung nahe waren, sind heute wieder so dicht bevölkert wie zu der Zeit, als sie noch keine Hand angetastet hatte.

Die Audubon-Reservation ist namentlich die Heimat zahlloser Reiher. Wohin das Auge sieht, überall fällt

es auf weiße, graue und schwarze Vogelgestalten, die auf den aus Rohrstengeln und Gestrüpp roh aufgebauten großen Nestern stehen. Infolge des Schutzes,

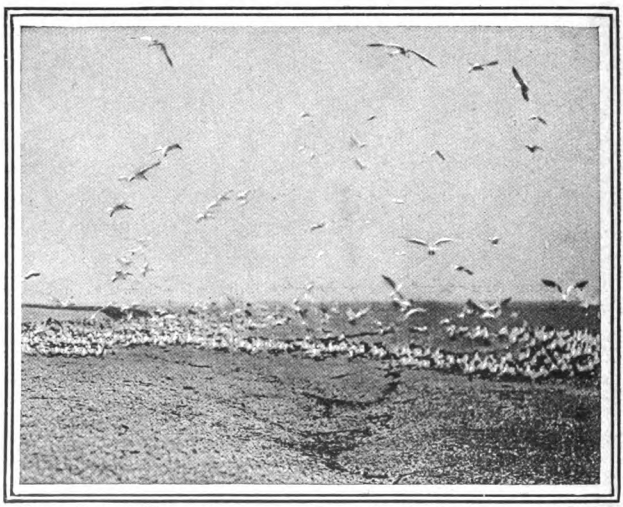


From „Harper's Magazine". Copyright, 1909, by Harper & Brothers.

Eine Lachmöwenkolonie.

den die Tiere jetzt genießen, sind sie nicht im mindesten scheu und lassen sich daher in aller Nähe vom Boot aus beobachten. Unter lebhaftem Geschrei klettern die schwarzen Nachtreiher auf den Nestern herum, zupfen

hier und dort an einem Reiſig, ſchieben die Eier zurecht und ſperren heiſer krächzend den Schnabel auf, wenn ihnen ein Nachbar allzu nahe kommt. Im leiſen Flug ziehen die kleinen Silberreiher heran, Rohrſtengel zur Verſtärkung des Neſtes herbeitragend, während die gelben Schopfreiher in eulenartigem Fluge die Sied-



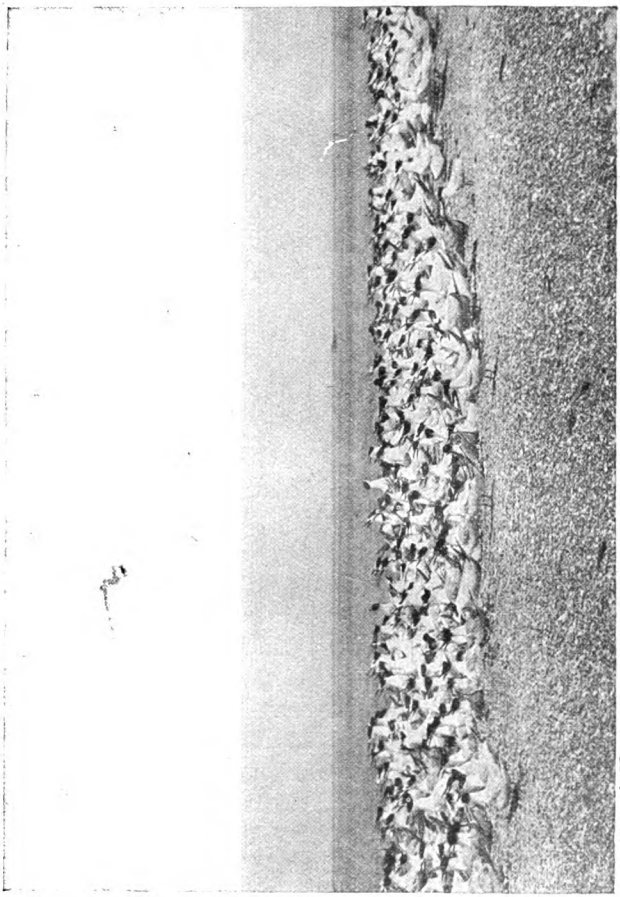
From „Harper's Magazine". Copyright, 1909, by Harper & Brothers.

Mittagsruhe.

lung umkreiſen. Ein dumpfes Ächzen, Knarren und Knurren erfüllt weithin die Luft. Zuweilen ſcheint der Lärm ſchweigen zu wollen, aber es genügt, daß irgend eine fürſorgliche Reihermutter dem Neſt einer Kameradin für ihren eigenen Bau ein Zweigſtück entreißen will, und ſofort findet der zornige Aufſchrei der Angegriffenen ein tauſendfaches Echo.

In der Haltung und ihren Bewegungen haben alle Reiher etwas Komiſches an ſich, das bei dem

Beobachter unwillkürlich ein Lächeln hervorruft. Mit gravitätiſcher Wichtigkeit hockt der Louiſianareiher auf



Eine Kolonie der Sabotſeeſchwalben.

Copyright 1909, by Harper & Brothers.

From „Harper's Magazine".

ſeinem Neſt, ſtelzend und bedächtig ſpaziert der Nachtreiher am Strande entlang, und mit würdevollem Ernſt

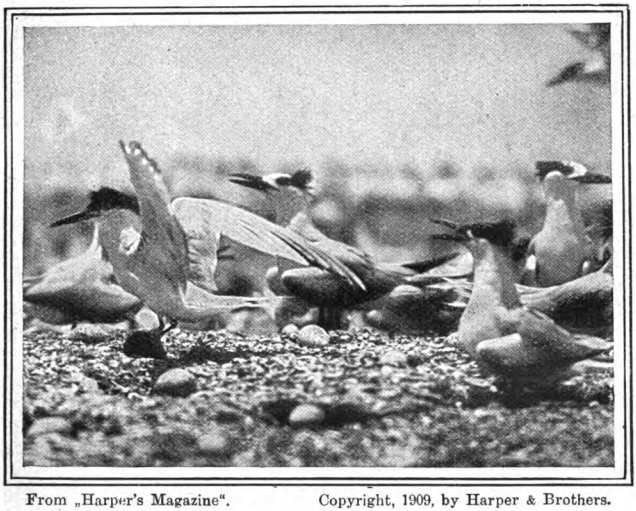
liegt der Seidenreiher dem Geschäft des Fischens ob. Der Seidenreiher war es besonders, der ausgerottet zu werden drohte. Er liefert jene feinen Rückenfedern, aus welchen der beliebte Kopf- und Hutschmuck der Damen zusammengesetzt wird. Unglücklicherweise tragen aber die Seidenreiher diese Federzier nur zur Zeit der Brutpflege. Werden wegen der Gewinnung der Reiherbüsche in dieser Periode die Seidenreiher abgeschossen, so gehen entweder die gelegten Eier zugrunde, oder die Jungen verhungern.

Zu den Reihern gesellen sich in der Audubon-Reservation noch Möwen, Seeschwalben und Sturmtaucher, aber das eigentliche Verbreitungsgebiet dieser Vögel sind die Bänke und Eilande der Breton-Island-Reservation, die sich von den North-Keys südlich bis nach Breton-Island und Battledore-Island am Mississippidelta hinziehen.

Alle Bänke und Inselchen dieses Schongebiets sind von Unmassen von Seeschwalben und Möwen besiedelt. Meist sind sie nach Arten vereinigt. Auf manchen Eilanden findet man daher nur die Tölpelseeschwalbe oder, wie sie in Amerika genannt wird, den Noddy vor. Das Gefieder dieser ziemlich plumpen Seeschwalbe ist überwiegend nußbraun. Der Noddy bessert, wenn die neue Brutzeit gekommen ist, die alten Nester mit Seegras aus, so daß sie allmählich eine Höhe von einem halben Meter erreichen. Sie umschließen indessen nur eine seichte Mulde, in die die Eier abgelegt werden. Die Gegenwart eines Besuchers ihrer Niststätten stört die Tiere durchaus nicht. Ruhig setzen die einen ihre Arbeit an den Nestern fort, andere verzehren das herbeigetragene Futter, und wieder andere sitzen gemächlich brütend auf den Eiern.

Um vieles lebhafter sind die weißen, mit einer nuß-

braunen Kappe geſchmückten Lachmöwen. Alle ihre Bewegungen ſind höchſt anmutig. Sie fliegen ſanft und gewandt, ſchwimmen zierlich und gehen raſch und leicht dahin. Die Paare locken ſich mit einem kreiſchenden „Kriäh“ und unterhalten ſich mit einem hellen „Keck“ oder „Scherr“. Mit ihren Artgenoſſen lebt die



From „Harper's Magazine“. Copyright, 1909, by Harper & Brothers.

Niſtplatz der Cabotſeeſchwalben.

Lachmöwe in traulicher Gemeinſchaft, obgleich es auch hier zuweilen wegen eines erbeuteten Leckerbiſſens oder eines Niſtplatzes zu kleinen Zänkereien und Zerwürfniſſen kommt, dagegen iſt ihr die Geſellſchaft anderer Vögel, und ſelbſt die naher Verwandter, ſtets unangenehm. Jeder Eindringling wird daher ſofort von einer größeren Schar mit einem wütenden „Kerreckecke“ angegriffen.

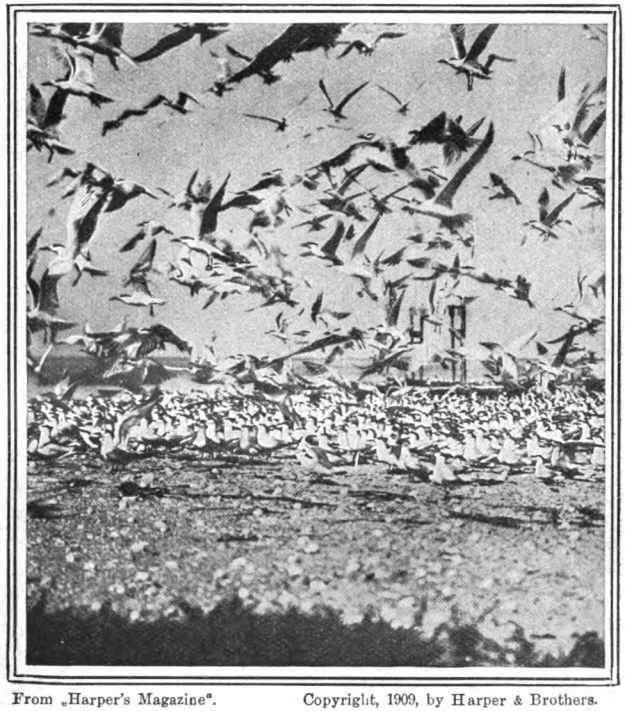
Die Paare bebrüten die grünen, braungrau ge-

fleckten Eier in der aus Schilfstengeln hergerichteten Nestmulde abwechselnd. Jedoch verlassen sie oft das Nest für kürzere Zeit. Namentlich ist dies in den Mittagstunden der Fall. Die Sonnenwärme genügt dann aber auch, um die Eier warm zu erhalten.

Auf dem Eiland Southwest-Key haben sich vornehmlich die Königseeschwalbe, eine der größten der südlichen Seeschwalbenarten, und die Cabotseeschwalbe niedergelassen. Die letztere ist kleiner als die Königseeschwalbe. Ihr schwarzer Schnabel ist an der Spitze hellgelb gefärbt, während der der Königseeschwalbe eine tief karminrote Färbung aufweist. Beide Arten sind ausgezeichnete Flieger. Meist fliegen sie niedrig über der Wasseroberfläche hin, erheben sich mitunter etwas höher, stoßen dann mit eingezogenen Flügeln in schräger Linie herab und sinken so tief in die Wellen ein, daß fast der ganze Körper verschwindet. Aber im nächsten Augenblick tauchen sie wieder auf, schießen in die Höhe und bewegen die Flügel zuckend, um die Wassertropfen abzuschütteln. Von einem Nestbau kann man bei ihnen nicht sprechen, da sie die Eier einfach in eine seichte Vertiefung zwischen den Steinen ablegen.

Aus Schlamm aufgebaute Eilande bevorzugt in Gesellschaft mit Austerfischern, Rotbrustschnepfen und Strandläufern der Verkehrtschnabel. Er gehört zu den Stelzvögeln und hat davon seinen Namen erhalten, daß sein Schnabel nicht nach unten, sondern pfriemenförmig nach oben gebogen ist. Von dem weißen Grundgefieder hebt sich das Schwarz des Oberkopfes, Nackens und Hinterhalses wirkungsvoll ab. Obgleich der Verkehrtschnabel gewandt zu schwimmen versteht, liebt er es doch mehr, im seichten Wasser zu gehen und unter beständig nickender und seitlicher Bewegung des Kopfes

nach Nahrung auszuſchauen. Glaubt er einen Wurm entdeckt zu haben, dann fährt er mit dem Schnabel in die Tiefe. Dabei gebraucht er aber den Schnabel in einer anderen Weiſe, als es ſonſt die Sumpfvögel zu



From „Harper's Magazine". Copyright, 1909, by Harper & Brothers.

Ein aufſliegender Verkehrtſchnabelſchwarm.

tun pflegen. Er ſäbelt nämlich mit ihm herum, indem er ihn raſch hintereinander nach rechts und links hin und her bewegt. Nähert man ſich einer Stelle, wo Hunderte dieſer Vögel mit der Nahrungsſuche beſchäftigt ſind, ſo werden ſie auf den erſten Warnungs-

ruf hin sogleich stutzig, suchen watend oder schwimmend das tiefere Wasser auf oder steigen mit weit ausholenden Flügelschlägen in die Luft.

Manche der Bänke und Eilande wimmeln geradezu von Seevögeln aller Art, so daß es hier fast zu einer Übervölkerung gekommen ist. In diesen gemischten Kolonien ist gewöhnlich der Steinwälzer, ein schwarz und kastanienbraun gefleckter Regenpfeifer, der Wächter und Warner für die übrige Sippschaft. Er ist vom Morgen bis Abend in Bewegung. Beständig trippelt er auf dem Strand einher und wendet bald hier, bald da einen Stein mit dem Schnabel, um einen Wurm aus seinem Versteck hervorzuholen. Wird sein Argwohn rege, so gibt er schnell durch ein gellendes „Kie" das Warnsignal, und rauschend, flatternd und schreiend erhebt sich die gesamte Kolonie zu einer wildbewegten Wolke.

Hochinteressant endlich sind jene Inseln, die von Pelikanen als Standquartier gewählt worden sind. Für ihre Fischzüge suchen diese schwergebauten Kropfgänse mit dem massigen Hamenschnabel nur seichtere Meeresstellen auf. Sie schließen schwimmend einen Halbkreis, rudern gegen den Strand vor, verengern den Bogen mehr und mehr und treiben so die Fische zusammen, die sie geschickt mit dem untertauchenden Schnabel zu erfassen wissen. Bei so bedeutenden Ansammlungen, wie sie sich in der Breton-Island-Reservation vorfinden, müssen sie wegen des Nahrungserwerbs auch kürzere und längere Streifzüge in die Umgebung vornehmen. Das Abfliegen vom Wasser wird ihnen ziemlich schwer. Zuerst schlagen sie die Wasseroberfläche klatschend, heben den Oberkörper heraus, legen den Kopf weit zurück, streichen einige Meter weit nach vorn und schwingen sich nun mit

einem Ruck empor. Sobald sie sich in die höheren Luftschichten emporgeschraubt haben, fliegen sie in-

Gefahr in Sicht!

Copyright, 1900, by Harper & Brothers.

From „Harper's Magazine".

dessen recht gewandt in Keilordnung von dannen. Etwa gegen zehn Uhr vormittags kehren sie von ihren

Ausflügen zurück. Eine Sandbank wird zum Sitzplatz auserwählt, und nun zunächst das Gefieder mit dem ungefügen Schnabel, der sehr sonderbare Stellungen nötig macht, geputzt. Ist die Toilette beendet, so hält man, auf dem Leib liegend oder stehend und den Hals tief einziehend, ein Verdauungsschläfchen ab.

Die Bewegung, die sich neuerdings unter einsichtsvollen Männern in Amerika geltend macht, die einheimische Tierwelt vor der Ausrottung zu behüten und ihr gegenüber der sich unaufhaltsam ausbreitenden Kultur bestimmte Zufluchtsgebiete vorzubehalten, wird die aufrichtige Zustimmung eines jeden Naturfreundes finden, und darum steht zu hoffen, daß auch die breite Masse der amerikanischen Bevölkerung diesen anerkennungswerten Bestrebungen mehr und mehr Verständnis und Teilnahme entgegenbringen wird.

Der Raub des „Regenten“.

Humoreske von M. Blank.

(Nachdruck verboten.)

Der wolkenlose Himmel eines klaren Vorfrühlingstags spannte sich über das endlose Häusermeer von Paris aus. Aber die Sonne hatte noch nicht genug Wärme, um die von einem strengen Winter verbliebene starre Kälte mit ihren ersten Strahlen zu brechen. Wohl standen vor den Tavernen und Cafés der Boulevards schon verlockend die Tischchen und Stühle, aber nur wenige waren besetzt.

Der Menschenstrom flutete in drängenden Wogen auf den breiten, mit kahlen Bäumen begrenzten Trottoiren — ein Gewirr von ineinandertauchenden Farben, ein Chaos von dem Weiß der nickenden Federn auf den Hüten der eleganten Damen, von dem aufdringlichen Rot der Militärhosen und der grotesken Zusammenstellung mancher Zuavenuniformen, von den grellen Farbenmischungen aller möglichen Kostüme. Und ebenso verschieden wie die Farbenkontraste waren die Menschen selbst, die hier vorüberzogen und deren Wege sich hier kreuzten. Wie in einem unentwirrbaren Knäuel schien jeder einzelne planlos dahinzuirren, mancher schien wiederholt aufzutauchen wie eine Welle, die sich nach dem Versinken wieder erhebt, und doch verfolgte jeder sein Ziel, jeder trieb seinem Zwecke entgegen, jede Einzelheit dieses Menschenhaufens war unabhängig von seiner Umgebung.

Und wie die Brandung, die sich an einem Felsen bricht, wütet und tobt, so waren auch die Straßen erfüllt von dem brausenden Lärm. Die Zeitungsverkäufer riefen mit gellenden Stimmen ihre Journale aus und übertönten noch das Tuten der Automobile, das Rasseln der Droschken und das schwerfällige Holpern der Lastfuhrwerke.

An den Straßenkreuzungen standen wie von Wellen umspülte Felsen Polizisten, die den gewaltigen Verkehr durch Emporheben ihrer weißen Stäbe zu regeln hatten. Mit automatenhafter Zuverlässigkeit gehorchten alle, die Wagen hielten sofort an, und die Fußgänger warteten. Dann ergoß sich eine Flutwelle aus der Seitenstraße heraus über den Boulevard.

Vor dem Restaurant Rougemont auf dem Boulevard Poissonière saß nur ein einziger Gast an einem der runden Marmortischchen und blickte gleichgültig auf das tobende Treiben. Er sah nichts von dem brandenden Leben, er war ganz versunken in seine Gedanken. Er mußte schon geraume Zeit so vor sich hinbrüten, denn von dem heiß aufgetragenen Kaffee, der noch unberührt vor ihm stand, stieg nicht mehr das unscheinbarste Dampfwölkchen auf.

Die Augen dieses einsamen Gastes wiesen ein dunkelbraunes Leuchten auf, einen etwas träumerischen Glanz wie in Verzückung, als baue er sich eben das schönste und herrlichste aller Luftschlösser. Die spitze, entschieden zu lang geratene Nase, die hohe, eckige Stirne, der breite Mund mit den vollen Lippen und das bleiche Gesicht mit den vorstehenden Backenknochen bildeten zusammen mit dem dichten hellblonden Haar und dem ausrasierten kurzen Kinn mehr eine interessante als eine schöne Erscheinung. Der helle, aufwärts gedrehte Schnurrbart, der den Gebrauch der

Bartbinde nicht verleugnete, verriet den Deutschen. Von dem in schreiendem Rot übertünchten Riesengebäude des „Matin“ her kam ein Zeitungsjunge über die Straße gestürmt. Sein Arm trug ein Bündel von auf rotes Papier gedruckten Extrablättern, die er keuchend, fast atemlos, um als erster seine Abnehmer zu finden, mit kreischender, sich überschlagender Stimme zum Verkaufe ausbot. Kaum zehn Schritte hinter ihm kam ein zweiter gerannt, dann folgte ein dritter, dicht hinter diesem gleich ein ganzer Trupp von dreien, dann noch mehr. Und alle riefen die roten Extrablätter aus, wobei jeder den anderen durch ein sensationelles Schlagwort zu überbieten bestrebt war.

„Der Louvre ist geschlossen wegen Raubes!“

„Der ‚Regent‘ ist geraubt!“

„Ein Zehnmillionendieb wird gesucht!“

So steigerte einer die Sensation des anderen.

Und die roten Zettel wanderten von Hand zu Hand, denn jeder war begierig, den Inhalt des Extrablatts zu erfahren.

Bald waren die Zeitungsjungen in dem gewaltigen Menschenstrom untergetaucht und verschwunden.

Ein Blatt, das nach dem Überlesen gleichgültig fortgeworfen war, war vor die Füße des einsamen Gastes vor dem Restaurant Rougemont niedergefallen, und das grelle Rot hatte seine Träumereien jäh unterbrochen. Er blickte nieder und las in großen fettgedruckten Lettern: „Der Raub des ‚Regenten‘.“

Da bückte er sich hastig, und seine Hand griff nach dem schon schmutzigen Papier in solcher Hast, wie ein Heißhungriger nach einem Stück Brot faßt.

Dann las er Zeile um Zeile der nicht langen Nachricht. Rasch hatte er sie überflogen, aber er las noch einmal und noch ein drittes Mal. Dabei glänzten seine

Augen noch leuchtender, eine heiße Blutwelle färbte seine Wangen, und seine rechte Hand trommelte nervös auf der Marmorplatte.

Dann fiel das rote Blatt abermals flatternd zu Boden.

Vor einer Woche war es gewesen — oben auf dem Montmartre. Im Moulin de la Galette hatte ein Ball stattgefunden. Von dem waren sie in die Taverne Saint Pierre gezogen, er selbst, Viktor Bojer, mit noch drei Kameraden: Gaston Sentier, dem Maler, Maurice Delinal, dem Kabarettsänger, der seine Kollegin, die kleine Blanche Marion, mitgenommen hatte, und Edmond Lacroix, der zu den Bibelworten: „Sie säen nicht und ernten nicht, aber der himmlische Vater ernährt sie doch“, eine verlockende Illustration bildete. Er hatte den Ansatz eines wohlgenährten Bäuchleins, Fettwülste hingen über den stets schmierigen Kragen, denn er trug nur solche, die seine Freunde ablegten, da er frische Wäsche ebensosehr haßte wie eine neue Weltanschauung. Er huldigte der Ansicht, der Mensch müsse sich in beide — Weltanschauung und Wäsche — erst eingewöhnen, erst damit vertraut werden, bis beide eine gewisse Wärme und Begeisterung verschafften. Der gewaltige Nasenvorsprung zeigte die Röte eines frischen Pfirsichs, was Lacroix auf die Folgen eines Nervenleidens zurückführte, ohne dabei einem Widerspruch zu begegnen. Wenn von diesem merkwürdigen Bohêmien auch niemand wußte, wovon er lebte, denn es hatte ihn noch keiner arbeiten gesehen, so lebte er doch, wie sein Aussehen belehrte, sehr behaglich. Maurice Delinal hatte über ihn den Vers gesungen:

Was brauchst du nach dem Glück zu haschen?
Du lebst vergnügt aus fremden Taschen.

Delinal war das Gegenstück zu Lacroix. Er trug stets neugestärkte Hemden, an seiner weißen Weste konnte kein Nörgler ein Stäubchen entdecken, und seine Zylinder waren die Sehenswürdigkeit des Montmartre. Sein pflaumenförmiger Kopf saß schief mit dem spitzen kahlen Schädel auf einem kurzen dicken Hals. Von den Schläfen wallte in einem hübsch abgezirkelten Halbkreis auf die Schultern eine Haarmähne nieder, die den Neid geradezu herausforderte. Eine Bartfliege, dunkelbraun wie der kurze Schnurrbart, überschattete ein wohlgenährtes Doppelkinn. Er war in allen Kabaretten eine beliebte Figur und sang sentimentale Lieder mit solchem Empfinden, daß er die Ursache gar vieler Tränen war.

Seine Kollegin Blanche Marion war klein und beweglich, mit schwarzen Tollkirschenaugen und einem stets lachenden Mund, um ihre Zähne bewundern zu lassen.

Gaston Sentier war seinem Äußeren nach die Unscheinbarkeit selbst. Ein Steckbrief hinter seiner Person würde in jeder Rubrik den Vermerk „gewöhnlich“ vorgefunden haben. Um so mehr neigte er zu Extravaganzen, und mit besonderer Vorliebe verteidigte er die sonderbarsten Einfälle. Als Maler gehörte er natürlich dem Salon der Ausgeschlossenen an und beschäftigte sich nebenbei mit allen Dingen, die einträglicher waren als das Bemalen von Leinwand.

Der „Wurm“ — so war von den Stammgästen die Schenke getauft worden — war ein langes, niederes Lokal mit verrußten Wänden, an denen Skizzen und Zeichnungen hier verkehrender Künstler prangten, und mit Kreide manches satirische Spottgedicht geschrieben stand.

Die Gesellschaft hatte sich an den „Henkertisch“ gesetzt. Die Stimmung war angeregt. Gaston Sentier, dessen Wangen von heißer Röte brannten, führte die Unterhaltung. Dabei fand er heute nur Widerspruch bei Lacroix und Viktor Bojer.

„Zu jeder Tätigkeit,“ rief Sentier, „ist ein bestimmtes Talent keineswegs notwendig. Ebensogut, wie ich Bilder male, könnte ich auch Bücher schreiben oder Steine klopfen.“

„Aber die Leistung bleibt immer von der gleichen Güte,“ spottete Lacroix. „Die Steine und die Bücher, was eben in deine Hände gerät, werden ebenso das Kainszeichen tragen wie dein ‚Kain‘.“

So hatte nämlich Gaston Sentier sein Bild benannt, das im diesjährigen Salon der Ausgeschlossenen hing und mehr ein Vexierbild oder eine mit buntfarbenen Erbsen beworfene Leinwand darstellte.

Er beachtete aber die Anspielung nicht, denn er wußte, wie Lacroix an Schlagfertigkeit jedem überlegen war, und wandte sich einzig an Viktor Bojer. „Ich glaube, daß der starke Wille alles vermag, was im Bereich der Möglichkeit liegt.“

Wieder war es Lacroix, der dazwischen rief: „Aber du selbst besitzest doch diesen starken Willen?“

Sentier ahnte wohl irgend einen Hinterhalt, aber er konnte sich trotzdem nicht zur Verneinung dieser Frage entschließen. „Ich glaube schon,“ sagte er.

„Dann würde ich, wenn ich du wäre, den ‚Regenten‘ aus dem Louvre holen. So oft ich in den Louvre gehe, sehe ich mir diesen Diamanten an, und immer reizt mich der Gedanke, die zehn Millionen Franken, die der Stein wert ist, in der Westentasche fortzutragen.“

Viktor Bojer nickte vor sich hin. „Als ich den Diamanten angesehen hatte, da verspürte ich allerdings

auch die verlockende Empfindung, ein so großes Vermögen in der Westentasche forttragen zu können. Aber Sentier hat doch den Zusatz gemacht: was im Bereich der Möglichkeit liegt."

Sentier war schon in der Stimmung, gegen jede Behauptung zu streiten. „Weshalb unmöglich?" fragte er gereizt wie ein Kampfhahn.

„Hindernisse moralischer Natur —"

„Es gibt keine Moral! Moral ist nur ein anerzogenes Vorurteil. Das könnte kein Hindernis sein!"

„Ganz abgesehen davon ist auch die Bewachung im Louvre viel zu vortrefflich."

„Auch diese wäre kein Hindernis! Ich glaube, der Stein ist leicht herauszuholen. Daß es nie geschehen ist, liegt einzig daran, daß die zehn Millionen für jeden anderen einen wertlosen Besitz bedeuten."

Lacroix mischte sich wieder in das Gespräch: „Dann kannst du deinen starken Willen ja glänzend beweisen. Wäre es nicht verlockend, hier im ‚Wurm' den ‚Regenten' leuchten zu lassen?"

Sentier trank sein Glas leer. „Allerdings! Ich behaupte, dies kann ohne sonderliche Schwierigkeiten gelingen."

Bojer, der nur ein Wortgeplänkel annahm, erklärte daraufhin: „Wenn dir das gelingt, dann will ich beweisen, daß er in acht Tagen von mir wieder zurückgeholt werden kann."

„Du möchtest also die Rolle eines Sherlock Holmes spielen?"

„Weshalb nicht? Das wird mir ebenso leicht gelingen wie dir der Raub."

Die Spannung, die zwischen Sentier und Bojer bestand, wurde durch Lacroix noch mehr gesteigert. „Eine ausgezeichnete Idee!" rief er. „Und originell

dazu! Ich schlage eine Wette vor. Der Henkertisch wird für eine Nacht freigehalten. Der Verlierende muß zahlen.“

„Natürlich! Lacroix will wieder einmal aus fremden Schüsseln speisen.“

„Ich nehme die Wette an,“ beharrte Sentier.

„Dann will auch ich nicht zurückstehen,“ entgegnete Bojer. „Meine Aufgabe beginnt erst, wenn du den ersten Teil erledigt hast.“

So wurde die Wette abgeschlossen.

Delinal und Blanche mußten mit Lacroix Zeugen der gemachten Vereinbarung sein. Der Wettbetrag war ein Faß Bordeaux. Dafür sollte Gaston Sentier den „Regenten“ aus den Kronjuwelen des französischen Staatsschatzes, der nach den niedersten Schätzungen einen Wert von zehn Millionen Franken hatte, an den Henkertisch bringen, falls er ihm nicht vorher schon, längstens aber im Verlaufe von acht Tagen, durch Bojer wieder abgenommen würde.

Über diese Verabredungen setzte Lacroix eine Urkunde auf, die von allen Anwesenden unterzeichnet werden mußte.

Die Feierlichkeit, mit der Lacroix sein Amt als Notar der Gesellschaft verwaltete, ließ immer noch den Glauben an einen Scherz bestehen, wie er nur von den Jüngern des Montmartre ersonnen werden kann.

In Bojers sich hastig jagenden Gedanken wiederholte sich immer wieder die Frage: Konnte es möglich sein, daß Gaston Sentier dieser Wette, die er selbst nur als einen Scherz aufgefaßt hatte, die nur in der Laune einer späten Stunde und unter der Einwirkung zu reichlich genossenen Weines entstanden war; eine ernst-

liche Bedeutung beigelegt, auch nur einen Augenblick an die tatsächliche Erfüllung gedacht hatte? War es möglich, daß er wegen der Bezahlung eines Fasses Bordeaux, das vielleicht zwanzig Franken kostete, eine solche Tollkühnheit wagte?

Bojer lebte, seit er nach Paris zu längerem Aufenthalt übergesiedelt war, unter den Kunstzigeunern des Montmartre. Dabei hatte er viele Menschen kennen gelernt, die nach deutschen Begriffen unmöglich waren, und da war ihm mancherlei verständlich geworden, was ihm in den Zigeunergeschichten Murgers als phantasievolle Erfindung erschienen war.

Dann konnte es also doch möglich sein.

„Viktor!"

Es hatte ihn jemand mit seinem Namen gerufen. Mit einem unverkennbaren deutschen Akzent war es geschehen.

Er blickte suchend auf und hätte fast das Tischchen mit samt der Tasse kaltgewordenen Kaffees umgestoßen, so hastig war er dann aufgesprungen.

Solch eine Zufallsbegegnung im Herzen von Paris!

„Käthe! — Und du, Onkel Wiedemann!"

„So ein Taugenichts!" knurrte die fettige Stimme Wiedemanns, der erst jetzt seinen Neffen bemerkte und diesem seine breite Hand mit den dicken fleischigen Fingern zum Gruße hinhielt. „Da sagt man immer, Paris sei so groß. Den ersten Tag sind wir hier, und wir begegnen auch schon dem einzigen Bekannten, den wir hier haben, auf der Straße. Übrigens, was ich dich vor allem fragen muß: wo kriegt man hier einen guten Schnupftabak?"

Viktor Bojer hatte diese Frage gar nicht gehört, denn ihn beschäftigte die Begrüßung seiner Base Käthe, die seine ganze Aufmerksamkeit in Anspruch

nahm. Daß dabei nicht nur seine Wangen ein lebhaftes Rot aufwiesen, sondern auch das hübsche ovale Gesichtchen von Käthe Wiedemann unter der Hitze erglühte, die man den Strahlen der Märzsonne gar nicht zugetraut hätte, war gewiß kein bedeutungsloser Zufall. Ebensowenig konnte dies von der Vergeßlichkeit Bojers behauptet werden, der seine Base französisch begrüßte, trotzdem er doch bestimmt wissen konnte, daß sein Onkel Wiedemann davon kein Wort verstehen würde. Der Inhalt der Begrüßungsworte enthüllte dabei freilich auch Geheimnisse, die der Onkel nicht zu wissen brauchte.

„Käthe! Welch ein unvermutetes Begegnen! Warum hattest du in deinem letzten Brief nichts davon geschrieben, daß ihr nach Paris kommen würdet?“

„Du solltest überrascht werden!“

„War das Onkels Plan?“

Die Wangen Käthes färbten sich noch dunkler. „Nein! Aber in Paris ist die Versuchung so groß. Und — und —“

Was sie sagen wollte, das sträubte sich, über die Lippen zu kommen. Doch Bojer hatte das erraten, was der kleine Mund mit den blinkenden Perlenzähnen nicht gestehen wollte.

„Du dachtest wohl daran, mich auf Abwegen zu ertappen?“

Die langen braunen Wimpern senkten sich wie schuldbewußt. Daß Käthe dabei noch hübscher und verlockender aussah, war kein Fehler, sondern eine Annehmlichkeit, die sich ertragen ließ.

„Hattest du wirklich auch nur einen Augenblick daran gedacht, ich könne dich vergessen, oder meine Liebe könne erkalten, weil ich ferne von dir sein mußte?“

„Dummes Geschwätz! Was sind das für Sachen! Redet doch Deutsch! Das Kauderwelsch kann ja kein Mensch verstehen!“ Das war die Meinung Wiedemanns, die er auf dem belebten Boulevard mit so vernehmlicher Stimme bekundete, daß die Augen gar mancher Vorbeieilenden neugierig auf ihn gerichtet waren.

„Verzeihung, lieber Onkel! Ich hatte wirklich nicht daran gedacht, du könntest uns nicht verstehen.“

Diese Heuchelei sprach Viktor Bojer mit einer Gelassenheit aus, die selbst das mißtrauenerfüllteste Gemüt beruhigt hätte.

Und Käthe, das Dämchen, das dem Backfischalter höchstens um zwei Jahreswenden entwachsen war, erklärte beleidigt und schmollend: „Aber Papa, du hast doch selber verlangt, ich müßte in Paris Französisch sprechen.“

Für diese Schlagfertigkeit zum Lohne bekam sie von dem Vetter einen so warmen Blick, daß der eine Eisrinde zum Schmelzen gebracht hätte.

„Immer mit Ausnahmen. Mit deinem Vetter darfst du ruhig Deutsch reden, denn es gibt doch Dinge, die sich nur deutsch besprechen und erledigen lassen.“

Wenn er es nur geahnt hätte! Diese beiden hatten so viel auf dem Herzen, das sich in des Onkels Gegenwart weit besser französisch zur Aussprache bringen ließ.

Bojer ging in das Café, um seine Zeche zu bezahlen, während ihn Wiedemann und Käthe draußen erwarteten.

Der Onkel war eine gedrungene Gestalt, die an Körperumfang das gutzumachen versuchte, was an der Länge mangelte. Der dicke Kopf, der fast ohne Hals auf den breiten Schultern saß, war mit kurzen, schon stark ergrauten, borstigen Haaren bedeckt, die

eigensinnig jeder Pflege spotteten und wirr und zerzaust nach allen Seiten strebten. Lippen und Kinn waren bartlos und verliehen im Verein mit zwei kleinen, listigen Augen von graubraunen, glänzenden Pupillen dem rosigen Gesicht den Ausdruck harmlosester Fröhlichkeit. Daß aber diese scheinbare Harmlosigkeit sich mit ebenso großem Eigensinn paarte, davon hätten Bojer und Käthe mancherlei erzählen können.

Seine einzige Tochter, die ihm seine Frau zurückgelassen hatte, nachdem sie bald nach deren Geburt von der Welt für immer Abschied genommen hatte, war ein entzückender Blondkopf, schlank und biegsam wie eine junge Weidenrute, lustig und munter, aber auch verliebt wie ein echter, rechter Backfisch. Daß gerade Viktor Bojer der Gegenstand ihrer Herzenszuneigung war, konnte man unter Annahme mildernder Umstände entschuldbar finden, da die Liebe bekanntlich blind ist. Jedenfalls war sie zufrieden, und Viktor versicherte bei jeder Gelegenheit das gleiche.

Zudem hatte die Geschichte ihrer Liebe schon eine Vergangenheit. Um ihretwillen war Viktor Bojer ein Dichter geworden. Seine Verse hatten Tränen und Liebe zum Lohne gefunden, allerdings das einzige Honorar, das er dafür erhalten hatte. Als aber Wiedemann, Viktors Vormund, davon Kenntnis erlangte, wurde er den beiden ein unerbittlich strenger Richter. Was Viktor begeistert in Versen besungen hatte, dafür brauchte der Onkel das Wort „Blödsinn“ unter manchen anderen Bezeichnungen als die noch am ehesten druckfähige. Den vereinigten Bitten der beiden setzte er seinen ganzen Starrsinn entgegen, und bisher war er auf dem Schlachtfelde im Kampf um ihre Liebe der einzige Sieger geblieben. Viktor war zur Vollendung seines Stu-

diums nach Paris geschickt worden, Käthe blieb unter der Aufsicht des Vaters.

So war der gegenwärtige Stand. Daß die beiden trotzdem Mittel und Wege gefunden hatten, in Briefen ihre Gefühle auszutauschen, war ein Teilerfolg, den sie in der ergiebigsten Weise ausnützten.

„Was habt ihr denn von Paris schon gesehen?“ fragte der zurückkehrende Viktor.

„Im Louvre waren wir.“

Bojer dachte erst jetzt wieder an den Raub des „Regenten“, den er ganz vergessen hatte, als für ihn leuchtend ein anderer Stern aufgegangen war. „Dort ist ja der berühmte ‚Regent‘ geraubt worden,“ rief er aus.

„Ja. — Wir haben ihn aber noch gesehen.“

„Was ist denn eigentlich mit diesem ‚Regenten‘?“ fragte der Alte.

„Es ist ein Diamant von hundertsechsunddreißig Karat, der an den König von Frankreich im Jahre 1717 um zwei Millionen Livres verkauft wurde. Er gehört zu den Kronjuwelen und war im Louvre neben dem roten Diamanten und dem Kaiserdegen Napoleons aufbewahrt. Er ist nun nach den Berichten, die du auf den roten Papieren überall herumflattern siehst, geraubt worden. Auf mindestens zehn Millionen wird der ‚Regent‘ jetzt geschätzt.“

„Was ich fragen wollte: ist hier in Paris alles so teuer?“

Erstaunt sah Bojer seinen Onkel an.

„Ich hab' mir am Bahnhof für zwei Sous Schnupftabak gekauft und hab' nur so wenig bekommen, daß es kaum für eine einzige Prise ausreichte. Und schlecht war er auch noch.“

„Aber Onkel, du darfst doch Paris nicht nach dem Schnupftabak beurteilen!“

„Schon recht. Aber du mußt doch zugestehen, daß das ein sehr teurer Tabak ist.“

Sie schlenderten den Boulevard hinab. Onkel Wiedemann ging in der Mitte, und rechts und links schlugen zwei Herzen in immer schnellerem Takte, und die Lippen, die doch so viel zu plaudern gehabt hätten, mußten schweigen, und die Ohren, die so gerne der Stimme des anderen gelauscht hätten, mußten eine Auseinandersetzung über den Wert des Schnupftabaks anhören.

So oft es Bojer auch versuchte, seine Aufmerksamkeit auf etwas anderes abzulenken, Wiedemann vergaß nie, mit seinen Erörterungen an der Stelle fortzufahren, an der er unterbrochen wurde. Das Opernhaus, die Madeleinekirche und der Obelisk von Luxor vermochten es nicht, über den Schnupftabak zu triumphieren. Daß bei dieser Wegstrecke mehr als ein dutzendmal zur Füllung des Nasenfutterals halt gemacht wurde, hatte Bojer mit besonderem Ingrimm nachgezählt.

Da aber die Geduld Liebender unerschöpflich ist, so hofften beide auf später.

Viktor Bojer hatte es zugesagt, die Führung für diesen Tag zu übernehmen. Da Onkel Wiedemann kein Wort Französisch verstand, so konnte er ihm den Abend nur den Besuch eines großen Varietés vorschlagen. Sie wählten das Casino de Paris.

Das war die letzte Hoffnung für diesen Tag. Viktor Bojer hatte sich in Gedanken die Sache schon ganz hübsch ausgemalt. Natürlich würde er sich neben Käthe setzen. Wenn dann die Musik die Vorführungen der Akrobaten und Gymnastiker begleitete, dann würde er leise heiße Worte in ihr Ohr flüstern können, und wenn bei den lebenden Photographien der große Saal

im Dunkel lag, dann könnte er gewiß ihre kleine, süße Hand drücken.

Aber der Mensch denkt, und lenken tut immer ein anderer. In Viktor Bojers Fall war es der Onkel Wiedemann.

Als sie in das Casino de Paris kamen, setzte sich Wiedemann breit und behäbig zwischen Käthe und Viktor und hatte nicht das geringste Verständnis für die wütenden Blicke, die ihn von zwei Seiten wie Blitze trafen.

Eben prasselte lautes Beifallsklatschen durch den Saal, als Viktor Bojer die Eröffnung eines Vorpostengeplänkels wagte. Er beugte sich etwas vor und sagte mit geheuchelter Teilnahmlosigkeit, natürlich auf französisch: „Wir müssen uns allein sprechen, Käthe, du mußt das ermöglichen, solange ihr noch in Paris seid."

Käthe war über seine Kühnheit ganz erschrocken. „Du bist so unvorsichtig!"

„Aber Liebchen, sei doch nicht so töricht. Er versteht ja kein Wort. Du wirst dich so verstellen, als wolltest du über das Programm etwas wissen, in Wirklichkeit kannst du über alles reden, was dir auf dem Herzen liegt."

Onkel Wiedemann horchte mißtrauisch auf.

Käthe hatte die Anleitung ihres Vetters rasch begriffen. Sie wies auf eine Stelle des Programms, wo in einem Inserat frischer Schinken empfohlen wurde und die Firma Prevost als die beste gepriesen stand, und sagte dabei: „Ich weiß nicht, wie ich es möglich machen soll. Ich werde es aber versuchen und dich dann durch eine Depesche verständigen."

„Was kauderwelscht ihr denn da? Ich kann das nun einmal nicht ausstehen!"

„Weißt du, Papa,“ antwortete Käthe sofort, „ich habe hier ein französisches Wort gelesen, das mir unverständlich war. Das hat mir Viktor erklärt.“

Und der liebenswürdige Vetter sagte: „Du hast es doch richtig verstanden? Der Franzose hat dafür verschiedene Ausdrücke. Er gebraucht auch die Redensart“ — und französisch fuhr er dann fort: „Du führst den Onkel ins Warenhaus Samaritaine. Dort kannst du ihn zufällig verlieren. Er findet sein Hotel schon wieder. Du aber kommst zu mir.“

Käthe sagte darauf deutsch: „Ich hab' dich schon verstanden.“

Aber ganz so harmlos war Onkel Wiedemann doch nicht. Während das junge Paar jedes Mißtrauen schlummernd wähnte, platzte er wie ein Blitz aus heiterem Himmel plötzlich dazwischen, als auf der Bühne eine Liedersängerin ihre Chansons hören ließ: „Was ich sagen wollte. Das französische Geschwätz scheint mir verdächtig. Ich will nicht hoffen, daß ihr die Dummheiten von damals aufwärmt!“

Da raffte sich Viktor Bojer zu einer großen Kühnheit auf, die er kurz vorher selbst nicht für möglich gehalten hätte. „Lieber Onkel, ich verstehe nicht, was du als Dummheiten bezeichnest. Daß wir beide uns trotz der Trennung und der großen Entfernung immer noch lieben, wirst du niemals ändern können.“

Eine Pause folgte, die mit einem Tremolo der Sängerin und mit einer Nasenfütterung des Onkels ausgefüllt wurde. Dann aber sagte Wiedemann in gemächlicher Ruhe: „Sie ist achtzehn und du bist vierundzwanzig. Auf was wollt ihr denn heiraten? Bist du denn etwas?“

„Schriftsteller.“

Wiedemann schien betroffen zu sein. „Und du

erlaubst dann wohl die Frage: wieviel hast du denn schon verdient?"

„Allerdings noch nicht viel, aber —"

Wiedemann unterbrach ihn: „Du gedenkst damit noch viel zu verdienen?"

„Gewiß! Du mußt nämlich wissen, Onkel, wie viel hier ein Schriftsteller oft verdient." Und nun berichtete Viktor Bojer über die haarsträubenden Honorare, die die Pariser Autoren einstrichen.

Da hatte Onkel Wiedemann wirklich ein Einsehen. „Na, ich verlange keine hunderttausend Franken. Du hast ja ein kleines Vermögen, und Käthe bekommt einmal sogar noch etwas mehr. Aber wenn du die ersten zehntausend verdienten Franken aufweist, dann will ich nichts mehr dagegen haben."

„Siehst du!" fiel Käthe begeistert dazwischen. „Wenn die hier so viel bekommen, dann muß es für dich doch ganz leicht sein, lumpige zehntausend zu verdienen."

„Ganz leicht, Käthe?"

Das fragte sich Viktor Bojer aber nur ganz im stillen, und er sah die ersten verdienten zehntausend in so weiter Ferne, daß sie im Grau des Nebels zu einem Nichts zusammenschmolzen.

„Na, reden wir jetzt nicht mehr davon," meinte Wiedemann. „Ich werde mein Wort halten, du mußt nur das deine einlösen."

Käthe schloß zuversichtlich: „Siehst du!"

Der Polizeikommissär Fallot hatte sehr viel zu tun. Daß man nicht seinem Kollegen, mit dem er sich in die Beaufsichtigung des Louvre teilte, den Fall übergeben hatte, sondern ihn mit der Entdeckung

des Diebes und der Wiederherbeischaffung des berühmten Diamanten betraute, war von ihm als ein persönlicher Erfolg betrachtet worden. Die Rivalität, die stets zwischen den beiden Beamten herrschte, war in der Schicksalswage bisher immer zugunsten Rameliers ausgefallen, der immer vom Glück begünstigt war und seine Nase immer rechtzeitig in die Fälle steckte, die Aufsehen erregten, die die Pariser Zeitungen beschäftigten und seinen Namen bekannt machen mußten. Daß Ramelier fast alle Fälle bisher zu einer Lösung geführt hatte, schrieb der Kollege Fallot aber nicht der Tüchtigkeit Rameliers zu, sondern erklärte es mit einem unverdienten Zufall und mit der Unfähigkeit der Täter. Nun war ihm selbst eine Sache übergeben worden, in der er seine Fähigkeit klar beweisen konnte.

Er war in seinem Amtslokal in der Mairie des ersten Arrondissements. Er hatte dort von dem Fenster zu dem frei stehenden gotischen Turm der Kirche Saint-Germain-l'Auxerrois hinübergesehen und dabei eine Aussicht nach dem rechten Flügel des Louvre gehabt. Da war er unerwartet telephonisch angerufen worden.

Der „Regent“ wäre geraubt worden, und er, Robert Fallot, sollte die Untersuchung leiten. Dabei empfand er ein so großes Selbstbewußtsein und so gewaltige Hoffnungen, daß er schon nach dem Knopfloche schielte, in dem sich das Bändchen der Ehrenlegion vorzüglich ausnehmen würde.

Rasch war er über den verkehrsreichen Platz hinübergelaufen und war in den Louvre geeilt, vor dessen Eingangstüre schon Polizisten standen, um weder jemand hinein- noch herauszulassen. Mit einigen Sprüngen war er die Treppe hinauf, hatte den Saal

Lacaze passiert, ohne auf die Bilder auch nur einen flüchtigen Blick zu werfen, durch die Rotunde war er dann in die Galerie d'Apollon gelangt.

Da sah er auch schon eine schwatzende, gestikulierende Menge, die sich besonders um den fünften, mit einer starken eisernen Brustwehr umgebenen Glasschrank drängte. Auf seine sofortige Aufforderung und seine amtliche Legitimierung hin gehorchten alle und gingen in den nächsten Raum, um dort auf die weiteren Anordnungen und Verfügungen zu warten.

Der berühmte Diamant war wirklich verschwunden. Der Dieb hatte sich über die Brustwehr gebeugt, hatte das Glas mit einem Pechlappen eingestoßen und den Diamanten herausgenommen. Der Pechlappen, an dem noch die eingedrückten Glasscherben klebten, lag auf dem Boden.

Nur der „Regent" fehlte. Der Rosendiamant „Le Mazarin", der diamantenbesetzte Degen Napoleons, die von dem Dei von Algier an König Ludwig XIV. geschenkte Uhr, der „fünfseitige" Diamant, der berühmte, als Drache geschliffene Rubin „Côte de Bretagne" — alle diese Wertstücke waren unberührt geblieben.

Wie aber hatte der Raub gelingen können? Wo war der Diener gewesen, der stets innerhalb der Brustwehr stehen sollte?

Der sehr bewegliche kleine Kommissär, in dessen Gesicht hinter blitzenden Gläsern die grauen Augen noch stechender, ruheloser umherirrten, zupfte sich nervös an dem spärlichen hellblonden Kinnbart. Aus dem Nebensaal rief er dann den Wächter herbei, der innerhalb der Brustwehr Dienst gehabt hatte.

Das war ein großer, breitschultriger Bursche, der es an Kraft mit einem Stier hätte aufnehmen

und einen Dieb sicher mit einem einzigen Faustschlag hätte niederstrecken können, in dessen Gesicht aber zwei träumerische dunkle Augen den sorglosen Ausdruck noch stärker hervorhoben. Die niedrige Stirne verhieß ein schwerfälliges Denken.

Der Kommissär fragte erregt: „Wie hat denn das nur geschehen können?“

„Das weiß ich selbst nicht recht, Herr Kommissär. Das ist so furchtbar schnell geschehen. Das Glas hat er eingestoßen und ist dann mit dem Stein auf und davon.“

Diese ziemlich unklare Aussage konnte Fallot natürlich nicht befriedigen, und er erklärte deshalb schroff: „Weshalb haben Sie das nicht verhindert?“

„Ich hab' es ja gar nicht gesehen, Herr Kommissär.“

„Wie ist das möglich, wenn Sie auf Ihrem Posten waren?“

„Ich war doch nebenan im Salon.“

„Dort hatten Sie doch nichts zu suchen! Weshalb hatten Sie Ihren Posten verlassen? Wissen Sie auch, daß Sie für den Diamanten verantwortlich sind und ihn ersetzen müssen?“

Diese Drohung konnte natürlich auf den Diener nur wenig Eindruck machen. Er hatte nichts, und das Gehalt, das die Republik bezahlte, war so gering, daß er davon schwerlich jemals die zehn Millionen ersetzen konnte. „Na ja,“ sagte er, „das ist nämlich so gegangen. Ich bin, wie immer, vor dem Glasschrank gewesen, und es hatten sich schon viele Leute die Steine angesehen. Aber da hörte man aus dem Salon carré plötzlich einen gellenden Schrei, als wenn jemand ermordet würde. Ein schrecklicher Schrei war es, der einem in den Ohren gellte. Da rannten alle nach dem Salon, und ich habe niemanden mehr in der Galerie

bemerkt. Da bin ich auch in den Salon, um zu sehen, was geschehen sei. Dort lag eine junge Dame bewußtlos am Boden. Was mit ihr geschehen war, das weiß ich nicht. Als ich aber wieder in die Galerie zurückkam, war dort kein Mensch anwesend. Ich wollte gerade meinen Posten wieder einnehmen, als ich bemerkte, daß das Glasfenster eingeschlagen, und der Diamant geraubt war. Daraufhin telephonierte ich meiner Instruktion gemäß an alle Ausgangsstellen."

„Wer hatte den Dienst im nebenangelegenen Saal?"

„Baroche."

„Holen Sie mir den Mann."

Als der Kommissär den Genannten vor sich hatte, sah er sich einem Manne gegenüber, dessen Gesicht offenbar schärferen Verstand und mehr selbständige Auffassungsgabe verriet.

Er berichtete auch sofort, ohne durch Fragen erst auf die wichtigen Punkte aufmerksam gemacht zu werden: „Ich saß auf dem Stuhl neben Tizians ‚Dornkrönung'. Eine elegante Dame, die allein zu sein schien, besah sich den Paolo Veronese. Plötzlich aber stieß sie einen gellenden Schrei aus, fuhr mit beiden Armen in die Luft und fiel dann nach rückwärts starr und steif der Länge nach auf den Boden nieder. Ich war sofort hingeeilt und versuchte, sie aufzurichten. Sie hatte die Augen geschlossen, und die Zähne waren zusammengebissen. Während ich noch um sie bemüht war, hatte der Schrei natürlich eine große Anzahl Neugieriger herbeigelockt, die uns umstanden, ohne daß jemand mir zu helfen versucht hätte. Ich hatte gerade gefragt, ob kein Arzt gerufen werden könnte, als sich ein älterer Herr hindurchdrängte und sich als den Vater der Dame bezeichnete. Er rieb ihr die Schläfen mit einer starkriechenden Flüssigkeit, worauf

die Dame vorübergehend zu erwachen schien, für einen Augenblick die Augen aufschlug, aber sofort wieder in ihre Bewußtlosigkeit zurückfiel. Er hatte mich eben höflichst gebeten, ihm zu helfen, die Dame in eine Droschke zu bringen, als mein Kollege von nebenan hereingestürmt kam und berichtete, aus dem Schrank sei der ‚Regent‘ geraubt. Ich wies ihn an, sofort zu veranlassen, daß niemand mehr den Louvre bis zum Eintreffen der Polizeibehörde verlassen dürfe. Das wurde auch ausgeführt. Es ist nicht gut möglich, daß der Dieb noch vorher den Louvre hat verlassen können.“

Kommissär Fallot hatte seinen Bleistift mit der Zunge verschiedene Male naß gemacht und in einem Stenogramm die Aussagen Baroches niedergeschrieben. „Hatten Sie Ihren Kollegen von der Galerie kommen und wieder hinübergehen sehen?“

„Nein.“

Nunmehr wandte sich Fallot an diesen selbst: „Wie lange waren Sie im Salon carré?“

„Das können nur ein paar Minuten gewesen sein.“

„Welche Zeit kann verstrichen sein von dem Augenblick, da Sie die Galerie verließen, bis zur Entdeckung des Raubes?“

„Vielleicht vier bis fünf Minuten. Es können auch nur drei gewesen sein.“

„Und wie viel Zeit konnte verstrichen sein, bis die Ausgänge alle verständigt waren?“

„Zwei Minuten.“

Fallot schien nachzudenken; dann sagte er mit halblauter Stimme, mehr mit sich selbst beschäftigt: „Das sind zusammen fünf bis sieben Minuten. Das ist genügend Zeit, um den Dieb vorher noch durch den Pavillon Sully oder durch den Pavillon Denon entkommen zu lassen. Den Ausgang durch die Galerie

Egyptienne würde er schwerlich noch erreicht haben.“ Er wandte sich wieder an Baroche: „Ist die Dame, der jener Unglücksfall zustieß, noch nebenan?“

„Nein. Ich habe den Vater seine Tochter fortbringen lassen.“

Da schoben sich die buschigen Augenbrauen so dicht zusammen, daß sie fast eine Linie bildeten, und die grauen, stechenden Augen schossen Blitze. „Das war eine große Unvorsichtigkeit.“

„Die Dame konnte doch nicht den Raub verübt haben! Und der Vater hat sich untersuchen lassen.“

„Ist das gründlich geschehen?“

„Ja. Er bestand selbst darauf. Und dann bürgte der Name des Herrn.“

„Wieso?“

„Er ließ seine Karte hier.“

Baroche händigte sie dem Kommissär aus.

Fallot warf nur einen flüchtigen Blick darauf, dann sagte er: „Das war ein komischer Zufall. Sie haben die Durchsuchung doch nur zum Schein vorgenommen?“

„Er bestand darauf, und so ist es mit aller Sorgfalt geschehen.“

„Auch gut.“ Gegen den ersten Diener wieder gewandt, fuhr Fallot fort: „Ist es auch sicher, daß hinter Ihnen niemand in der Galerie zurückgeblieben war?“

„Ich kann mich nicht entsinnen.“

Damit hatte der Kommissär die ersten Verhöre vollendet und ließ nun alle noch im Louvre Anwesenden gründlich durchsuchen.

Aber trotzdem mehr als hundertzwanzig Personen einer genauen Durchsuchung unterzogen wurden, konnte der Diamant bei niemand entdeckt werden; er mußte also schon aus dem Louvre hinaus in Sicherheit gebracht worden sein.

Das war das vorläufige Ergebnis, das Kommissär Fallot in die nachfolgenden Hauptpunkte zusammenfaßte: Eine Dame hat einen Schlaganfall erlitten. Die Neugierde hat alle aus der Galerie gedrängt, selbst den Diener. Ein verwegener Mann hat die Gelegenheit benützt und den „Regenten“ geraubt. Da der Diebstahl sofort bemerkt werden mußte, so muß der Täter den kürzesten Ausgang zu erreichen bestrebt gewesen sein. Das ist entweder durch den Pavillon Sully oder durch den Pavillon Denon geschehen. Dort aber mußten sich die Diener entsinnen können, wer vor der telephonischen Verständigung zuletzt aus dem Louvre gegangen war.

Diese Spuren mußte Kommissär Fallot verfolgen.

Nur einen flüchtigen Augenblick dachte er daran, ob in dem Krankheitsanfall der Dame nicht eine Absicht verborgen gewesen sein könnte. Aber dann nahm er wieder die von Baroche ihm übergebene Karte und las: „Aristide Bernard, Munizipalrat.“

Der Stadtrat Bernard galt aber in der gesamten Öffentlichkeit als ebenso reich wie vornehm, und Fallot lächelte über seinen Verdacht.

Der neue Morgen, der sich durch die Strahlen der Frühlingssonne so glückverheißend ankündigte, traf Viktor Bojer nicht eben in rosigster Laune. Als er dann noch im Briefkasten den Beweis vorfand, mit welch rührender Anhänglichkeit seine Geisteskinder den Weg zu ihrem Herrn zurückfanden, statt die Umwandlung in klingendes Gold zu betätigen, wurde er nicht fröhlicher.

Über die Sonne, die ihre Strahlen über seinen Schreibtisch flimmern ließ, ärgerte er sich, über seine

Arbeit, über den Onkel Wiedemann, der zehntausend selbstverdiente Franken forderte, über Käthe, die sofort die Forderung des Onkels als gerecht anerkannt hatte, über sich selbst, daß er sich keinen einträglicheren Beruf gewählt hatte.

Daß beim Ankleiden ein Hosenknopf riß, über den Boden hinrollte und dann in einer Bretterfuge verschwand, aus der er ihn nicht mehr hervorholen konnte, nahm er gelassen hin. Schließlich konnte sich jeder Mensch an derlei Mißlichkeiten gewöhnen, auch war Viktor Bojer mit den Gewohnheiten der Bohême schon so vertraut, um sofort eine Abhilfe zu schaffen. Ein starkes Streichholz wurde so durch den Stoff gebohrt, daß es den gleichen Halt wie ein Knopf gewährte.

Bojers Absicht war gewesen, sofort mit einem großen Roman zu beginnen. Im Kopf war der Roman ja schon fertig, aber geschrieben auf weißem, keuschem Papier stand bisher nur der Titel und Bojers Pseudonym. Mit dieser Arbeit aber wollte er das Aufsehen der gesamten Kritik erregen, der Roman sollte der Roman der Zukunft werden, mit diesem wollte er sich die Anwartschaft auf die Unsterblichkeit erwerben.

Er setzte sich, nahm die Feder zur Hand und hatte auch schon die zwei ersten Zeilen zu Papier gebracht, als eine Unterbrechung kam — ein Brief! Die Schriftzüge waren ihm nicht fremd. Von Käthe war er. Hastig riß er die Hülle auf, und bald waren die wenigen Zeilen überflogen.

„Mein Geliebter! Wie Du selbst gehört hast, ist Papa gar nicht so schlimm. Wenn andere so viel bekommen, dann mußt Du doch diese lumpigen zehntausend bald zusammen haben. Ich nehme Dich ja gern ohne Geld, aber der Vater will's nun einmal so. Ich werde übrigens Deinen Rat befolgen und einen

Augenblick des Alleinseins für uns schaffen. Es ist zwar nicht recht von mir, aber Du Schlimmer weißt ja gar nicht, was ich für Dich tue. Zwei Anträge habe ich Deinetwegen schon abgewiesen, und der eine war sogar ein sehr hübscher Mensch mit einem reizenden Schnurrbart. Ein Amtsrichter. Eile Dich also! Wenn Du die zehntausend bald bekommen könntest, würdest Du vielleicht gleich mit uns nach Deutschland zurückreisen können. Wäre das nicht hübsch? Papa wird sein Wort bestimmt einlösen. Er ist so. Hoffentlich sehen wir uns bald allein.“

Mit dem Roman war es nun natürlich wieder vorbei, und die einzige Schuld und Verantwortung trug Käthe. Was dachte sie eigentlich? Mit ihnen zurückreisen? Wie dachte sich Käthe die Arbeit eines Schriftstellers? Und zwei Anträge hatte sie schon abgewiesen? Einen Amtsrichter sogar!

Das waren Viktor Bojers Gedanken, während er in seinem Zimmer auf und nieder ging wie ein Löwe in seinem Käfig; dabei knüllte die geballte Rechte den Brief zu einem Knäuel zusammen.

Die Ruhe zur Arbeit war gänzlich verloren.

Dann nahm er den Hut und stürmte fort.

Nachdem er eine halbe Stunde durch das Straßengetriebe der äußeren Boulevards gelaufen war, und der Magen gebieterisch seine Rechte forderte, auf die er um die Mittagstunde einen Anspruch zu haben glaubte, nahmen seine Gedanken eine friedfertigere Gesinnung an.

Schließlich war es ja zu verstehen, wenn Käthe so schrieb.

Die Liebe!

Das Frühstück im Restaurant hatte eine wohltuende Wirkung. Er saß jetzt am Fenster und sah nach dem

Ostbahnhof hinüber. Im Zustande des Verdauens war er stets am zufriedensten, und da kam er zu der Erkenntnis, daß er allein im Unrecht war. Er hatte kein Recht, Käthes Jugend an sich zu ketten, da er ihr nichts bieten konnte, und die Erfüllung der Bedingung des Onkels einem Sichtwechsel für die Ewigkeit oder die Nimmermehrszeit gleichkam. Wie sollte er jemals zehntausend Franken verdienen?

Das war die Frage, die nunmehr allein die jagenden Gedanken Viktors beschäftigte.

„Zehntausend Franken Belohnung!"

Das war ja gerade seine Summe!

Schon an mehreren Straßentafeln war ihm diese Überschrift in die Augen gesprungen. Aber was half ihm diese Ankündigung? Dort hing sie wieder. Mehr aus Gleichgültigkeit, gedankenlos und zerstreut begann er die Bekanntmachung zu lesen, aber je weiter er las, um so mehr schwand die Teilnahmlosigkeit, um so belebter wurden seine Gesichtszüge, und zuletzt verrieten seine Augen das größte Interesse.

Nochmals las er.

Zehntausend Franken Belohnung wurden dem versprochen, der den geraubten „Regenten" wieder herbeischaffen konnte. Er konnte also nicht nur das im „Wurm" gewettete Faß Bordeaux gewinnen, sondern noch zehntausend Franken dazu. Und damit würde er sich seine Käthe verdienen.

Diese Möglichkeiten spannten seine Willensenergie zu unerhörter Betätigung an; er kaufte sich alle Tageszeitungen, zog sich mit dem mehrpfündigen Gewicht des Lesefutters in eine stille Brauerei der Rue de Paradis zurück und entfaltete dort seine vorbereitende Tätigkeit für die Aufgabe, die ihm alle seine Wünsche zur Erfüllung reifen sollte. Er schnitt sämtliche Berichte

heraus, die von dem Raub des Diamanten aus dem Louvre handelten, las alle aufmerksam durch und machte sich Notizen. Dabei gelangte er schließlich zu einem Ergebnis, das in einem wesentlichen Punkte von dem des Kommissärs Fallot verschieden war.

Er überlas seine Feststellungen. Anfall des Fräuleins, der Tochter eines hohen Beamten. Ihr Schrei lockt alle Besucher aus der Galerie. Raub durch Eindrücken des Glasfensters mit einem Pechlappen, der zurückblieb. Der Raub war also geplant und nicht durch einen Zufall herbeigeführt worden. Niemand trägt Pechpflaster zum Vergnügen mit sich herum. Folglich war der Anfall des Fräuleins verabredet und gemacht. Der Täter mußte mit diesem Fräulein in Verbindung stehen.

War nun Gaston Sentier wirklich der Täter, wie konnte er mit dem Fräulein bekannt geworden, und wie konnte ihm deren Überredung zu einem so tollen Plan gelungen sein?

Um über die erste Frage sichere Gewißheit zu erlangen, ehe er sich an die Lösung der zweiten wagte, bedurfte es nur eines Besuchs bei Sentier.

In der Rue Lamarck, am rückwärtigen Abhang des Montmartre, war in einem verwilderten Baumgarten eine Künstlerkolonie, in der auch Gaston Sentier hauste. Dort traf er den Gesuchten auch richtig an, aber nicht bei der Arbeit, sondern behaglich auf einem alten Sofa hingestreckt, zwischen den Lippen die kurze Pfeife.

„Was führt dich in meinen Palast? Willst du an meiner Tafel speisen, willst du —“

„Laß den Unsinn! Hast du den letzten Kater aus dem ‚Wurm‘ schon überwunden?“

„Dieses Tier gibt es in meinem zoologischen Garten nicht. Was willst du überhaupt damit sagen?“

Bojer ließ sich schwer auf einen Stuhl fallen. „Ich möchte jetzt vernünftig mit dir reden.“

Da richtete sich Sentier empor und sah Bojer mit offenem Munde an. Dann sagte er zweifelnd: „Kannst du das überhaupt?“

Bojer blieb ganz ernst. „Wie konntest du nur der törichten Wette eine solche Bedeutung beimessen?“

„Ich verstehe dich nicht.“

„Du wirst doch nicht behaupten, du wüßtest nichts mehr davon? Die vollzogene Tatsache widerspricht dem jedenfalls durchaus.“

„Du denkst an den Raub des ‚Regenten‘?“

„Allerdings.“

„Und du bist nun bei mir und willst mit der Suche beginnen? Du willst mir gewaltsam das Faß Bordeaux abjagen? Bitte, lege deinen Gefühlen keinen Zwang an. Alle meine Koffer und Kisten stehen dir offen. Wenn du aber nichts gefunden hast, dann hoffe ich, daß du eine Pfeife mit mir rauchen wirst.“

„Also du hast dieses wahnsinnige Beginnen wirklich gewagt? Wegen eines Fasses Bordeaux hast du so ungeheuerlich viel aufs Spiel gesetzt?“

Ein kaum merkliches Lächeln huschte über das Gesicht Sentiers. Dann sagte er: „Du hast gezweifelt? Ich könnte dann ja behaupten, ich wüßte nichts. Da kannst du dir viele Mühe ersparen.“

„Du hattest nicht viel zu verlieren. Aber daß du eine zweite Person, eine Dame, ein Weib, das sich aus Liebe betören ließ, die Tochter eines hohen Beamten mit in die Gefahr hineinzogst, das war unverantwortlich! Das hättest du nicht tun dürfen.“

Das Gesicht Sentiers war ein einziges großes Fragezeichen. Selbst Bojer konnte dies nicht entgehen; aber er wußte, welche Verstellungskunst Sentier schon ge-

zeigt hatte, und deshalb ließ er sich nicht zu sehr verblüffen.

„Mich kannst du nicht täuschen,“ sagte er. „Ich kann dir beweisen, daß der Krankheitsanfall deiner Mithelferin nur fingiert gewesen ist. Der Pechlappen, den du besser wieder mitgenommen hättest, war der Verräter. Zufällig trägt niemand einen solchen spazieren. Wenn du aber nur auf Zufälle hättest warten wollen, dann würdest du nach einem Jahr immer noch in der Galerie d'Apollon stehen müssen. Der Dieb und das Fräulein haben nach Verabredung gehandelt, während der unglückliche Vater betört und hintergangen worden ist.“

Als Bojer für einen kurzen Augenblick schwieg, sagte Sentier mit überlegenem Lächeln: „Der Triumph eines Sherlock Holmes! Du hast wirklich große Aussichten. Ich sehe dich noch als Detektiv auf der Bühne. Vielleicht haben deine Augen auch schon das Versteck des ‚Regenten‘ entdeckt?“

„Ich werde ihn jedenfalls finden! Denkst du etwa, ich werde hier in deinem Atelier suchen?“

Sentier spielte den grenzenlos Erstaunten. „Ah! Du bist genial! Also in meinem Atelier ist der ‚Regent‘ nicht! Wie bist du denn zu dieser Weisheit gekommen?“

„Dein Spott trifft mich nicht. Was ich hier erfahren wollte, das weiß ich nun. Noch vor Ablauf der Frist von acht Tagen werde ich den Stein gefunden haben.“

Mit dieser Erklärung ging Bojer wieder zur Türe, um sich zu entfernen.

Sentier rief ihm nach: „Was ist nun mit der gemeinsamen Pfeife, Mister Holmes?“

Bojer aber hörte nicht oder wollte nicht hören. Mit kurzem Gruß war er außerhalb der Tür und stieg gleich darauf die ächzende Treppe hinunter.

Oben folgte ihm ein polterndes Lachen, und während Sentier seine Pfeife wieder anzündete, murmelte er vor sich hin: „Köstlich! Bei mir im Atelier will er den ‚Regenten' nicht suchen!"

Auf der Straße stand Viktor Bojer überlegend still. Was nun?

Zugestanden hatte Sentier nichts. Aber was er gesagt hatte, ließ keinen Zweifel zu. Er war es gewesen. Die Überraschung über Bojers Kenntnis von dem gemeinsamen Zusammenarbeiten mit dem Fräulein hatte Sentier durch geheuchelte Verblüffung verbergen wollen, das Erstaunen war aber mehr Verlegenheit wegen des durchschauten Spiels gewesen.

Doch wohin hatte er den Diamanten gebracht?

Da sah Bojer plötzlich den Weg klar vor sich.

Das Fräulein! Bei ihr lag der Punkt, wo er einsetzen mußte.

Natürlich mußte er am Louvre mit seinen Nachforschungen beginnen. Ein kürzerer Weg wäre es allerdings gewesen, den Kommissär aufzusuchen, der amtlich den Fall leitete, um bei diesem durch eine Anfrage Gewißheit zu erlangen, aber die Polizei folgte offenbar einer falschen Fährte. Er hätte sie aufklären müssen. Und wenn ihm kein Glauben geschenkt worden wäre, dann wäre ihm der Name des Fräuleins auch nicht bekannt gegeben worden. Vielleicht hätte man ihn selbst als verdächtig angesehen.

Er sprang auf einen Omnibus und kletterte die steile Treppe nach dem Verdeck hinauf. Während der Wagen durch die verkehrsreichsten Straßen fuhr, blickte Bojer von oben herab, wie die Menschen trieben und sich treiben ließen. Durch die Rue Montmartre ging die Fahrt. Er sah auf die Verkaufsläden, wo der Metzger mit der weißen, reinlichen Schürze neben dem

halben geschlachteten Kalb stand, das die Vorübergehenden zum Kaufen verlocken sollte, wo eine Gemüsehändlerin mit singender Stimme ihre frische Ware anpries, und ein anderer mit ebenso beredten Worten wie mit lebhaften Gebärden zum Kaufen von Kleiderstoffen aufforderte.

Doch seine Gedanken suchten nur den „Regenten“.

Käthe war ein verblaßter Schatten geworden, der in einem dichten Nebeldunst sich mehr und mehr verlor.

In der Rue Rivoli sprang er vom Omnibus herab und lief zum Louvre.

Der aber war geschlossen, kein einziger Beamter oder Diener war zu sehen.

Da stolperte Viktor Bojer über einen Zufall. So sehr fiel er über den Zufall, daß er blind hätte zugreifen müssen.

Als er vor dem versperrten eisernen Gittertor stand, war eine elegante vornehme Dame, deren seidene Unterröcke knisterten und rauschten, den gleichen Weg gekommen und hatte gleichfalls in den Louvre eintreten wollen, war dann aber auch mit einem kurzen überraschten Ausruf vor der geschlossenen Pforte stehen geblieben.

Da ihr Bojer zunächst stand, wandte sie sich an ihn mit der Frage: „Bitte, mein Herr, wird der Louvre heute nicht geöffnet?“

„Kaum. Er soll wahrscheinlich geschlossen bleiben, bis der geraubte Diamant wiedergefunden ist.“

„Ich danke Ihnen.“

Damit war sie fortgerauscht.

Bojer wollte sich eben nach der entgegengesetzten Seite entfernen, als er neben sich die Worte hören konnte: „Das ist die Dame, die im Louvre den Anfall erlitten hat, während der ‚Regent‘ geraubt wurde.“

Ein älterer Herr hatte anscheinend seiner Frau, einer würdevollen Matrone mit weißen Haaren, dies erzählt, während er mit der Hand auf jene Dame wies, die Bojer vor der geschlossenen Pforte des Louvre angesprochen hatte.

Das war also das Fräulein!

Das war ein Erfolg! Natürlich brauchte er keinem Menschen zu verraten, wie er den großen Erfolg erzielt hatte, denn es gibt nicht nur im Deutschen das Sprichwort von dem Glück des Dummen und von den großen Kartoffeln.

Sofort folgte er den Spuren der Dame. Dabei hatte er jetzt genügend Zeit, sie aufmerksamer anzusehen.

Eine schlanke, elegante Gestalt mit den geschmeidigen Formen der geborenen Pariserin. Das Haar war dunkel, dicht und in Wellen frisiert. Das rehbraune Kleid schmiegte sich eng an den Körper und stammte nach Bojers Schätzung aus einem der ersten Pariser Ateliers. Als sie ihren Kopf einmal zur Seite wandte, nahm sein Blick ihr Profil auf. Ein feingeschnittenes Gesicht mit scharf vorspringender Nase, etwas starken Lippen, mit sanft geschwungenen Augenbrauen, die so fein waren, als stammten sie von einem japanischen Aquarell, und mit Augen von der dunklen Tiefe eines Waldsees aus einem Märchen.

So sah Viktor Bojer ihr Bild.

Da kamen ihm aber auch Zweifel, ob sie wirklich eine Mitschuldige des Verbrechens sein konnte. Er dachte sich neben ihr die Gestalt Gaston Sentiers, und er konnte zwischen den beiden keine Harmonie finden, er vermochte es nicht zu enträtseln, wie die sich zusammenfinden konnten, und wie dieses Weib sich zu solchem Beginnen hatte überreden lassen.

Doch die Zweifel mußten vor der unerbittlichen Logik seiner Schlußfolgerungen weichen; er wiederholte sich nochmals alle Vorkommnisse, und dabei blieb das Ergebnis das nämliche.

Der Pechlappen bewies das gemeinsame Arbeiten und die Mitwissenschaft der Dame, und daß sie jetzt wieder in den Louvre gewollt hatte, das fand er noch mehr belastend.

Wie ein unbewußter Zwang sie nach dem Ort ihrer Tat geführt hatte, so sollte sie ihn nun zu ihrem Mitschuldigen und auch zu dem Versteck des „Regenten“ selbst geleiten.

In der Rue Cambon ging sie in ein Haus.

Bojer folgte ihr und, nachdem er der Pförtnersfrau ein Frankenstück vertrauensvoll in die dargereichte Rechte gedrückt hatte, fragte er: „Wer war denn die Dame, die eben gekommen ist?“

Wer gut schmiert, fährt nicht allein gut, sondern er findet überall auch ein gutes Gehör und eine deutliche Antwort.

„Es ist die Tochter des Stadtrats Bernard, Fräulein Norette,“ berichtete die gefällige Frau.

Viktor konnte befriedigt nicken. „Ich werde vielleicht noch verschiedenes wissen müssen. Ich hoffe, daß Sie schweigen können.“

Da reichte ihm die Frau, die rasch begreifen und verstehen mußte, die Linke hin.

So deutlich hatte noch selten jemand mit Viktor Bojer gesprochen. Da er aber ihre Hilfe voraussichtlich noch öfters gebrauchen konnte, so ließ er auch in ihrer Linken eine Münze mit möglichst wenig Geräusch verschwinden.

Es war schon dunkel geworden, und Viktor war mit dem Resultat des ersten Tages mehr als zufrieden.

Wenn er an jedem das gleiche leisten würde, dann könnte er in drei oder höchstens in vier Tagen am Endziel angelangt sein.

Natürlich hatte er sich damit auch etwas Besonderes verdient, und das gedachte er in einem Restaurant einzufordern.

Aber auch Kommissär Fallot hatte Erfolge erzielt.

Als er den Louvre verlassen hatte, da war über seinem Gesicht ein strahlendes Lächeln gewesen, das den Triumph über seinen Kollegen Ramelier bedeutete.

Seine Nachforschungen ergaben folgendes: Durch den Pavillon Sully hatte längere Zeit vor der Mitteilung über den Raub niemand den Louvre verlassen, also auch nicht der Dieb. Die weiter entfernten Ausgänge, die weniger in Betracht kamen, hatten ähnliches gemeldet.

Nur vom Pavillon Denon war ein längerer Bericht erfolgt, worauf Fallot selbst die weiteren Verhandlungen führte.

„Können Sie sich entsinnen, ob kurz vor der telephonischen Verständigung jemand den Louvre verlassen hat?“ fragte er den Beamten.

„Vorher niemand. Aber als ich gerade zum Telephon hingerufen worden war, da eilte ein ziemlich dicker, kleiner Herr rasch hinaus. Er muß es sehr notwendig gehabt haben. Das war mein erster Gedanke. Als ich dann den telephonischen Bericht hatte, da zweifelte ich nicht, daß der dicke Herr der Dieb gewesen sein muß. Ich rannte auch sofort durch den gleichen Ausgang hinaus, aber weder im Hofraum noch auf dem Quai du Louvre war der Eilige noch zu sehen. Und das erschien mir nur noch verdächtiger.“

Dasselbe dachte Kommissär Fallot, und der Museumsdiener mußte eine sehr ausführliche Beschreibung des Verdächtigen geben. Mit dieser in der Tasche begab sich nun der Kommissär nach der Wohnung des Stadtrates Aristide Bernard.

Der alte Herr mit dem runzeligen Gesicht, aber den jugendlich lebhaften Augen empfing den Kommissär im Salon. Dabei sah Fallot die behagliche Pracht, die nicht prunken, sondern erfreuen will. Der Kamin war aus Marmorkacheln gebaut, und auf dem Sims standen echte Bronzen von Meunier und anderen Künstlern. Ein Originalbild von Carrière verriet das feine Kunstverständnis des Besitzers.

Mit einer einladenden Handbewegung forderte der Stadtrat den Kommissär zum Platznehmen auf.

Fallot kam sofort auf den Grund seiner Anwesenheit zu sprechen. „Ich will vor allem um Entschuldigung bitten, daß man Sie mit einer Durchsuchung belästigt hat, die ja nur eine Formsache bedeuten konnte.“

„Keine Entschuldigung!“ entgegnete Bernard. „Es mußte selbstverständlich geschehen. In einem solchen Falle hätte auch der Präsident sich nicht entfernen dürfen. Ich empfinde ja selbst am besten, was der Verlust des ‚Regenten‘ bedeutet, da ich ebenfalls eine kleine Diamantensammlung besitze, in der auch der ‚Regent‘ in einer Nachbildung aus geschliffenem Glas vorzufinden ist. Es ist nur zu hoffen, daß die Spur des Täters bald ausfindig gemacht wird.“

„Nun, ich kann schon verraten, daß ich dem Dieb dicht auf der Fährte bin.“

„Wirklich?“

„Ich glaube zuversichtlich, in kürzester Zeit schon die Festnahme des Täters veranlassen zu können.“

„Dazu wünsche ich Ihnen viel Glück.“

Nachdem sich Fallot noch nach dem Befinden der so unerwartet erkrankten Tochter erkundigt und deren baldige Genesung gewünscht hatte, wurde er mit einem wohlwollenden Händedruck entlassen.

Am folgenden Tage gab er dann an alle Polizisten das genaue Signalement des kleinen, dicken Herrn weiter, der den Louvre durch den Pavillon Denon mit ungewöhnlicher Eile verlassen hatte und auf den nunmehr die Jagd durch ganz Paris eröffnet wurde.

Der Triumph Fallots war vollständig, als am Morgen des zweiten Tages schon die Zeitungsjungen aller Tagesjournale mit neuen Sensationsnachrichten durch die Boulevards und Avenuen jagten und mit kreischender Stimme die letzte Neuigkeit verkündeten: „Der Dieb des ‚Regenten' ist verhaftet!"

Viktor Bojer war früher als sonst aus den Federn. Er hatte sich einen großen Arbeitsplan ausgedacht, den er erledigen wollte. Er hatte sich in die Rolle eines Liebhaberdetektivs, die er spielte, so hineingelebt, daß seine Gedanken vollständig davon in Anspruch genommen waren.

Er mußte die junge Dame, die sich nunmehr als Fräulein Norette Bernard entpuppt hatte, überwachen, mußte jeden ihrer Schritte beobachten. So war also sein Ziel wieder die Rue Cambon.

Eben war er auf dem Marsch vom fünften Stockwerk hinunter zur Tiefe der gewöhnlichen Erdenbewohner, als ihm der Depeschenbote entgegentrat und ihm ein Telegramm überreichte.

Viktor blieb zwischen Himmel und Erde, oder besser ausgedrückt, auf der achten Stufe im dritten Stockwerk stehen und entzifferte die Depesche.

„Komm sofort nach Hotel Royal. Käthe.“

Ein Stelldichein also! Das war sein erster Gedanke. Käthe hatte sich offenbar von ihrem Vater, der vielleicht eine Entdeckungsfahrt nach gutem Schnupftabak unternommen hatte, losgemacht. Also auf zum Hotel Royal! Die Rue Cambon war vergessen.

Aber das erhoffte Zusammentreffen mit Käthe sollte nicht ohne Hindernisse zustande kommen. Eben wollte er auf einen Omnibus aufspringen, als er bei beiden Rockflügeln gepackt und wieder zurückgezogen wurde. Mit einem Fluch wandte er sich dem Störenfried zu und sah in das dicke Gesicht des lachenden Philosophen Edmond Lacroix.

„Immer noch hinter dem ‚Regenten‘ her?“ rief ihm dieser zu. „Heute ist der dritte Tag seit dem Diebstahl. Könntest du mir nicht schon vorschußweise eine Flasche aus dem Faß Bordeaux abgeben?“

„Was willst du?“ knurrte ihn Bojer an.

„Ich habe also nicht deutlich genug gesprochen. Nun, ich kann mein Anliegen auch mit anderen Worten wiederholen. Pump mir einen Franken zu einer Flasche Roten.“

Da war aber Bojer bereits auf den nächsten Omnibus gesprungen und rief von der Plattform dem zurückbleibenden Lacroix zu: „Wenn du mir ein Goldstück wechseln kannst, dann soll es mit Vergnügen geschehen!“

Ein Goldstück wechseln! Lacroix sah wehmütig dem Omnibus nach, bis er im Straßengewirr verschwunden war. Er hatte einen schönen Traum begraben. Ein Goldstück wechseln!

Das ließ ihn um so größeren Schmerz empfinden, als er schon einige Male hatte bemerken müssen, daß seine Freunde kurzsichtig geworden waren oder in

eiligen, dringenden Geschäften in Seitengassen verschwanden, wenn sie seiner ansichtig wurden. Deshalb sandte er Bojer nur den Stoßseufzer nach: „Auch du, mein Sohn Brutus!“

Das hatte aber Bojer nicht mehr hören können. Er hatte auch Lacroix sofort wieder vergessen, denn es leuchtete für ihn ein glänzender, vielverheißender Hoffnungsstern — Käthe!

Je länger die Fahrt nach dem Hotel Royal dauerte, um so schöner baute sich Bojer seine Luftschlösser auf, um so herrlicher träumte er sich das Beisammensein und um so süßer schmeckten die Küsse, die er erhoffte, so daß er in Vorahnungen bereits die Lippen spitzte.

Im Hotel fragte er den Portier: „Welche Zimmernummer hat Herr Wiedemann nebst Tochter?“

„Vierundfünfzig.“

Viktor eilte, beflügelt von den Erwartungen seiner stürmischen Liebe, die Treppen empor, und seine Beine erwiesen sich dabei so lang, daß er immer über drei Stufen zugleich hinwegsetzen konnte.

Nur noch eine Tür trennte ihn von der Erfüllung jener Liebesseligkeit, die nur die wahrhaft Liebenden kennen, für die ein Kuß von den Lippen der Herzliebsten des Glückes Höhepunkt bedeutet. Ein verstohlener, heimlicher Kuß ohne Zeugen, sie an sich drücken, sie mit seinen Armen umfassen — ach, diese Seligkeit!

Er öffnete die Türe und —

Käthe sank in seine Arme, barg ihr Gesichtchen an seiner Brust und — weinte zum Gotterbarmen. Die heißen Tränen kollerten immer reichlicher über ihre Wangen, und jedes Wort, das über ihre Lippen kam, erstickte in einem heftigen Schluchzen.

Viktor stand in namenloser Verwirrung. So hatte

er sich das nicht gedacht. Das war doch wirklich kein Empfang, wie er sein sollte! Deshalb war er doch nicht wie auf Sturmesflügeln hergerannt!

„Aber —“

In diesem einzigen Wort, das er herausbrachte, lag seine ganze Enttäuschung, das Zugrabetragen aller seiner Hoffnungen.

Aus dem schluchzenden Stammeln Käthes klang endlich ein Wort deutlich hervor: „Vater! Mein armer Vater!“

„Was ist denn mit deinem Vater? Hat er noch immer keinen Schnupftabak gefunden?“

„Ach, mein Gott, er ist ja —“

„Na, was ist er denn?“

„Er ist — verhaftet worden!“

„Was? Verhaftet? Weshalb denn?“

„Verhaftet haben sie ihn — wegen Diebstahls! Heute morgen! Sie haben alle unsere Koffer durchsucht. Im Louvre den Diamanten soll er gestohlen haben.“

Onkel Wiedemann der mutmaßliche Dieb des „Regenten“! Onkel Wiedemann ein Räuber? Viktor Bojer lachte in ausgelassenster Fröhlichkeit.

Da riß sich Käthe entrüstet von ihm los, und ihre Augen funkelten, während sie rief: „Pfui — schäme dich! Wie kannst du da lachen!“

„Verzeih, Käthe, aber es ist zu komisch! Onkel Wiedemann!“

„Ich kann dabei gar nichts komisch finden. Ich halte es von dir für äußerst rücksichtslos, darüber zu spotten.“

„Ich kann mir nicht helfen, Käthe!“ Und er lachte wieder.

Als aber Käthe von neuem zu weinen anfing, da

tröstete er sie: „Sei doch ruhig! Es wird gewiß nicht so schlimm sein! Das kann nur ein Irrtum sein, der sich bald aufklären wird. Du mußt mir jetzt über alles genau berichten, mir alles erzählen, dann werde ich sehen, was ich tun kann.“

So gelang es ihm allmählich, Käthe so weit zu beruhigen, daß sie in zusammenhängenden Worten den Verlauf berichten konnte. „Wir hatten uns das Frühstück auf das Zimmer bringen lassen und waren sehr vergnügt, als an die Tür geklopft wurde. Auf einen Zuruf Papas wurde sie aufgerissen, und auf der Schwelle stand ein Herr in Zivil mit zwei Polizisten. Er fragte nach Herrn Johannes Wiedemann. Papa verstand kein Wort davon. Ich erklärte dies dem Herrn, der sich als Kommissär Fallot vorstellte. Er sagte mir dann, er müsse Papa wegen dringenden Verdachts, den ‚Regenten‘ aus dem Louvre entwendet zu haben, verhaften und jetzt zunächst eine genaue Durchsuchung vornehmen. Papa hatte noch immer kein Wort verstanden. Ich wagte es ja gar nicht, ihm das Ungeheuerliche mitzuteilen. Als aber der Kommissär in unseren Koffern zu wühlen begann, da mußte ich es sagen. Dann aber war ich froh, daß weder der Kommissär noch die Polizisten Deutsch verstanden, denn Papa schimpfte fürchterlich.“

„Das kann ich mir denken,“ unterbrach sie Bojer.

„Nur mit Mühe war es mir endlich gelungen, Papa einigermaßen zu beruhigen, da sich das Mißverständnis ja doch ergeben mußte, wenn bei uns nichts vorgefunden würde. Die Suche war begreiflicherweise erfolglos, aber darauf erklärte der schreckliche Kommissär nur, der Diamant müsse wohl schon in Sicherheit gebracht worden sein, und bestand darauf, Papa fortzuführen. Er wies auch einen gerichtlich

ausgestellten Haftbefehl vor. Das mußte ich Papa erklären. Aber er wollte nicht folgen, er wollte sich mit Gewalt widersetzen, und alles Zureden half nichts. Deshalb wurde er von den beiden Polizisten endlich gepackt und mit einer eisernen Schließkette gefesselt. Und dann hatten sie ihn fortgeschleppt. In meiner Angst hab' ich dann an dich telegraphiert. Es wurde mir auch schon das Hotelzimmer gekündigt. Ich bin ja so unglücklich, so unglücklich!“

„So schlimm ist das noch nicht!“ tröstete Viktor. „Du darfst mir bestimmt glauben, daß sich heute noch der Irrtum ergeben wird. Es wird auch in Frankreich nicht leicht ein Schuldloser verurteilt, eine vorübergehende Festnahme aber kann jedem einmal passieren. Zunächst werde ich für dich ein anderes Hotel suchen. Dann aber werde ich zu dem Kommissär Fallot gehen, und das übrige wird sich schon finden. Ihr seid an dem Vormittag, an dem der Raub begangen wurde, wirklich im Louvre gewesen?“

„Ja.“

„Habt ihr nichts wahrgenommen?“

„Nein. Ich bin zuerst gegangen, Papa ist mir erst später nachgefolgt.“

„Nun, wir werden ja sehen. Jetzt muß ich dir vor allen Dingen eine andere Unterkunft verschaffen.“

Eilig lief er die Treppe hinab. Als er dann durch die belebten Straßen ging, drängten sich ihm tausend Gedanken auf. Johannes Wiedemann war wegen des Raubes verhaftet worden! Natürlich schuldlos! Das wußte niemand besser als er, Viktor Bojer. Er hätte ja den wirklichen Dieb sofort angeben können.

Sollte er dies tun, die Polizei auf die richtige Fährte weisen? Dann wäre Onkel Wiedemann sicherlich sofort freigelassen worden. Aber dann mußte er an den

Freunden, die nur an einen Ulk gedacht, nie einen wirklichen Raub beabsichtigt hatten, zum Verräter werden, dann waren die zehntausend Franken für ihn verloren. Schließlich glaubte man ihm auch gar nicht.

Viktor dachte daran, was eintreffen würde, wenn er zunächst schwieg. Er hatte dann immer noch die meiste Aussicht, den Diamanten zu beschaffen. Dann verdiente er die zehntausend Franken und konnte sich zugleich als Befreier des Onkels aufspielen. Dieser würde ihn dann um so bereitwilliger zum Schwiegersohn annehmen.

Die Wage schwankte.

Was sollte Viktor tun?

Da stand er vor dem Hotel Bellevue, und gleich darauf hatte er dort ein Zimmer gemietet. Nun kehrte er nach dem Hotel Royal zurück, wo er Käthe immer noch in Tränen antraf. Die Koffer, deren Inhalt in chaotischem Kunterbunt überall verstreut lag, waren mit seiner Hilfe bald wieder in Ordnung, auf eine herbeigerufene Droschke verladen und mit Käthe selbst nach dem neuen Hotel verbracht worden.

„Es besteht keinerlei Verpflichtung, Ihnen Aufschluß zu geben. Da Sie aber als Verwandter zweifellos das Recht haben, Gegenbeweise zu schaffen, um die Anklage zu entkräften, kann ich Ihnen ja das Überführungsmaterial bekannt geben. Es ist natürlicherweise nur eine Gefälligkeit."

Das war die Erklärung des Kommissärs Fallot, als Viktor in seinem Bureau erschien und nach den Gründen von Wiedemanns Festnahme fragte.

„Ich begreife vollkommen. Ich kann aber nicht daran glauben, daß mein Onkel wirklich die ihm zur

Last gelegte Tat begangen hat. Er versteht ja kein französisches Wort.“

„Das ist kein Tathindernis.“

„Soviel mir bekannt ist, verlief die Durchsuchung gänzlich ergebnislos.“

„Er hat eben den Diamanten schon anderweitig in Sicherheit gebracht.“

„Wo sollte er das? Ich bin in Paris sein einziger Bekannter.“

Da erklärte Fallot mit scharfer Stimme: „Sie sollten das nicht so stark betonen, denn es könnte sich der Verdacht der Mitwissenschaft leicht auch auf Sie lenken.“

„Ich werde mich natürlich jederzeit bereitwillig zur Verfügung stellen.“

„Das ist vorerst nicht notwendig.“

„Darf ich Sie jetzt an Ihr liebenswürdiges Versprechen erinnern, mir die näheren Umstände mitteilen zu wollen?“

„Das ist mit wenigen Worten geschehen. Der Raub wurde bekanntlich unmittelbar nach seiner Ausführung auch schon entdeckt, worauf die Sperrung aller Ausgänge verfügt wurde. Alle Personen, die im Louvre zurückblieben, sind genau und mit größter Gewissenhaftigkeit durchsucht worden. Dabei hat sich bei niemandem der Stein vorgefunden. Daraus aber kann sich nur die eine Folgerung ergeben, daß der Dieb mit dem Diamanten das Haus eben noch hatte verlassen können. Das werden Sie mir doch zugestehen?“

Bojer nickte nur.

„Meine Nachforschungen mußten also darauf hinzielen, die Leute an den Ausgängen zu verhören. Dabei hat sich aber mit unzweifelhafter Sicherheit ergeben, daß um die kritische Zeit nur eine einzige Person

den Louvre verlassen hat — nur eine! Und diese eine Person war in auffallender Hast zum Pavillon Denon hinausgelaufen — Ihr Onkel, Herr Johannes Wiedemann."

„War er es auch wirklich, der gesehen wurde?"

„Der Verhaftete ist in Gegenwart des deutschen Dolmetschers bereits verhört worden und hat dabei das Zugeständnis gemacht, er sei die von dem Diener beobachtete Person gewesen."

„Darf ich vielleicht einmal mit dem Verhafteten reden? Es soll nur in privaten Angelegenheiten sein. Seine Tochter ist in Verzweiflung. Natürlicherweise bin ich darauf gefaßt, ihn nur in Anwesenheit eines Dolmetschers sprechen zu dürfen."

„Ich kann es allerdings nur unter der Bedingung gestatten, daß jemand Zeuge der Unterredung ist. Sind Sie damit einverstanden?"

„Gewiß."

Kommissär Fallot füllte ein Formular aus, das Bojer ermächtigte, mit dem Gefangenen für die Zeit von fünf Minuten in Gegenwart eines sprachkundigen Beamten zu sprechen.

„Was müßte denn zunächst bewiesen werden, um die Freiheit meines Onkels zu bewirken?"

„Das ist sehr einfach. Wenn Sie mir den vollgültigen Beweis schaffen, daß der Verhaftete unmöglich der Dieb gewesen sein kann, soll er noch in der gleichen Stunde entlassen werden."

„Ich nehme den Fall an, ich selbst würde den Diamanten finden, würde zugleich beweisen, daß mein Onkel gar nicht an der Fundstelle gewesen sein kann — wäre das genügend?"

„Wenn Ihnen das möglich ist, dann wird Ihr Onkel sofort frei, und Sie verdienen sich außerdem

noch die ausgesetzte Summe von zehntausend Franken.“

„Ich danke Ihnen.“

„Oh, das ist vorerst nicht nötig, ich wünsche Ihnen aber den besten Erfolg!“

Und Kommissär Fallot ließ sich zu so großer Liebenswürdigkeit verleiten, daß er Viktor bis zu der Tür begleitete. Dann aber lachte er, daß ihm die Augen tropften.

Auf dem Wege zum Untersuchungsgefängnis mühte Viktor sich erfolglos an der harten Nuß ab, die ihm der Kommissär zum Knacken aufgegeben hatte. Niemand also hatte den Louvre um die kritische Zeit verlassen als der Onkel. Alle Zurückgebliebenen waren auf das sorgfältigste durchsucht worden, und bei keinem hatte sich der Diamant vorgefunden. Wohin also war dann der Dieb gekommen?

Als Viktor durch die eisenbeschlagene Pforte des Untersuchungsgefängnisses trat, war er mit der Lösung der schwierigen Aufgabe noch keinen Schritt weiter gekommen.

Der Dolmetscher, der ihm als Begleiter mit in die Sprechzelle gegeben wurde, war ein Gefängnisbeamter, der früher mehrere Jahre in Deutschland gelebt hatte. Die Luft in den Zellenräumen war muffig, die Wände waren feucht, der Boden bestand aus Steinen. Und in diesen Räumen mußte Onkel Wiedemann schmachten!

Das Klirren von Schlüsseln verkündete seine Ankunft. In Begleitung eines Zellenwärters trat Johannes Wiedemann ein. Seine stattliche Fülle war in eine graue Häftlingsjacke gepreßt worden, die ihm viel zu eng war.

Er sah so komisch aus, daß Viktor ein Lächeln nicht zu unterdrücken vermochte. Und siehe da — auch Onkel Wiedemann lachte, als er seinen Neffen erblickte. Sein erster Zorn über die unwürdige Behandlung war schon verraucht, und er freute sich fast über das Reiseerlebnis, von dem er am heimischen Stammtisch den interessiert zuhorchenden und staunenden Freunden erzählen würde, daß sie den Mund vor Verwunderung gar nicht mehr zubrächten.

„Das ist hübsch, daß du mich besuchst," rief er Viktor entgegen. „Aber was ich dir gleich sagen wollte, der Fraß, den sie mir vorgesetzt haben, war nicht zu genießen. Und meinen Schnupftabak haben sie mir abgenommen! Das mußt du ändern. Ich muß meinen Schnupftabak haben und wenn du zum deutschen Gesandten gehen müßtest!"

„Dir scheint es hier ja sonst ganz gut zu gefallen," meinte der Neffe.

„Na, das will ich gerade nicht sagen, aber ein paar Stunden kann ich es schon noch aushalten. Denk dir nur das Gesicht vom alten Oberförster Heidenreich oder das vom Apotheker Bechler! Das ist doch der Spaß wert."

„Nun, ich kann hier durchaus nichts spaßhaft finden, lieber Onkel. Der armen Käthe ist wegen dieser Geschichte das Zimmer gekündigt worden. Ich habe sie nach dem Hotel Bellevue gebracht, dort weint sie unausgesetzt."

„Das mußt du ihr ausreden. Der Irrtum, der mit meiner Verhaftung geschehen ist, muß sich doch bald aufklären. Ich hatte schon gedacht, du wärest gekommen, um mir das mitzuteilen."

Das Gesicht Viktors nahm einen immer ernsteren Ausdruck an. „Im Gegenteil, lieber Onkel! Deine Lage ist viel schlimmer. Ich bin ratlos. Es sprechen

Verdachtsgründen wider dich, die zunächst nicht zu widerlegen sind.“

„Das ist doch alles dummes Zeug!“ brauste Wiedemann auf. „Ich stehle doch keine Diamanten, ich, der Rentier Johannes Wiedemann!“

„Ich fürchte, man wird dafür hier kein Verständnis besitzen.“

„Was wollen sie denn eigentlich?“

„Den Beweis, daß du den Diamanten nicht genommen hast.“

„Wie ist das möglich?“

„Durch zwei Möglichkeiten. Entweder man findet den Dieb oder den Diamanten.“

„Und so lange soll ich in Untersuchung bleiben?“

„Leider ist dies zu befürchten.“

„Ist denn die französische Polizei schneller und besser als die bei uns zu Hause?“

„Ich denke, sie ist ebenso gut.“

„Aber dann könnte man mich ja in Ewigkeit hier behalten!“

„Nun, so lange wird's gerade nicht dauern.“

„Ich will aber heute noch hinaus!“

„Lieber Onkel, ich will ja gerne alles für dich tun, ich werde zum Gesandten gehen, werde Detektive aufsuchen und selbst nachforschen, aber —“

„Natürlich! Geld spielt jetzt keine Rolle. Was die Sache kostet, das kostet es.“

„Und was soll ich zu Käthe sagen?“

„Rede ihr nur zu, die Sache sei nicht so schlimm.“

„Was ich noch sagen wollte: Käthe ist jetzt allein. Um ihr Schutz gewähren zu können, habe ich mich als ihren Verlobten bezeichnen müssen. Du wirst doch nichts dagegen haben?“

„Zunächst will ich meinetwegen nichts dagegen

haben. Aber wenn ich wieder frei bin, dann braucht sie keinen Verlobten mehr."

Bojer antwortete auf die letzte Bemerkung nicht, sondern sagte ablenkend: „Es ist erwiesen, daß du den Louvre in besonderer Eile verlassen hattest. Warum denn?"

„Müssen sie die Nase denn in alles stecken?"

Da mischte sich zum ersten Male der Dolmetscher dazwischen. „Ick Sie muß bitten, zu unterlassen jede solche Bemerkung."

„Ich kann mir doch den Mund nicht zubinden, wenn die Galle überläuft! — Ich hatte einfach deshalb Eile, weil Käthe schon vorausgegangen war, und ich sie einholen mußte."

„Weshalb warst du zurückgeblieben?"

„Weil — — weil — es eben Dinge gibt, die nicht jeder zu wissen braucht."

„Ich verstehe."

„Meine Herren, es ist abgelaufen die Zeit, die ist worden bewilligt für das Sprechen."

Damit machte der Dolmetscher der Unterredung ein Ende. Der Wärter besaß eine sehr energische Hand, die den Gefangenen ohne viel Rücksichtnahme aus der Sprechzelle hinausbeförderte.

Wohin war der Dieb mit dem Diamanten verschwunden, wenn nur Onkel Wiedemann den Louvre verlassen hatte, im Louvre aber der Dieb nicht ausfindig gemacht worden war?

Es nützte nichts, wenn Viktor sich diese Frage immer wieder vorlegte — er kam zu keinem Resultat.

Nur durch Norette Bernard konnte der Weg zum Ziele führen. Sie mußte die Mitschuldige gewesen

sein. Gaston Sentier würde sicherlich nicht das mindeste verraten, oder ihn nur auf falsche Fährte zu führen bestrebt sein. Das aber hatte er bei Norette Bernard nicht zu fürchten, da sie ihn ja gar nicht kannte.

So lag er denn auf der Lauer vor dem Hause des Stadtrats Aristide Bernard in der Rue Cambon. Wenn Norette Bernard das Haus verließ, stets war Viktor Bojer hinter ihr her und folgte ihr wie der treueste Begleiter, der unzertrennlichste Schatten. Dabei durfte er manchen hübschen Spaziergang machen. Er trank auf der Insel des Unteren Sees im Bois de Boulogne Kaffee, er besah die Ausstellung im Grand Palais, er stand über eine Stunde vor einem Hause in der Rue du Temple und starrte auf die Haustüre, aus der Norette Bernard wieder erscheinen mußte, er war in die Notre Dame-Kirche gekommen, er war durch den Tuileriengarten gebummelt, war mit der Untergrundbahn nach dem Platz Clichy gefahren, war durch den Montmartrefriedhof gestreift — kurz, er hatte so viel gesehen, daß ein Fremder eine Fülle von Eindrücken dabei hätte mit sich nehmen können. Aber eigentlich gesehen hatte Viktor dabei nichts, nicht das Leben im Bois, nicht die Pracht und Eleganz der Toiletten in den Champs-Elysees — nichts hatte seine Aufmerksamkeit gefesselt, nur die schlanke, elegante Gestalt von Norette Bernard hatte er immer vor den Augen gehabt.

Und stets zur Mittagstunde und stets am Abend sandte er dann eine Botschaft an Käthe Wiedemann, die in verschiedenen Variationen immer das gleiche meldete: „Dicht auf der Fährte!“

Dabei war er nach Verlauf von drei Tagen genau so weit wie am ersten. Er folgte immer noch der Spur Norette Bernards, die sich durchaus nicht geneigt zeigen

wollte, ihrem getreuen Anhänger das Versteck des Diamanten zu verraten. Wie Peter Schlemihl seinen Schatten verloren hatte, so besaß sie einen Schatten zu viel; aber sie merkte nichts davon und wurde dadurch also nicht belästigt.

Am vierten Tage war Viktor wieder auf seinem Posten, gleich hoffnungsfroh und überzeugt vom Gelingen.

Es war eine ziemlich späte Nachmittagstunde. Norette Bernard trat aus dem Hause und schaute rechts und links die Straße entlang, als wolle sie nach Spähern Umschau halten. Dann verhüllte sie mit einem dichten Schleier ihr Gesicht. Sie wollte also nicht gesehen werden.

Innerlich jubelte ihr Verfolger, denn jetzt würde die Entscheidungsstunde schlagen.

Rasch eilte sie durch die Straßen. Dann stieg sie in einen Omnibus. Da mußte nun Viktor an seine Füße schon bedeutsame Anforderungen stellen, um dem Omnibus folgen zu können. Aber in der spannungsvollen Erwartung verspürte er weder Müdigkeit noch die Länge der Strecke. Er kam in die Vorstadtgegend von Montparnasse. Dort verließ sie den Omnibus und schob den Schleier wieder empor, als fühle sie sich in diesem Stadtteile vollkommen sicher.

Die Erwartung Viktors stieg von Minute zu Minute.

Dann trat sie in ein stilles, einsam gelegenes Café, in dem zu dieser Stunde wohl kaum ein Gast anzutreffen war.

Viktor wartete längere Zeit vor dem Café, dann ging auch er hinein, als hätte ihn irgend ein Zufall hineingeweht. Seine Augen bemerkten sofort die Gesuchte. In einem stillen Winkel saß sie. Auch ihre

Augen trafen sofort den Ankömmling. Erst war in ihrem Blick ein scheues, fast ängstliches Aufflackern, dann aber wurde sie wieder ruhig und sicher.

Viktor setzte sich so, daß er alles sehen und beobachten konnte, was sie tat.

Ein pockennarbiger Kellner mit schmutziger Serviette bediente. Viktor bestellte sich eine Tasse Kaffee. Als der Mann sich entfernte, bat ihn Norette Bernard, die ebenfalls Kaffee vor sich stehen hatte, ihr Tinte, Feder und Papier zu bringen.

Sie wollte also schreiben.

Aber was? An wen?

Nur deshalb mußte sie hierher gekommen sein, denn sie schob den Kaffee, ohne ihn auch nur zu versuchen, zur Seite.

Sie kaute mit den blitzenden Zähnen am Federkiel. Dann schrieb sie hastig einige Worte nieder. Aber sie schien damit nicht zufrieden zu sein, denn sie zerriß das Geschriebene in ganz kleine Stücke und steckte sie in die Tasche, als fürchte sie, ein Unberufener könnte doch noch die Worte entziffern.

Sie sann dann lange nach.

Viktor sah sich wie in gelangweilter Neugier die Wände an, besah sich in dem schmierigen Spiegel, der wohl seit Monaten kein Wasser gesehen hatte und an dem die Fliegen vom letzten Sommer noch Spuren hinterlassen hatten, und blätterte dann in einer Zeitung.

Norette Bernard schrieb wieder.

Wenn er den Brief lesen könnte!

Immer mächtiger verspürte er einen Wunsch, ein gewagtes Verlangen, das jäh in ihm aufgetaucht war.

Wenn er jetzt, so ohne Zeugen, in diesem Café Norette Bernard stellte, wenn er seinen Verdacht und seine Beweise ihr entgegenschleuderte, wenn er diesen

Brief forderte — vielleicht würde sie dann sprechen, um dem Schlimmsten vorzubeugen, um einem Skandal aus dem Wege zu gehen. Je mehr er daran dachte, um so mehr glaubte er, einen Erfolg erhoffen zu dürfen.

Sie überlas das Geschriebene.

Da wagte er es!

„Fräulein Norette Bernard!“

Mit erhobener Stimme rief er ihren Namen und sah sie dabei scharf an.

Sie wurde abwechselnd blaß und rot. Doch kein Wort kam über ihre Lippen.

„Fräulein Norette Bernard!“

Da fuhr sie erschrocken zusammen, und ohne ein Zittern der Stimme ganz verbergen zu können, fragte sie: „Meinen Sie mich?“

„Ich meine Fräulein Norette Bernard, des Stadtrats Aristide Bernard Tochter aus der Rue Cambon!“

Da raffte sie sich gewaltsam auf. „Ich kenne Sie nicht, mein Herr!“

„Das ist auch nicht notwendig. Um so besser kenne ich Sie. Ich folge seit mehreren Tagen schon Ihren Spuren. Ich bin jetzt am Ziel. Darf ich vielleicht um jenen Brief bitten?“

„Mit welchem Recht verlangen Sie das?“

Ihre Augen funkelten, ihre Hand legte sich schwer auf den Brief, um ihn zu schützen.

„In Ihrem eigenen Interesse. Sie haben sich zu einer Torheit verleiten lassen, die für Sie und für — ihn von den schlimmsten Folgen sein kann. Sie haben nicht bedacht, wer Sie sind, und daß Sie einen Vater haben, dem Sie schlimmes Leid zufügen, wenn alles bekannt wird.“

Norette Bernard begann unruhig zu werden. Sie

kannte den Menschen nicht, der so zu ihr redete und ihre Geheimnisse zu wissen schien, der in solchem Tone zu ihr zu sprechen wagte.

„Wer hat Sie beauftragt, mich zu verfolgen?“

„Niemand.“

„Das ist nicht wahr!“

„Doch!“ beharrte Bojer. „Ich will aber verhüten, daß Sie in einen öffentlichen Skandal hineingezogen werden.“

„Wie haben Sie denn nur das alles erfahren? Es ist doch ein Geheimnis zwischen uns allein. Oder hat er selbst es ausgeplaudert?“

„Nein!“ Viktor schüttelte energisch den Kopf. „Aus ganz unscheinbaren Nebensächlichkeiten habe ich alles erraten.“

„Und was wollen Sie tun, wenn ich Ihnen wirklich den Brief gebe?“

„Ich will, daß ein Ende gemacht wird.“

„Das will ich auch. — Wenn Sie also doch schon alles wissen, dann können Sie auch den Brief lesen. — Aber Sie werden schweigen?“

„Mein Wort darauf!“

Viktor war aufgestanden und an den Tisch herangetreten. Er nahm den Brief und las: „Liebster! Ich konnte Dich im Louvre nicht sehen. Ich war plötzlich erkrankt. Als Du mich zum zweiten Male dorthin bestellt hattest, da war er geschlossen. Es sollte also nicht sein, daß wir uns ungestört sprechen. Bei meinem ersten Besuch war auch mein Vater dort, der uns sehr leicht hätte überraschen können. Ich denke, es wird am besten sein, offen über alles zu reden. Was soll uns unsere Liebe, was die ganze Leidenschaft, da ich in drei Tagen die Frau eines anderen sein werde? Und es muß sein! Wovon sollten wir beide leben? Arbeiten!

Das sagst Du! Aber glaubst Du nicht, daß wir uns in der Entbehrung und Armut gegenseitig das Leben verbittern würden —"

So weit hatte Viktor mit immer größerem Erstaunen gelesen. Das waren ja ganz andere Dinge, als er erwartet hatte. Es tat sich dabei vor ihm ein Konflikt auf, an den er nicht gedacht hatte, und der für ihn bedeutungslos war. Von dem Diamanten, von dem Raub war keine Silbe zu lesen.

Wenn er sich geirrt haben sollte, wenn ein gegenseitiges Mißverständnis vorlag, hatte er dann das Recht, noch weiter zu lesen?

Er war so verblüfft, daß er die Hand, die den Brief hielt, sinken ließ und Norette Bernard anstarrte, ohne ein Wort über seine Lippen bringen zu können.

Die junge Dame brach das peinliche Schweigen. „Glauben Sie nun," fragte sie, „daß ich das Ende will? Vielleicht begehe ich selbst mit diesem Brief eine Torheit, denn was soll mich das Gerede anderer bekümmern, da ich ihn doch liebte — und trotz allem immer noch liebe!"

„Gaston Sentier meinen Sie?"

„Gaston Sentier?" wiederholte sie mit Kopfschütteln. „Nein, ich habe Louis Tourtal mein Wort gegeben. Ich werde es einlösen, wenn auch Jules Ferny —"

Viktor unterbrach sie. „Und Gaston Sentier? Und der ‚Regent'? Der Diamant aus dem Louvre?"

Sie schüttelte verständnislos den Kopf.

„Aber der Pechlappen hat es doch bewiesen! Sie mußten davon gewußt haben, denn Ihr Anfall ist so merkwürdig damit zusammengefallen. Der Pechlappen verrät das Zusammenarbeiten, die Verabredung unbedingt, deshalb bin ich ja auf Ihrer Spur, denn es wurde ein Schuldloser verhaftet."

Mit großen Augen sah ihn Norette Bernard an. „Ich weiß nicht, wovon Sie sprechen,“ sagte sie dann.

„Und ich kenne die Namen nicht, die Sie mir genannt haben.“

„Aber Sie sprachen doch von ihm!“

„Von Gaston Sentier.“

„Sie sprachen von einer Unbesonnenheit und von den Folgen, die entstehen könnten.“

„Ich meinte den Raub des ‚Regenten‘.“

„Aber dann habe ich Ihnen ein Geheimnis verraten, von dem Sie ja gar nichts wußten!“

„So waren wir beide in einem Irrtum befangen. Verzeihen Sie mir!“

„Ich muß das wohl, denn ich kann nichts mehr daran ändern.“

Er legte den Brief wieder auf den Tisch.

„Wie hat nur das alles kommen können?“ fragte sie.

Viktor erzählte seine Geschichte. Wie der Diamant geraubt wurde, wie der zurückgebliebene Pechlappen ihn auf eine anscheinend falsche Fährte gebracht hatte, daß ein Schuldloser verhaftet worden sei.

Nachdenklich hörte Norette Bernard zu. Dann sagte sie: „Ich habe mit der Sache absolut nichts zu tun. Nur eine beabsichtigte Zusammenkunft mit meinem Geliebten führte mich in den Louvre, wo mich dann das Unwohlsein überfiel. Wissen Sie, was ich glaube?“

„Nun?“

„Ich meine, der Dieb hat den ‚Regenten‘ in der Verwirrung, die mein Unfall hervorgerufen hatte, im Louvre selbst versteckt, um ihn dort bei günstiger Gelegenheit zu holen.“

Als Viktor Bojer vom Montparnasse durch die Rue de Rennes zurückging, war er in sehr vergnügter Laune.

Er hatte ja nun die Lösung in der Hand. Jetzt war für ihn alles nur ein leichtes Spiel, und er war sehr stolz auf diese Lösung und glaubte selbst daran, daß er diese Frucht auf seinem eigenen Krautacker gezogen habe.

Er suchte jetzt das Bureau des Kommissärs Fallot auf.

Als dieser den ihm noch bekannten Besucher erblickte, furchte sich seine Stirne, und die Brauen schoben sich dicht zusammen.

„Ich möchte nur anfragen, ob der Dieb bereits verhaftet, und mein Onkel entlassen worden ist, oder ob man den ‚Regenten' schon ausfindig gemacht hat?"

„Zu meinem Bedauern muß ich auf diese Fragen mit nein antworten. Wir haben niemanden mehr verhaftet, der sonst noch des Diebstahls verdächtig wäre. Deshalb ist Monsieur Wiedemann immer noch in Haft, da man den Diamanten leider noch immer nicht gefunden hat."

Ohne auf eine Aufforderung zu warten, setzte sich Viktor und entgegnete: „Ich habe in diesen Tagen über den Fall nachgedacht, und ich darf wohl annehmen, daß ich der Lösung sehr nahe gekommen bin."

Ein ungläubiges Lächeln huschte um die Mundwinkel des Kommissärs. „Sie wollen also mit Gewalt die zehntausend Franken verdienen?"

„Allerdings."

„Darf ich dann fragen, was Sie entdeckt haben?"

„Gewiß dürfen Sie fragen. Ich werde Ihnen übrigens sofort alles erklären. Sie haben doch festgestellt, daß zur kritischen Zeit niemand den Louvre verlassen hat?"

„Mit Ausnahme des Verhafteten."

„Der gänzlich schuldlos ist," ergänzte Bojer. „Das

aber läßt nur eine einzige Schlußfolgerung zu, nämlich die, daß der Dieb eben noch im Louvre geblieben ist.“

„Sehr richtig!“ stimmte Fallot bei. „Aber dann hätte er eben entdeckt werden müssen.“

„Wenn er den Diamanten nicht bereits versteckt hatte, um ihn bei besserer Gelegenheit unbemerkt mitzunehmen.“

Erst war der Kommissär so überrascht, daß er Viktor anstarrte wie ein Wunder; dann aber lächelte er und meinte: „Das ist der beste Witz, der mir je vorgekommen ist.“

„Es soll durchaus kein Witz sein!“

„Sie wollen das also in Wirklichkeit behaupten?“

„Gewiß.“

„Nun, der Louvre ist seit dem Vorfall geschlossen geblieben. Dann müßte also der Diamant noch da sein. Das wäre ja ausgezeichnet!“

Wieder lachte der Kommissär.

„Lachen Sie nur!“ sagte Viktor. „Ich wünsche jedenfalls, daß mein Antrag, im Louvre selbst nachzuforschen, ausgeführt wird, denn damit kann ich die Schuldlosigkeit meines Onkels am besten beweisen.“

„Gut!“

Eine fieberhafte Tätigkeit herrschte in den bisher so stillen und verlassenen Räumen des Louvre. Unter der Leitung des Kommissärs Fallot und in Anwesenheit von Viktor Bojer wurden zunächst die der Galerie d'Apollon nahegelegenen Säle einer gründlichen Durchsuchung unterworfen. Alle Bilder kamen von den Wänden herunter, die Rahmen wurden durchgemustert, die Polsterbänke wurden abgesucht und abgeklopft und sogar die Bodenteppiche umgewendet. Nichts blieb an Ort und Stelle, das Unterste wurde zuoberst und das Oberste zuunterst gekehrt.

Schon war die Rotunde erledigt, man hatte den Salon carré und die Grande Galerie bereits gründlich durchstöbert, als man an den kleinen Salon Duchatel kam.

In systematischer Reihenfolge wurde auch dort vorgegangen. Erst wurde die Ruhebank durchsucht, dann der Teppich umgekehrt. Darauf kamen die Bilder an die Reihe.

Die Fresken von Bernardino Luini waren eben abgenommen worden, und nun hoben zwei Arbeiter das in reichen Goldrahmen gefaßte Bild der heiligen Jungfrau von Memling von der Wand.

Im gleichen Augenblick kollerte etwas über den Boden, das beim Abheben heruntergefallen sein mußte.

„Der ‚Regent'!" schrie Viktor auf.

Der Stein leuchtete auf dem dunklen Boden in seinen glänzenden Regenbogenfarben, strahlte wie ein ausgebrochenes Stück der Sonne selbst und flimmerte in tausend Lichtern.

„Der ‚Regent'!"

Alle riefen es jetzt, und doch bückte sich niemand nach dem Stein. Alle sahen wie in einem Banne auf das glitzernde Juwel, das ganz Paris in Aufregung versetzt hatte und nun ruhig auf dem dunklen Boden lag und wie ein Sonnenstrahl glänzte.

Fallot hob ihn endlich auf, drehte ihn zwischen den Fingern hin und her und sagte: „Es ist der ‚Regent'! Er ist es wirklich! So haben Sie also doch die richtige Idee gehabt."

Unterdessen hatte Viktor dem Rahmen, hinter dem der Stein verborgen gewesen war, besondere Aufmerksamkeit geschenkt und dabei ein Astloch im Rückteil des Holzrahmens gefunden, in dem der „Regent" versteckt gewesen sein mußte. Er zeigte diese Stelle

dem Kommissär und sagte dabei: „Der Dieb muß anscheinend vorher schon die Bilderrahmen nach einem solchen Versteck untersucht haben, denn zufällig hat er dies Astloch sicher nicht erraten. Wahrscheinlich hat er auch schon manche Tage nach einem günstigen Augenblick zur Ausführung seines geplanten Diebstahls gewartet und einen solchen bei dem Anfall der Dame gefunden. Nun, dieser Stein ist eine solche Geduld wohl wert.“

„Der ‚Regent‘ wäre also gerettet, es wird Ihnen niemand mehr die Belohnung streitig machen. Ihr Scharfsinn hat einen glänzenden Sieg errungen. Vielleicht können Sie mir nun auch einen Rat geben, wie ich den Dieb finden kann.“

Den Dieb!

Viktor hätte ihn nennen können. Aber das war nicht seine Aufgabe. Er konnte doch einen Freund nicht verraten, weil dieser sich zu einer so unsinnigen Wette hatte verleiten lassen. Er wollte aber auch dem Kommissär einen Rat geben, der nichts kostete und sein Ansehen noch mehr bestärkte. „Sehr einfach,“ sagte er. „Sie brauchen nur einen Polizisten zu beauftragen, auf der Bank dem Memling-Bild gegenüber scheinbar zu schlafen. Sollte sich jemand am Rahmen zu schaffen machen, so haben Sie auch den Dieb.“

„Ausgezeichnet! Seien Sie versichert, daß ich den Dieb finden werde, wie Sie den ‚Regenten‘ entdeckt haben.“

Viktor zweifelte etwas daran, denn er würde Gaston Sentier natürlich sofort warnen, und sagte nur: „Das wünsche ich Ihnen von Herzen. — Nun darf ich aber wohl um die Freilassung meines Onkels ersuchen?“

Als Viktor durch die Straßen lief, um Onkel Wiedemann seine endliche Befreiung anzukündigen, kam es mehrere Male zu Zusammenstößen, und er nahm sich kaum so viel Zeit, ein Wort der Entschuldigung zu stottern, um gleich wieder fortzustürmen.

Aber jetzt wurde sein Lauf doch aufgehalten.

Lacroix stand ihm gegenüber.

„Hast du ihn schon gefunden?“ schrie er.

„Ich glaube. Jedenfalls kannst du alle Beteiligten für morgen abend einladen. An Gaston Sentier kannst du Grüße bestellen und ihm sagen, er möge das Faß Bordeaux nur besorgen. Jetzt habe ich Eile.“

„Werde es gerne besorgen. Aber die Entfernungen sind groß, die Omnibusgesellschaft will Dividenden auszahlen, und ich —“

Viktor hatte schon verstanden. Er zog seine Geldtasche und leerte den ganzen Inhalt in die Hände des braven Lacroix.

Ohne dessen Dank abzuwarten, stürmte er dann wieder davon.

Lacroix aber stand wie ein von Meereswogen umbrandeter Fels im Strudel des Pariser Straßenlebens. So viel Geld hatte er in seiner Hand noch nie gesehen. Er sperrte seine Augen so weit auf, als er es vermochte. Und wirklich — das Geld war noch nicht verschwunden!

Er sah sich nach dem Spender um. Aber der war nicht mehr zu sehen.

„Der Ärmste!“ murmelte er leise vor sich hin. „Nun ist er ganz verrückt geworden.“

Dann aber ließ er das Geld bedächtig in seiner Tasche verschwinden und dachte darüber nach, was er sich damit kaufen sollte.

Viktor wartete ungeduldig in der Sprechzelle des Untersuchungsgefängnisses. Endlich wurde die Tür geöffnet, und Onkel Wiedemann trat in der unvermeidlichen Begleitung des Aufsehers ein.

Schon auf den ersten Blick war es zu erkennen: Onkel Wiedemann war mürbe geworden. Sehr sogar. Sein Bäuchlein war beträchtlich geschwunden, die in rötlichem Glanze leuchtende Nase, die von so großer Lebensfreude gezeugt hatte, war von bläulicher Farbe, die sonst listig blinzelnden kleinen Augen blickten umflort. Unter den Augen lagen tiefe Schatten.

Johannes Wiedemann hatte den Neffen sofort erkannt, aber er mußte auf jede Hoffnung schon ganz verzichtet haben, denn seine Stimme klang trostlos müde, als er sagte: „Denkst du wirklich wieder einmal an mich? Ich glaube, eine Ewigkeit kann nicht länger dauern als die Zeit, seit der du hier gewesen bist!“

„Das war vor fünf Tagen.“

Onkel Wiedemann nickte trübe. „Vor fünf Ewigkeiten! Wie geht es denn der armen Käthe?“

„Ich muß sie immer trösten.“

„Gut — gut. Mach ihr nur Hoffnung. Aber ich glaube, ich werde hier noch Hungers sterben.“

„Sei überzeugt, Onkel, es soll nicht mehr lange dauern. Ich habe mein ganzes Können aufgeboten, den Beweis für deine Schuldlosigkeit zu erbringen.“

„Wenn du auch den besten Willen hast, ich werde hier doch zugrunde gehen müssen.“

„Aber wenn es mir doch gelingen sollte?“

„Dann wäre ich dir ewig dankbar.“

„Und wenn ich Käthe von dir fordern würde?“

„Solltest sie haben.“

„Ich nehme dich beim Wort, Onkel. Ich bin hier, weil ich deine Freilassung erwirkt habe, weil ich selbst

den geraubten ‚Regenten' aufgefunden habe. Du wirst sofort entlassen werden."

„Ist das wirklich so?"

„Gewiß."

Nach kaum zehn Minuten gingen Onkel und Neffe schon Arm in Arm die Treppe hinab.

„Wie wird Käthe staunen! Die wird die Augen aufsperren! Du kannst sie natürlich haben. Warum auch nicht? Ob früher oder später — die Liebe ist eine Torheit, die sich mit Vernunft nicht heilen läßt. Aber dann fort aus Paris! Ich will von dieser Stadt nichts mehr wissen."

An einer Straßenecke, als sie eben nach dem Hotel Bellevue einbogen, hielt er seinen Neffen am Rockärmel fest. „Denk dir," sagte er, „nicht einmal zu schnupfen habe ich bekommen!"

Käthe war in großer Unruhe. Sie hatte im Verlaufe dieses Tages von Viktor nicht das geringste gehört.

Was war geschehen?

In ihrem Hotelzimmer war sie immer wieder auf und nieder gegangen, hatte nach jedem Geräusch gehorcht, war dann wieder am Fenster stehen geblieben und hatte auf das belebte Straßenbild hinuntergestarrt. Nur mühsam konnte sie die Tränen zurückhalten.

War nun auch Viktor ein Unglück zugestoßen?

Dann hatte sie in der großen, fremden Stadt keinen Menschen mehr.

Da klopfte es. Ein Kellner trat ein und meldete: „Zwei Herren wünschen Sie zu sprechen."

„Wer sind die Herren?"

„Sie haben keinen Namen angegeben."

Da wurde die Türe heftig aufgerissen.

„Vater!“ schrie sie laut auf.

Und die beiden lagen sich in den Armen.

Über die erschlafften Backen Johannes Wiedemanns kollerten dicke Tränen, und mit erstickter Stimme sagte er: „Da steht Viktor. Er hat mich gerettet. Meinetwegen kannst du ihn haben. Aber zwingen will ich dich nicht.“

Ob sie ihn wollte!

„Ja, er hat mich befreit. Er ist doch ein heller Junge. Meinst du nicht, daß wir ihm die Bedingung mit den zehntausend Franken erlassen sollen?“

Da sagte Viktor so nebenhin: „Lieber Onkel, morgen abend hoffe ich dir die zehntausend auf den Tisch legen zu können. Ich will nichts geschenkt haben.“

Die ganze Gesellschaft hatte sich am Henkertisch im „Wurm“ eingefunden: Gaston Sentier, Edmund Lacroix, Viktor Bojer, Maurice Delinal und die anderen.

Von dem aufgestellten Faß Bordeaux war schon eine ansehnliche Menge verschwunden, als Gaston Sentier an sein Glas schlug und sich erhob.

„Liebe Freunde! So vortrefflich die Herzenserquickung uns auch mundet, so darf darüber doch nicht vergessen werden, den Gastgeber ausfindig zu machen. Einer muß bezahlen. Wir müssen uns in dieses unvermeidliche Verhängnis fügen.“

„Leider!“ bekundete ein Zwischenruf.

„Ja — leider!“ fuhr Sentier in salbungsvollem Tone fort. „Das Verhängnis alles Irdischen ist die Vergänglichkeit. Wie lange noch, dann ist der letzte Tropfen dahingeschwunden, und es bleibt nur noch die Bitterkeit. Und diese Bitterkeit heißt: zahlen. Aber wer muß zahlen?“

„Der die Wette verloren hat!“ rief Lacroix dazwischen.

„Du warst der Notar. Also wiederhole die schriftlich niedergelegte und amtlich beglaubigte Urkunde.“

Lacroix zog eine ganz neue Lederbrieftasche hervor und begann: „Im Bewußtsein der Würde meines Amtes habe ich heute diese Brieftasche aus Maroquinleder mit Silberbeschlägen käuflich erworben, um künftig allen Amtsurkunden die gebührende Aufbewahrung zuteil werden zu lassen.“

„Lacroix hat geerbt!“

„Oder Rothschild ausgeraubt!“

Die Mitteilung hatte einen Sturm entfesselt. Es war eine ungeheuerliche Begebenheit, daß Lacroix eine Brieftasche gekauft hatte. Nur Viktor wußte, mit wessen Geld er sie gekauft hatte, und lächelte. Das war so ganz die Art des echten Bohêmien, der so vieles notwendig gebraucht hätte, Kleider, Schuhe, anständiges Essen, aber sich lieber eine Brieftasche kaufte, weil sie ihm gerade gefallen haben mochte.

Gaston Sentier mußte erst wieder Ruhe gebieten, damit Lacroix den Wortlaut der Wette verlesen konnte.

Als er geendet hatte, erklärte Sentier: „Viktor Bojer erhält das Wort!“

Viktor stand auf. „Kameraden und Freunde!“ sagte er. „In der Laune der tückischen Weingeister war die Wette abgeschlossen worden. Als die roten Blätter in den Boulevards flatterten, da wußte ich, daß Sentier seine Aufgabe glänzend gelöst hatte. Jetzt war die Reihe an mir. Und auch mir ist die Lösung gelungen. Der Diamant war hinter der Memlingschen Jungfrau im Salon Duchatel versteckt, wo ich ihn gefunden habe.“

„Wer aber muß dann zahlen?“ schrie alles durcheinander.

„Ruhe!“ gebot Sentier. „Bojer hat seine Aufgabe glänzend gelöst, ja mehr als glänzend, aber er ist doch von einer ganz falschen Voraussetzung ausgegangen. Ich habe den ‚Regenten‘ nämlich gar nicht geraubt. Ich habe nie daran gedacht.“

Viktor war so verblüfft, daß er kein Wort über seine Lippen brachte.

„Ich hatte die Wette am nächsten Tag schon wieder vergessen. Als dann Bojer in meinem Atelier erschien und in naivster Weise den Diamantendieb in mir suchte, da habe ich, weil mir alles wie ein gelungener Scherz erschien, nichts abgeleugnet, aber auch nichts zugestanden. Ich war an dem Tage und zu der Stunde, da der Raub begangen wurde, mit Clouel in Versailles. Er wird es bestätigen können. Also werde ich die Wette bezahlen müssen.“

„Wer bezahlt, ist egal! Wenn nur gezahlt wird!“ schrie Delinal.

Viktor sprang auf. „Das Geständnis Sentiers hat mich im höchsten Grade überrascht. Wenn er auch nach seinem Geständnis die Wette verloren hat, so möchte doch auch ich ein Werk der Nächstenliebe tun. Ist doch dieser Abend zugleich mein Abschied von euch und von Paris.“

„Oho! — Nicht fortgehen! — Dableiben!“ schrie es durcheinander.

Viktor ließ die Bekundungen freundschaftlichen Vertrauens über sich hinwegbrausen, wartete, bis wieder Ruhe eintrat, und fuhr dann in seiner Rede fort: „Es muß sein. Trotzdem ich Paris liebgewonnen habe, trotzdem ich mich als Adoptivkind des Montmartre betrachte, trotzdem ich den Abschied schmerzhaft empfinde, muß

es doch sein, denn es gibt Mächte, die stärker sind als wir. Was kann das sein? Was ist stärker als Ketten von Stahl? — Ein Frauenhaar. — Was ist mächtiger als Zepter und Krone? — Eine Frauenhand. — Was aber ist süßer als das Paradies? — Die Liebe. — Also werdet ihr mich verstehen. Eine weiche Hand führt mich an einer Fessel. Meine Hände sind von einem langen blonden Haar aneinandergekettet. Die Hand führt mich ins Vaterland zurück. Deshalb muß ich von euch ziehen, und zum Abschied sollt ihr den Wein mit mir trinken. Ich spende ihn euch gern."

Die Gläser klirrten und alle tranken.

Im Speisewagen des Schnellzugs war soeben der Tisch abgeräumt worden, und der Kellner trug den Kaffee auf.

Die Höhenzüge der Vogesen verschwanden in der Ferne.

An der rechten Fensterseite saßen an einem Tische beisammen drei gute Bekannte: Onkel Wiedemann, Käthe und Viktor Bojer.

„Hattest du an eine solche Rückkehr gedacht, als du mich vor dem Restaurant Rougemont erkanntest?"

Käthe schüttelte bei dieser Frage ihres Verlobten den Kopf. „Nein! Wer konnte auch daran denken, daß der Zufall solche Dinge möglich machen würde."

„Weißt du," mischte sich Onkel Wiedemann ins Gespräch, „was mich am meisten freut? Das sind die zehntausend Franken, die du mit meiner Befreiung verdient hast. Ohne mich hättest du die nie gekriegt."

„Stimmt, Onkelchen. Du darfst dir lauter Schnupftabak dafür kaufen, denn deine Nase muß ja beinahe verhungert sein in den letzten Tagen."

„Beinahe,“ ſagte Wiedemann, klopfte auf ſeine Horndoſe, nahm eine neue Priſe und verſank wieder in ſeine Schweigſamkeit.

Viktor aber blätterte in der letzten Nummer des „Matin“, die er ſich von Paris mitgenommen hatte. Dabei fand er eine Verlobungsanzeige mit den Namen Norette Bernard und Louis Courtal.

Lächelnd dachte er an Norette, die eine ſo wichtige Rolle in ſeinem Stück geſpielt hatte. Da ſtieß er auf eine weitere Notiz, die er mit lauter Stimme bekanntgab: „Durch eine Liſt des bekannten Kriminalkommiſſärs Fallot iſt es gelungen, den Dieb des ‚Regenten‘ zu verhaften; er wurde in dem Augenblick feſtgenommen, als er den geſtohlenen Diamanten hinter einem Bilderrahmen im Louvre, wo er ihn verborgen hatte, wo er aber ſchon entdeckt und durch eine Nachahmung erſetzt worden war, um den Dieb zu überführen, wieder hervorholen wollte. Der Räuber iſt ein Amſterdamer Juwelenhändler, der nach eigenem Geſtändnis ſchon ſeit mehreren Wochen den Raub geplant hatte.“

„Da hat man alſo den Dieb doch noch gefunden!“ ſagte Onkel Wiedemann befriedigt.

Amüſante Nachtiſchkünſte.

Von W. H. Geinborg.

Mit 13 Bildern. (Nachdruck verboten.)

Wenn ſich nach einem lang ausgedehnten Mittag- oder Abendeſſen an der gaſtlichen Tafel jene wohlige Mattigkeit des Geiſtes einzuſtellen beginnt, die der Freund materieller Genüſſe als Verdauungsmüdigkeit zu ſchätzen weiß, wenn ſich niemand mehr aufgelegt fühlt, ſeinen ſchönen Nachbarinnen geiſtreiche Artigkeiten zu ſagen oder mit ſeinem Gegenüber tiefſinnige Debatten zu führen, wenn dieſer und jener vielleicht ſogar eine bedenkliche Schwere in den Lidern zu ſpüren anfängt, dann iſt der Augenblick gekommen, wo der fingerfertige Jüngling, der die ſchweigſamer gewordene Geſellſchaft durch einige anſcheinend improviſierte Kunſtſtücke zu unterhalten weiß, ohne irgendwelche erheblichen Anforderungen an ihre Gehirntätigkeit zu ſtellen, des allgemeinen Dankes gewiß ſein darf.

Je beſcheidener und anſpruchsloſer er dabei ſeine Künſte unter der Flagge eines kleinen Scherzes vom Stapel läßt, je ſorgfältiger er ſich davor zu hüten weiß, die für den einen oder anderen Trick vielleicht unentbehrlichen Vorbereitungen bemerkbar zu machen, deſto größer wird der Erfolg ſein, den ihm ſeine Geſchicklichkeit einträgt. Selbſt ein gelegentliches Mißlingen wird unter keinen Umſtänden jene peinliche Beſchämung nach ſich ziehen, die bei einer feierlich und umſtändlich

inſzenierten „Vorſtellung“ die unausbleibliche Folge jedes Fiaskos iſt.

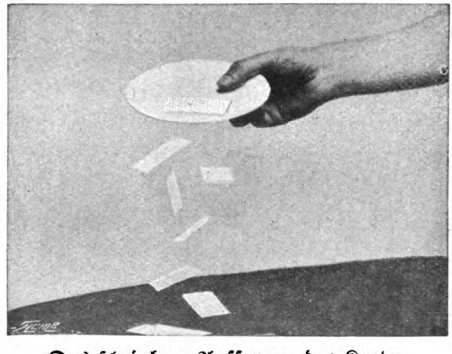
Wir haben ſchon früher Anleitung zu einer Reihe von Kunſtſtückchen gegeben, die ſich an jeder noch mit Tellern, Gläſern uſw. beſtellten Tafel anſcheinend ohne alle Vorbereitung mit den eben zur Hand befindlichen Gegenſtänden ausführen laſſen, und vielfach laut gewordene Wünſche unſerer Leſer beſtimmen uns, ihre Zahl heute um einige weitere zu vermehren, die durchweg keine außergewöhnliche Gewandtheit erfordern und darum hoffentlich dieſelbe beifällige Aufnahme finden werden.

Die Karte mit dem angeklebten Wachsſtückchen.

Wie die Karte unter den Teller gebracht wird.

Zweckmäßig iſt jedenfalls, daß der „Künſtler“ über ein nicht zu kleines Repertoire verfügt, ehe er ſich mit ſeinen Leiſtungen in die Öffentlichkeit einer größeren

Tiſchgeſellſchaft wagt. Je ſchlagender und überraſchender ein neuer Trick wirkt, deſto weniger verträgt er in der Regel die zumeiſt lebhaft verlangte Wiederholung, und anderſeits iſt es auch nicht gut, den Zuſchauern zu viel Zeit zum Nachdenken über den Hergang eines eben geſehenen Wunders zu laſſen. Man laſſe vielmehr das, was man zu geben hat, mit möglichſt kurzen Pauſen aufeinander folgen und vermeide tunlichſt, einem gelungenen Kunſtſtück ſogleich ein ähnliches nachzuſchicken. Je bunter die Abwechſlung, deſto reger wird naturgemäß auch das Intereſſe der Leute bleiben, die man zu unterhalten beabſichtigt.



Das ſcheinbare Auffangen der Karte.

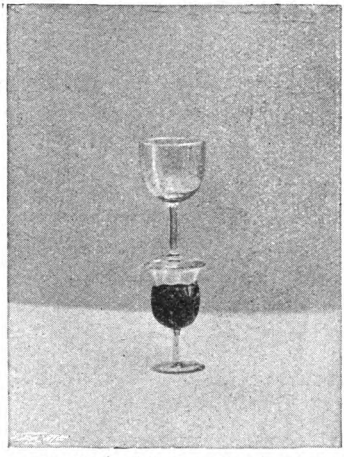
Ein mit Beſuchskarten auszuführender Trick mag in unſerer Reihe den Anfang machen.

Der Taſchenſpieler weiß im Laufe der Unterhaltung unter irgend einem unauffälligen Vorwand ſein Beſuchskartentäſchchen zum Vorſchein zu bringen und läßt ſich beiläufig dahin vernehmen, daß den darin enthaltenen Kärtchen, obwohl ſie keineswegs von einem Hexenmeiſter, ſondern von einem ſoliden Buchdrucker oder Lithographen angefertigt ſeien, gewiſſe magiſche Eigenſchaften innewohnten. Zum Beweiſe dafür leert er das Täſchchen auf den Tiſch aus und entnimmt dem Häufchen durchaus gleichartiger Karten anſcheinend

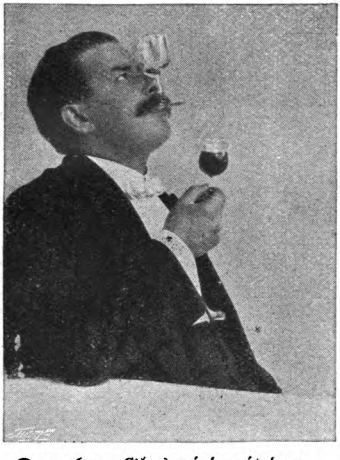
wahllos eine, die er von einem der Anwesenden mit einem Zeichen versehen läßt. Dann mischt er die gezeichnete Karte wieder unter die übrigen, ergreift den ersten besten in der Nähe stehenden Dessertteller, dreht ihn um und bringt das Kartenhäufchen auf die jetzt nach oben gekehrte Unterseite des Tellers. In nicht zu geringer Höhe über dem Tische wirft er sodann die Karten durch eine rasche Bewegung des Handgelenks in die Luft und fährt mit dem jetzt wieder umgedrehten Teller zwischen die niederfallenden. Nur eine einzige fängt er auf, aber diese eine wird unfehlbar die von dem Tischgenossen gezeichnete sein.

Um das Kunststück auszuführen, muß man von den Besuchskarten, die man zu sich gesteckt hat, an den beiden Schmalseiten je einen geringfügigen Streifen abschneiden, natürlich so, daß nachher alle von genau gleicher Größe sind. Nur einer einzigen Karte beläßt man ihre ursprüngliche Länge, und man achtet darauf, daß es diese ist, die mit einem Zeichen versehen wird. Während unwillkürlich alles auf den Tischgenossen schaut, der irgend einen Schnörkel auf die Karte setzt, bringt man unauffällig ein Stückchen weichen Wachses, das man in der Westentasche bei sich getragen, zwischen die Finger der linken Hand und klebt es während des Mischens unbemerkt auf die gezeichnete Karte, die man wegen ihrer größeren Länge unschwer so behandeln kann, daß sie als oberste auf dem Häufchen zu liegen kommt. Nun ergreift man mit der rechten Hand den Teller, zeigt ihn von beiden Seiten den Umsitzenden und nimmt ihn dann für einige Sekunden in die Linke, angeblich um zu zeigen, daß die rechte Hand keinerlei Hilfsmittel verbirgt. Alles blickt dabei auf diese Hand, und man bedarf keiner besonderen Übung, um währenddessen durch einen kleinen Druck die obenauf liegende

Karte an der Innenseite des verkehrt in der Linken gehaltenen Tellers zu befeſtigen. Iſt das gelungen, ſo iſt das Kunſtſtück fertig, und man hat nach erfolgter Umdrehung des Tellers nur noch nötig, mit dem Fingernagel das Wachsklümpchen, das nicht viel größer als ein Stecknadelkopf zu ſein braucht, abzukratzen, ehe man die gezeichnete und ſcheinbar aufgefangene Karte zur Feſtſtellung ihrer Identität aus der Hand gibt.



Die Weingläſer im Beginn des Kunſtſtückchens.



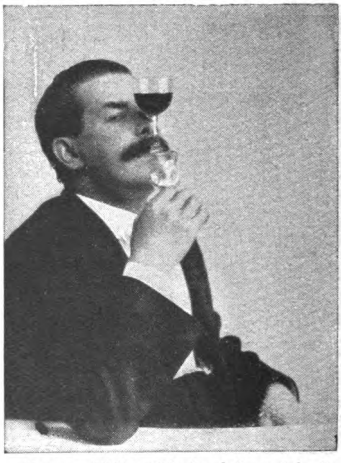
Das obere Glas wird mit dem Munde feſtgehalten.

Wer geſchickt genug iſt, das Manöver während des Vorweiſens der rechten Hand dadurch auszuführen, daß er mit dem unter dem Teller verborgenen Mittelfinger der linken die oberſte Karte von dem Häufchen abhebt und ſie unter dem Teller feſthält, kann natürlich des Wachsklümpchens ganz entbehren.

Weniger ein Zau-

Der Wein wird aus dem oberen Glaſe in das untere gegoſſen.

berkunſtſtück als ein beluſtigender Scherz iſt der Trick mit dem Weinglaſe, deſſen ergötzliche Ausführung die beigegebenen Abbildungen ſehr deutlich veranſchaulichen. Auf ein halb gefülltes Weinglas hat man ein zweites, leeres, derart geſtellt, daß die Baſis des Fußes um ein geringes über dem oberen Rand des unteren Glaſes vorſteht. Nun fragt man, ob einer der Anweſenden imſtande ſei, den Wein auszutrinken, wenn ihm die Bedingung geſtellt wird, ſich für die dazu erforderlichen Manipulationen nur einer Hand zu bedienen und das obere Glas auch mit dieſer einen Hand nicht zu berühren. An allerlei mehr oder weniger drolligen Verſuchen, die Aufgabe zu löſen, wird es ja vermutlich nicht fehlen; aber man wird das Bemühen ſehr bald als hoffnungslos aufgeben.



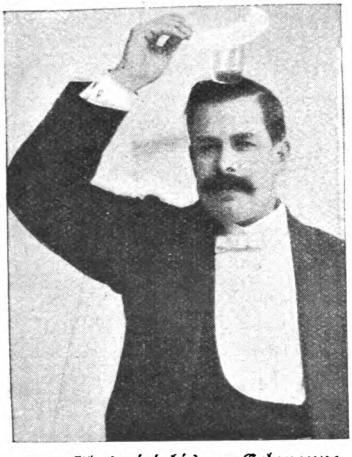
Das gefüllte Glas wird auf das leere gebracht.

Für den Eingeweihten aber ist die Sache ziemlich leicht. Er hebt, den Fuß des unteren Glases erfassend, beide Gläser so weit empor, bis er den vorstehenden Fuß des oberen zwischen die Zähne nehmen und ihn mit denselben festhalten kann. Dann gießt er den Wein aus dem unteren Glase vorsichtig in das obere, bringt das geleerte Glas wieder als Stütze unter das jetzt den Wein enthaltende obere und führt dieses nunmehr, ohne es mit den Fingern zu berühren, behutsam zum Munde, um seinen Inhalt auszutrinken, wie die gestellte Aufgabe es verlangte.

Die gestellte Aufgabe ist gelöst.

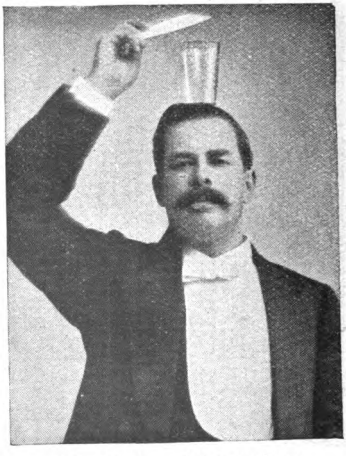
Das umgestülpte Wasserglas wird auf den Kopf gebracht.

Ähnlich, nur durch die Art der Lösung fast noch erheiternder, ist die Aufgabe, ein umgestülptes Glas Wasser auszutrinken, ohne dabei mehr als eine Hand zu Hilfe zu nehmen. Das Umstülpen bewirkt man



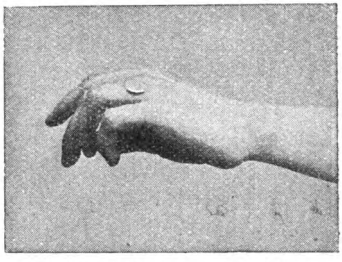
Das Glas wird bis zur Erlangung des Gleichgewichts mit dem Teller feſtgehalten.

in der Weiſe, daß man einen kleinen flachen Teller feſt auf die Öffnung eines halb gefüllten Waſſerglaſes drückt und das Ganze — natürlich mit Zuhilfenahme beider Hände, denn die Aufgabe beginnt erſt nach erfolgter Aufſtellung — verkehrt auf den Tiſch bringt. Auch hier werden alle, die den Scherz nicht kennen, vergebens ihren Scharfſinn aufbieten, um das Kunſtſtück zuſtande zu bringen. Sind ſie mit ihrem Latein zu Ende, ſo tritt derjenige, der die Aufgabe geſtellt hat, an den Tiſch und beugt ſich ſo tief herab, daß ſein Kopf feſt auf dem Boden des Glaſes aufliegt und demſelben eine ſichere Stütze gewährt, dann faßt er mit der rechten Hand den Teller und richtet ſich langſam auf, das Glas feſt an den Kopf drückend, auf dem es freiſtehend balancieren wird, nachdem der



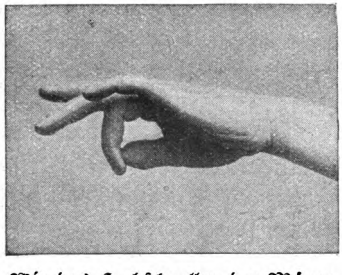
Der Teller wird von dem freiſtehenden Glaſe entfernt.

Ausführende ſich völlig aufgerichtet hat. Jetzt zieht er den überflüſſig gewordenen Teller fort und ſetzt ihn auf den Tiſch, um mit der nunmehr frei gewordenen Hand das Glas vom Kopfe zu nehmen und auszutrinken. Einige in der Stille des heimiſchen Kämmerleins veranſtaltete Proben werden ſich vor der erſten Ausführung des netten Stückchens behufs Erlangung der wünſchenswerten Sicherheit empfehlen.



Wie die Münze auf den Finger gelegt wird.

Will man nicht die ganze Geſellſchaft, ſondern nur eine unterhaltungsbedürftige Nachbarin amüſieren, ſo erzähle man ihr von der außerordentlichen Muskelſtärke, die man im Goldfinger ſeiner linken Hand beſitze, und man lege zum Beweiſe deſſen eine kleine, leichte Münze, am beſten eine halbe Mark, in der Nähe der Wurzel ſo auf dieſen Finger, wie es unſere Abbildung zeigt. Die Nachbarin wird dann mit Erſtaunen und Bewunderung ſehen, wie durch ein leichtes Emporſchnellen des Fingers die Münze in die Höhe geſchleudert und umgedreht wird, eine Kraftleiſtung, deren Nachahmung ſie umſonſt verſuchen wird. Die



Wie das Hochſchnellen der Münze bewirkt wird.

Erklärung liegt aber nicht in der gerühmten Stärke, sondern darin, daß der Tausendkünstler unter dem bergenden Schutze des Handrückens den Daumen einwärts gebogen und ihn fest gegen die Innenseite der Goldfingerspitze gedrückt hat. Eine leichte schnellende Bewegung des Daumens ist dann ausreichend, die oben geschilderte Wirkung hervorzubringen. Der einfache und niedliche Trick hat eben nur den Fehler, daß man ihn sozusagen unter dem Tisch ausführen muß, wenn nicht die Nachhilfe mit dem Daumen jedem Zuschauer offenbar werden soll.

Als unterhaltendes „Füllsel" zwischen zwei Fingerfertigkeitskunststücken empfehlen wir schließlich noch eine unseres Wissens sehr wenig bekannte Zahlenspielerei, die wohl den meisten ein ungelöstes Rätsel bleiben wird, wenn der Eingeweihte sich nicht durch den sicheren Erfolg verleiten läßt, sie zu oft vorzubringen. Man schlägt eine Wette vor, die der gewinnen soll, der bei einer bestimmten Art zu addieren als der erste die Zahl 100 erreicht. Der Kampf, der immer nur zwischen zwei Personen ausgefochten werden kann, wird in der Weise geführt, daß der eine eine beliebige Zahl aus der Reihe 1 bis einschließlich 10 nennt, der zweite eine beliebige andere aus derselben Zahlenreihe und so fort, bis man auf 100 gelangt ist. Gewinnen muß dabei unter allen Umständen, wer die durch die letzte Nennung seines Gegners jeweils erreichte Summe auf die Zahlen 12, 23, 34, 45, 56, 67, 78 und 89 zu erhöhen imstande ist, denn wer nach 89 an der Reihe ist, kann auf keine Weise verhindern, daß die von ihm weiter genannte Zahl von dem Gegner auf die an 100 noch fehlenden 11 ergänzt wird. Man mache einen Versuch, und man wird die Richtigkeit unserer Angabe bestätigt finden. Läßt

man den Gegner beginnen, so ergänzt man also die von ihm genannte Zahl auf 12 und hat das Spiel in der Hand. Kritisch wird die Sache nur in dem Fall, daß er mit 1 anfängt, da man dann höchstens auf 11 kommen kann. Solange er aber nicht hinter das Geheimnis gekommen ist, hat man auch in diesem Fall immer noch Aussicht, eine der oben genannten sicheren Gewinnzahlen zu erwischen. Macht man mit den Nennungen selbst den Anfang, so beginne man, um ganz sicher zu gehen, stets mit 1. Man kann dann mit der nächsten Nennung bestimmt auf 12 gelangen und braucht in der Folge immer nur die Zahl des anderen auf 11 zu ergänzen, um unaufhaltsam zuerst bei der 100 anzukommen.

Mit Wiederholungen dieses Rechenkunststückchens sei man indessen ebenso sparsam, wie mit Wiederholungen irgend eines anderen Tricks vor der nämlichen Gesellschaft, denn man kann beinahe immer auf die Anwesenheit scharfsinniger Grübler rechnen, die sich höchstens nur einmal ein X für ein U machen lassen.

Frau Sondermanns Beſcherung.

Novellette von Ilſe-Dore Tanner.

(Nachdruck verboten.)

Frau Bürgermeiſter a. D. Marie Sondermann ſtellte plötzlich ihre Kaffeetaſſe mit einem ſo energiſchen Ruck auf den Tiſch, daß ihr Gatte erſtaunt ſeine Brille auf die Stirn zurückſchob und über den Rand ſeiner Zeitung zu ihr herüberſah.

„Weißt du,“ begann die mit ihrem roſigen, friſchen Geſicht noch ganz jugendlich ausſehende Dame, „weißt du, Guſtav, wenn Rolf das Examen macht, Grete wirklich den Doktor bekommt, und Fritz doch noch ſein Einjährigenzeugnis erhält, dann —“ ſie überlegte einen Augenblick — „dann ziehe ich zu Weihnachten ein Dutzend armer Kinder von Kopf bis zu den Füßen an,“ ſchloß ſie langſam und feierlich und ſah dabei ihren Gatten halb erwartungsvoll, halb energiſch an, als erwarte ſie von ſeiner Seite einen Widerſpruch, den ſie dann ſofort zu bekämpfen entſchloſſen ſei.

Der aber lachte nur. „Das tu nur, Mariechen,“ meinte er gemütlich. „Wenn uns der Himmel wirklich die drei großen Wünſche erfüllt, dann iſt's ſo gut wie Pflicht und Schuldigkeit, daß man auch was für die Armen tut.“

Die Frau Bürgermeiſterin war eigentlich nie wunſchlos und ganz zufrieden, trotzdem andere Leute meinten, Sondermanns wären ganz beſonders vom

Schicksal bevorzugt und hätten alle Ursache, das Wünschen anderen Leuten zu überlassen, denn sie hatten ein reizendes eigenes Besitztum mit großem Garten, sie konnten alle Jahre ihre Sommerreise machen, Frau und Fräulein Sondermann trugen die elegantesten Toiletten, Herr Sondermann leistete sich die teuersten Zigarren und die besten Weine — kurz, sie hatten die Mittel, äußerst behaglich zu leben, ganz abgesehen davon, daß Gesundheit und gut geratene Kinder etwas sind, das durchaus nicht als ganz selbstverständlich von jedem Menschen besessen wird.

Frau Marie Sondermann aber konnte das Wünschen nicht lassen, und zwar ein ganz heftiges Wünschen, das dann all ihr Sinnen und Denken beherrschte. Niemals aber drückte sie ihre Wünsche anders aus als zugleich mit einem Gelübde. „Wenn wir morgen gutes Aufhängewetter haben," hieß es da, „so kriegt die Waschfrau noch Butter zu ihrem Käse" oder: „Wenn Steuerrats Emma zum Kotillon sitzen bleibt, spendier' ich euch 'ne Torte," trotzdem die Waschfrau ebensowenig ein Verdienst an dem guten Trockenwetter hatte, wie Sondermanns Kinder am Sitzenbleiben der verhaßten Emma. Ob Frau Sondermann dann ihre Versprechungen immer erfüllte, stand auf einem anderen Blatt.

Jetzt freilich stand das bürgermeisterliche Haus wirklich am Vorabend wichtiger Ereignisse.

Es ist keine Kleinigkeit, wenn die erste Partie des Städtchens sich um die einzige Tochter bewirbt; keine Kleinigkeit, wenn der älteste Sohn dicht vor dem Referendarexamen steht, und es ist sehr wichtig, ob der zweite, nicht gerade übermäßig begabte Sohn endlich, nach zweimaligem Sitzenbleiben, sein Einjährigenzeugnis erhält.

„Weißt du, Gustav," begann Frau Sondermann wieder, „das ganze Kasino ärgert sich ja grün und gelb, wenn wirklich aus der Verlobung was wird! Und der Doktor ist doch ein zu netter Mensch, und die Grete ist bis über beide Ohren verschossen in ihn. Ach, wenn's doch was würde!"

Ihr Gatte las bereits wieder in seiner Zeitung. „Ja, ja, du hast ganz recht, Mariechen," sagte er mechanisch.

„Und wenn doch der Junge, der Rolf, glatt durchs Examen käme! Denke doch bloß, Gustav, dann wär' er ja zwei Jahre eher fertig als der Ernst von Majors, und der ist doch beinahe ein ganzes Jahr älter!"

„Hm — hm," machte Herr Sondermann.

„Aber Gustav, du hörst ja wieder nicht ordentlich zu, obgleich es sich doch dabei um deine Kinder handelt!" schalt seine Frau.

„Doch, Mariechen, doch, ich höre alles," besänftigte sie der Gatte. „Natürlich besteht er, natürlich."

„Ja, bei dir ist alles immer natürlich, und nachher kommt's ganz anders," sagte Frau Marie ärgerlich, um dann gleich weiter fortzufahren: „Der Fritz m u ß einfach sein Zeugnis kriegen — es wäre ja sonst eine zu große Gemeinheit von dem Direktor, wo sich der arme Junge doch so quält!"

„Hm — hm," machte Herr Sondermann wieder.

„Ach, Gustav, du machst mich noch ganz nervös! — Weißt du, du könntest eigentlich heute nachmittag noch mal ins Gymnasium gehen und nach Fritz fragen und ein bißchen nett mit dem Direktor tun."

„Ich fürchte, das ist zu auffällig, Mariechen."

„Ach, was — auffällig! Andere Leute machen's noch ganz anders. Du bist bloß immer viel zu zurückhaltend, Gustav."

„Na ja — also, wenn du meinst, Mariechen.“

„Ja, tu's nur, Alterchen!“ Frau Marie tätschelte jetzt zärtlich seine Hand. „Und wenn die drei Wünsche in Erfüllung gehn, dann sollst du sehen, Gustav, dann mache ich eine Weihnachtsbescherung für arme Kinder, wie sie Forstenberg noch nicht erlebt hat.“

„Dann fange nur beizeiten an mit dem Besorgen,“ meinte Herr Sondermann.

„Nicht eher als bis sich alles entschieden hat. Mit dem Examen und dem Zeugnis ist ja ohnehin nächste Woche alles erledigt, und die Verlobung muß doch auch nun zum Klappen kommen. Was meinst du, Gustav, ob unser Salon wohl groß genug ist?“

„Wozu? Zur Verlobung?“ fragte Herr Sondermann verständnislos.

„Aber Gustav! Zur Bescherung meine ich natürlich! Denke nur — zwölf Kinder und dann die Angehörigen und wir, und ein paar Bekannte werden doch auch zusehen wollen.“

„Na ja, die könnten doch dann im Eßzimmer —“

„Bewahre, das ist nichts Rechtes. Nein, weißt du, ich dachte schon, ob ich dann nicht den kleinen Saal im Kasino miete? Das hat dann einen ganz anderen Anstrich, und die ganze Stadt spricht davon. Wer weiß, vielleicht kommt es gar in die Zeitung.“

„Wohl möglich, Mariechen.“

„Ach, Gustav, wenn der Doktor wirklich Ernst machte, dann stifte ich einen Betrag, daß alle Jahre ein paar armen Kindern zu Weihnachten beschert werden kann — eine Marie Sondermann-Stiftung.“ Sie sprach das Wort langsam, mit einer gewissen Ehrfurcht aus.

Ihr Mann lachte. „Na, vorläufig sind wir noch nicht so weit.“

„Ja, leider!“ seufzte Frau Mariechen, und dann ging sie hinaus in die Küche.

— — — — — — — — — — — —

Das Schicksal in Gestalt des Herrn Gymnasialdirektors Doktor Berghaus hatte ein Einsehen, Fritz Sondermann wurde versetzt und bekam sein Einjähriges. Das heißt, er schlupfte gerade noch so mit drunter durch, wie der Fachausdruck heißt, und nahm in der neuen Klasse den ehrenvollen Platz des Ersten von unten ein, was seine Eltern aber nicht hinderte, ihn mit einer goldenen Uhr nebst Kette zu erfreuen.

Kaum acht Tage später traf ein Telegramm ein, das das glücklich bestandene Referendarexamen des ältesten Sohnes meldete.

„Diese Sondermanns haben ein unverschämtes Glück!“ sagten die Leute und schüttelten dabei halb verwundert, halb neidisch den Kopf.

Mama Sondermann kannte sich denn auch kaum aus vor Freude und Stolz und gab einen großen Damenkaffee, auf dem „mein Sohn, der Referendar“ gewissermaßen als Dessert herumgereicht wurde.

Es fehlte Frau Marie Sondermann nun also nur noch die Erfüllung des dritten und allerdings größten Wunsches: den jungen angesehenen Arzt des Städtchens zum Schwiegersohn zu bekommen.

Die Wage des Schicksals schwankte eine ganze Weile auf und ab, trotzdem Mama Sondermann ihr möglichstes tat, ihr einen energischen Schwung zugunsten ihrer Grete zu geben und deren Schale — um im Bilde zu bleiben — mit einem Hausball, einem entzückenden rosa Ballkleid dazu, einem Sektfrühstück für die männliche Jugend Forstenbergs, das der neugebackene Referendar geben mußte, und einem anscheinend sehr hartnäckigen Rheumatismus, den sie sich selbst zulegte,

belastete, um nur dem jungen Arzt die Möglichkeit zu geben, öfter und auf durchaus unverfängliche Weise in ihr Haus kommen zu können.

Wie weit die Krankheit ernst, wie weit erheuchelt war, wußten selbst ihre nächsten Angehörigen nicht, so natürlich wußte Mama Sondermann zu ächzen und zu stöhnen.

Dann trat etwas ein, das die Sache ganz schnell zum Ende führte: ein neuer, energischer Courmacher für Grete in Gestalt eines auf Besuch kommenden Studienfreundes des ältesten Bruders.

Und was Tanzgesellschaften, Sektfrühstück und Rheumatismus nicht zuwege gebracht, das tat im Handumdrehen die Eifersucht. Eines schönen Morgens konnten Papa und Mama Sondermann ihren längst in Bereitschaft gehaltenen Segen und ihre Rührungstränen über das glückliche Brautpaar ergießen.

Nun war Mama Sondermann einige Tage wirklich auf dem Höhepunkt der Seligkeit, einer wunschlosen Seligkeit.

Tatsächlich aber nur einige Tage, denn da die Hochzeit bald nach Neujahr stattfinden sollte, und nun jetzt nur noch vier Wochen bis Weihnachten fehlten, gab es bald so viel Neues zu bedenken, zu erwarten und zu wünschen für Mama Sondermann, daß ihr Gatte sich wirklich keiner Besorgnis wegen ihres Gesundheitszustandes hinzugeben brauchte.

Ganz abgesehen davon, daß sie als gute Schwiegermutter ihr Wünschen jetzt auch auf den jungen Doktor und seine Praxis ausdehnte, waren es vor allen Dingen die natürlich noch gar nicht verschickten Einladungskarten zur Hochzeit, die sie beschäftigten.

„Wenn sein Onkel, der Regierungspräsident, doch bloß kommen würde! Was würde Forstenberg da für

Augen machen! Und wenn Onkel und Tante Perkuwat doch nur absagen möchten! Einladen muß man sie ja leider, aber sie verstehen sich doch gar nicht zu benehmen und sprechen so entsetzlich Ostpreußisch, daß man sich ja vor dem Präsidenten genieren müßte. Meinst du nicht auch, Gustav?"

„Hm, sag mal, wie weit bist du nun eigentlich mit deiner Weihnachtsbescherung, Mariechen? Du wolltest doch ein Dutzend armer Kinder anziehen, wenn dir deine drei Wünsche in Erfüllung gingen," fragte Herr Sondermann dagegen.

Frau Marie wurde rot und zögerte einen Augenblick mit der Antwort, was sonst nicht ihre Art war.

„Wie sollt' ich wohl jetzt in all dem Trubel schon Zeit gefunden haben, daran zu denken! Ich begreife dich wirklich nicht, Gustav," meinte sie dann ärgerlich. „Und ein Dutzend? Habe ich wirklich von einem Dutzend gesprochen?"

„Jawohl, mein Kind, du sagtest ein Dutzend."

„Da habe ich mich entschieden versprochen, oder du hast mich falsch verstanden, Gustav. Natürlich meinte ich ein halbes Dutzend. Wie sollte ich wohl zwölf arme Kinder, das heißt würdige arme Kinder auftreiben!" Sie schlug die Hände zusammen. „Sechs Kinder will ich gern anziehen — natürlich — wo ich's doch nun einmal gesagt habe. Gleich heute nachmittag will ich auf die Suche gehen."

Nach den reichen Erfahrungen, die Herr Sondermann im Laufe seiner Ehe gemacht hatte, zog er es vor, keine Bemerkung über das geplante Mieten eines Saales im Kasino und über die „Marie Sondermann-Stiftung" zu machen, die seiner Gattin ganz aus dem Gedächtnis geschwunden zu sein schien.

Nach dem Abendessen, als die beiden Ehegatten

allein im Wohnzimmer saßen, jeder mit einem Blatt der Abendzeitung in der Hand, legte Frau Marie plötzlich die ihre fort.

„Nein, ich bin doch ganz kaput heute! Was ich 'rumgelaufen bin wegen dieser armen Kinder — es ist nicht zu beschreiben!" Sie lehnte sich erschöpft in ihren bequemen Lehnstuhl zurück. „Da sieht man, was das für ein Unsinn gewesen wäre mit dem Dutzend." Sie sah ihren Gatten dabei so entrüstet an, als sei er es gewesen, der den Gedanken ausgesprochen hätte. „Schon ein halbes ist unmöglich zusammenzubringen — einfach unmöglich, sage ich dir, Gustav. Da kannst du sagen, was du willst. Ich kann mir dabei doch schließlich die Kinder nicht von der Straße auflesen. Und dann wird ja überhaupt schon so viel für die armen Kinder getan, alle, die irgendwie bedürftig sind, bekommen ja schon beschert. Da ist zum Beispiel dieser Deckert, der uns immer die Kohlen 'raufträgt, er hat vier Kinder, und an die hab' ich gedacht. Glücklicherweise spreche ich noch draußen in der Küche zur Emilie davon, und da sagt die: ‚Aber Frau Sondermann, die kriegen ja schon vom Verein!' Na, natürlich hab' ich die nun von meiner Liste gestrichen. Jetzt hab' ich also nun die Paula von unserer Waschfrau —"

„Der hast du ja so wie so alle Jahre was geschenkt," wagte Herr Sondermann einzuschalten.

„Soll sie vielleicht deshalb in diesem Jahr nichts bekommen?" entgegnete Frau Sondermann stirnrunzelnd. „Also die Paula — dann den kleinen Berger, das ist der Junge von unserer Zeitungsfrau. Er ist jetzt krank, und ich wollte der Mutter eigentlich schon längst was für ihn geben, nun kann sie warten bis Weihnachten. Dann die beiden Kinder von dem Krause, dem Portier im Haus unseres Schwieger-

sohnes, auch sehr arme Leute. Und es ist ganz gut, wenn die was bekommen, wo Grete doch nachher als junge Frau in das Haus zieht — sie sind dann gleich gefälliger. Das sind nun also vier, mehr hab' ich beim besten Willen nicht zusammengebracht, aber vielleicht find' ich noch eines bis Weihnachten, es sind ja noch drei Wochen."

Einige Tage später sagte Frau Sondermann beiläufig zu ihrem Gatten: „Denke dir, Gustav, der kleine Berger ist gestorben. Gut, daß ich noch keine Sachen für ihn gekauft hatte!"

„Nun hast du also glücklich nur noch drei Kinder von dem Dut — — halben Dutzend," meinte Herr Sondermann.

„Herrgott, Gustav, du tust ja gerade so, als ob ich was dafür könnte, daß das Kind gestorben ist! Ich sagte dir ja schon, finde ich zufällig noch andere arme Kinder, nehme ich sie natürlich auch zur Bescherung."

Frau Sondermann hatte schon bisher vor Weihnachten immer sehr viel zu tun gehabt mit Besorgungen und Vorbereitungen. Dem Gatten, den Kindern und den Dienstboten den Gabentisch zu decken, ist keine Kleinigkeit, und Herr Sondermann war nach dem Urteil seiner Gattin zu praktischen Dingen absolut unbrauchbar. Somit lag alles allein auf ihren Schultern.

In diesem Jahr galt es nun noch den Schwiegersohn zu berücksichtigen, und neben dem allen mußten auch schon die Bestellungen für die Aussteuer gemacht werden.

War es da ein Wunder, daß Frau Sondermann acht Tage vor dem Christfest noch keine Einkäufe zu ihrer Kinderbescherung gemacht hatte?

Das erwies sich auch als sehr gut, denn genau vier Tage vor dem Fest kam sie aufgeregt in des Gatten sogenanntes Arbeitszimmer.

„Nein, solch ein unverschämter Kerl! Na, ich hab' ihm aber auch nicht schlecht die Meinung gesagt!"

„Wer denn, Mariechen?"

„Na, der Krause, der Portier. Ich lasse doch die Emilie und die Frida schon einstweilen Sachen hinübertragen in die leeren Stuben, wenn sie mal Zeit haben; dann hat man nachher nicht soviel mit dem Packen zu tun. Also wie sie nun heute einen Waschkorb mit den neuen Küchensachen 'raufschaffen, sagt der Kerl — er sah nämlich nicht, daß ich hinterher kam — das ewige Laufen mit Körben und Paketen auf der Vordertreppe, das ginge nicht, die Mädchen sollten die Hintertreppe benützen, und so reiche Leute wie Sondermanns, die brauchten doch nicht so kleckerweise die Aussteuer 'ranschaffen zu lassen, dazu könnten sie sich doch 'nen Spediteur nehmen, der mache es dann in einem Tage. Diese Frechheit! Als ob wir nicht machen könnten, was wir wollten! Und die Hintertreppe! Die Emilie würde ein schönes Gesicht ziehen, wenn ich ihr das zumutete. Na, also, ich habe ihn 'runtergeputzt, daß ihm Hören und Sehen verging, und zuletzt habe ich gesagt, wenn er sich einbildete, daß seine Kinder von mir was zu Weihnachten bekämen, dann irrte er sich gründlich. Es wäre ohnehin Unsinn gewesen, denn zum 1. Februar kommt ein neuer Portier — das hatte ich noch gar nicht gewußt. Was sagst du nun, Gustav, habe ich nicht Pech mit meiner Weihnachtsbescherung?"

Herr Sondermann sagte gar nichts.

Zwei Tage vor Weihnachten kam die arme Frau Sondermann endlich dazu, die Einkäufe für ihre Kinderbescherung zu machen, die ja nun leider bloß auf ein Zwölfteldutzend, auf Paula Schultze, die Tochter der Waschfrau, beschränkt bleiben mußte.

Frau Sondermann erstand in dem neugegründeten Warenhaus des Städtchens ein sehr schönes Kleid, dessen Stoff genau wie Wolle aussah, aber nur Halbwolle war, eine Kapuze und die nötige Wäsche. Einen Unterrock hatte sie noch vom vorigen Jahr liegen. Er war zwar viel zu lang für Paula, aber Frau Schultze konnte ja ein paar Säume einnähen. Schuhe wollte Frau Schultze selbst der Tochter schenken, wie sie beiläufig Emilien erzählt hatte, so blieben nur noch Strümpfe, und da Frau Sondermann noch ausgewachsene von ihrer Grete liegen hatte, wäre es ja Verschwendung gewesen, neue zu kaufen.

So lag denn in Frau Sondermanns Salon eine ganz reichliche Bescherung für das kleine Mädchen der Waschfrau. Sonst hatte Frau Sondermann der Frau Schultze die Weihnachtssachen immer einfach in der Küche übergeben, aber diesmal sollte die Bescherung natürlich feierlicher vor sich gehen. Außerdem hatte Emilie, die Köchin, ihrer Herrin erzählt, daß Frau Schultze es für einen überflüssigen Luxus halte, ihrer Paula einen Baum anzustecken. Über solche Herzlosigkeit war nun Frau Sondermann mit Recht empört, und nun sollte die kleine Paula einen brennenden Christbaum wenigstens im fremden Hause sehen, Grete Sondermann sollte „Stille Nacht, heilige Nacht" spielen und die Familie dazu singen.

„Man muß solchen Leuten den Begriff für etwas Höheres beibringen," sagte Frau Marie würdevoll zu ihrem Schwiegersohn.

Am Tag vor Heiligabend erhielten Sondermanns eine Einladung von Oberamtmann Zanders, den Nachmittag und Abend des ersten Feiertags mit ihnen zu verleben, sie wollten dann gleichzeitig das junge Brautpaar feiern, das sie noch nicht bei sich gesehen hatten.

„Am ersten Feiertag sollte doch die Schultzen mit ihrer Paula kommen," wagte Herr Sondermann zu bemerken.

„Was soll das nun wieder heißen, Gustav? Meinst du vielleicht, wir sollten wegen dieser Leute bei Zanders absagen?" fuhr seine Gattin ihn an.

„Ich finde, sie hätten sich eher darauf besinnen können, uns einzuladen," murrte Grete.

„Du weißt doch, Mariechen, ich bin an den Feiertagen am liebsten in unserer gemütlichen Häuslichkeit," sagte Herr Sondermann sanft.

Frau Sondermann warf den beiden Widerspenstigen einen niederschmetternden Blick zu. „Wir werden selbstverständlich bei Zanders' annehmen, denn eine Absage würde sie tödlich beleidigen," bestimmte sie kurz, ohne sich auf Erörterungen einzulassen, und wenn Frau Marie Sondermann etwas in diesem Tone sagte, dann gab es kein Widersprechen, das wußte sowohl Herr Sondermann als auch Fräulein Grete.

So kam es, daß die Weihnachtsbescherung für Paula Schultze von der Herrin des Hauses Sondermann fein säuberlich in braunes Packpapier eingewickelt wurde, um ohne Sang und Klang der künftigen Besitzerin übergeben zu werden. Da Frau Marie aber während des Einpackens auf den sehr richtigen Gedanken kam, daß eine so unerwartet und ohne jeglichen Grund vergrößerte und vermehrte Bescherung den Charakter der Waschfrau verderben könne, ließ sie das Kleid und die Kapuze zurück.

Die ganze Familie Sondermann verließ also am ersten Feiertag nachmittags ihr Heim, um sich zu Oberamtmanns zu begeben, die Köchin Emilie war so wie so für diesen Tag beurlaubt, und von dem Stubenmädchen Frida konnte billigerweise niemand

verlangen, daß sie am ersten Weihnachtsfeiertage ganz allein zu Hause bleiben würde.

So lag denn die Villa Sondermann einsam und dunkel, ganz unweihnachtlich da.

Bei Oberamtmann Zanders waren währenddessen alle Fenster erleuchtet, Gläserklingen und fröhliches Treiben erfüllte die Räume, und es duftete nach Tannennadeln, Weihnachtskerzen, Honigkuchen und Punsch.

Frau Sondermann war merkwürdig still an diesem Abend. Es war nicht allein, daß sie sich über einige Stichelreden ihrer Freundin Zanders ärgerte, namentlich über deren Bemerkung, daß sie bestimmt wüßte, ein neuer Arzt wolle sich in Forstenberg niederlassen, worunter die Praxis von Gretens Bräutigam doch wohl leiden würde.

Bei Tisch brachte Herr Zanders ein Hoch aus auf das Glück der Familie Sondermann im allgemeinen und das Brautpaar und den neugebackenen Referendar im besonderen. Herr Sondermann machte gänzlich unmotiviert „Hm, hm", und seiner Frau schien es, als werfe er ihr dabei einen vorwurfsvollen Blick zu. Jedenfalls nahm ihre Mißstimmung nach diesem Toast noch bedeutend zu, und sie war für den Rest des Abends fast gänzlich schweigsam, was im Vergleich zu ihrer sonstigen Lebhaftigkeit besonders auffiel.

Frau Marie war auch die erste, die zum Aufbruch mahnte, und ungewöhnlich früh trennte man sich.

Die Sondermannsche Villa lag noch ganz so dunkel und einsam da, wie man sie verlassen hatte, was Frau Marie zu der ärgerlichen Bemerkung veranlaßte: „Natürlich noch keines der beiden Mädchen zurück!"

„Aber Mariechen, es ist doch eben erst zehn Uhr," entschuldigte Herr Sondermann.

„Herrgott, Gustav, wenn du doch bloß nicht immer widersprechen wolltest!“

Ärgerlich ging Frau Sondermann ihrer Familie voran die Treppe hinauf, der Bräutigam hatte sich schon unten verabschiedet. Sie öffnete die Flurtür und drehte das Gas unter den Selbstzündern erst im Korridor, dann im Weihnachtszimmer auf. Mit leisem Puff flammte es auf, und Frau Sondermann stand plötzlich still und starr wie eine Salzsäule, und ihre Augen weiteten sich zu unnatürlicher Größe.

Als leere, weiße Fläche dehnte sich der erst so reich gedeckte Gabentisch vor ihr aus, fort war der schwere Seidenstoff für ihr Brautmutterkleid nebst dem echten Spitzenbesatz und der kostbaren Federboa, fort die neuen silbernen Obstmesserchen und die vergoldete Zigarrenschale, die sie dem Gatten geschenkt, fort Gretens reiche Weihnachtsgaben, und nur auf dem Platz der Söhne lagen einsam ein paar Bücher neben den geleerten Tellern.

Frau Sondermann mußte sich auf den ihr zunächst stehenden Sessel setzen, denn ihre Füße drohten den Dienst zu versagen. Sie fuhr sich mit der Hand über die Augen, als äffe sie ein Trugbild, das sie fortscheuchen wolle, aber kahl und leer wie zuvor blieb der Tisch.

Hinter ihr waren die übrigen Familienmitglieder ins Zimmer getreten und standen nach einem lauten Ausruf des Schreckens ebenfalls wie vom Donner gerührt.

Mit zitternden Knieen erhob sich Frau Sondermann und ging, ohne ein Wort zu sagen, ins Eßzimmer, wo sie ebenfalls Licht machte.

„Gustav, Gustav!“ rief sie mit versagender Stimme. Dann fiel sie aufs Sofa nieder und brach in heftiges

Schluchzen aus, worüber ihre Angehörigen, die sie kaum jemals hatten weinen sehen, fast noch erschreckter waren wie über die Verwüstung, die sich ihren Blicken bot.

Sämtliche Schubladen und Fächer des Büfetts waren aufgerissen und ihres Inhalts beraubt, das Bücherspind und ein anderer kleiner Schrank ebenfalls erbrochen, und an der Erde lag das, was für die Einbrecher keinen Wert hatte.

Als dann Herr Sondermann in seinem Zimmer fand, daß der Schreibtisch auch gewaltsam geöffnet war, und die Diebe mit sicherem Instinkt auch das Geheimfach gefunden hatten, in dem er immer eine größere Summe Geldes verwahrte, da bedurfte auch er eines Stuhles.

Sich darauf niederlassend, brach er in die Worte aus: „Das ist a u c h eine Weihnachtsbescherung!"

„Auch? Was meinst du damit, Gustav?" fragte Frau Marie gereizt aus all ihrem Jammer heraus.

Aber Herr Sondermann zog es vor, auf diese Frage nicht zu antworten.

Mittlerweile kamen auch die Mädchen, die schon Böses geahnt hatten, als sie die Hintertreppentür gewaltsam geöffnet gefunden, und jammerten laut um ihre ebenfalls entschwundenen Weihnachtsgeschenke.

Grete weinte bittere Tränen, daß auch das entzückende Halsband, das Geschenk ihres Verlobten, ein Raub der Einbrecher geworden war. Herr Sondermann saß vor seinem Schreibtisch und berechnete, wieviel er zurzeit in seiner Kasse gehabt. Frau Marie weinte und schalt abwechselnd. Nur die beiden Söhne des Hauses waren verhältnismäßig gefaßt. Sie gingen, nachdem die Erstarrung gewichen, auf das Polizeibureau, um Anzeige zu erstatten.

Als Frau Marie dann endlich, es war lange nach Mitternacht, gänzlich gebrochen in ihren weißen Kissen ruhte, begann Herr Sondermann zögernd, nachdem er sich mehrmals geräuspert: „Weißt du, Mariechen, du bist doch sonst immer ein bißchen abergläubisch gewesen und hast gedacht, du könntest was Besonderes vom Schicksal verlangen, wenn du ihm irgend 'ne kleine Guttat versprachst — na, wie das nachher mit dem Halten war, darüber wollen wir lieber nicht reden. Na, siehst du, und nun will mir das beinahe vorkommen, als wenn der Himmel das Unglück heute abend extra geschickt hätte, um — um dir 'nen kleinen Denkzettel zu geben. Die Geschichte mit deiner Weihnachtsbescherung für ein ganzes Dutzend Kinder muß ihm doch wohl zu bunt gewesen sein," vollendete er mutig.

Frau Maries Schluchzen wurde einen Augenblick so stark, daß ihr Gatte fast seine Worte bereute.

Aber er war bald beruhigt.

„Du sollst sehen, Gustav, wenn sie die Kerle kriegen, kleid' ich ganz bestimmt nächste Weihnachten ein Dutzend armer Kinder von Kopf bis zu Fuß," kam es stolz und selbstbewußt aus Frau Maries Mund. „Und der Kasinosaal wird dann ganz bestimmt dazu genommen!"

Haidarabad.

Bilder aus der Reſidenz des Niſam.

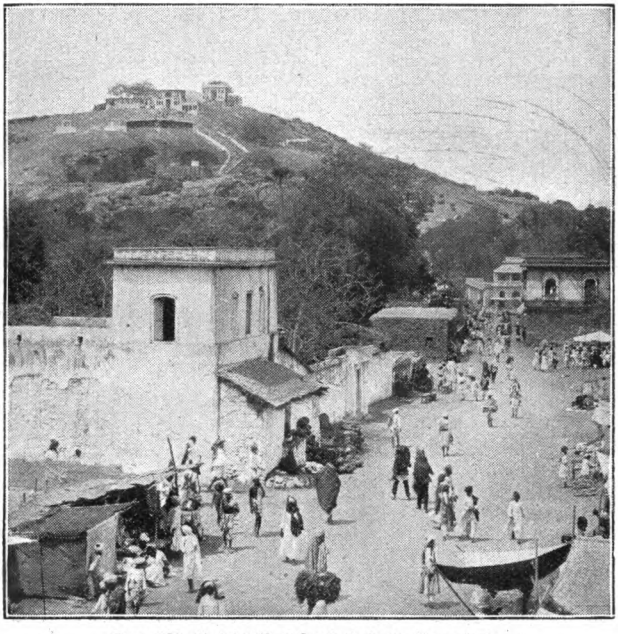
Von H. Wolffram.

Mit 6 Bildern. (Nachdruck verboten.)

Der vornehmſte unter jenen indiſchen Scheinherrſchern, denen das großmütige Albion ihre Titel, ihre Paläſte und ſogar einen Teil ihrer Einkünfte belaſſen hat, iſt der Niſam von Haidarabad, der ſogenannte Herrſcher des von den Präſidentſchaften Bombay und Madras eingeſchloſſenen größten indobritiſchen Vaſallenſtaates. Nach einem im Jahre 1860 abgeſchloſſenen Vertrage, der den damaligen Fürſten für ſeine freundliche Haltung bei dem großen Aufſtande von 1857 belohnen ſollte, ſind dem Niſam allerlei nach Selbſtändigkeit ausſehende Vorrechte und Vergünſtigungen zugeſtanden worden, die natürlich nicht verhindern, daß der engliſche Miniſterreſident der eigentliche Herr und Gebieter in dem 214,179 Quadratkilometer großen Reiche iſt. Nach außen hin freilich tritt die ausſchlaggebende Macht Seiner britiſchen Majeſtät des Kaiſers von Indien vielleicht nirgends weniger augenfällig in die Erſcheinung als in der Haupt- und Reſidenzſtadt Haidarabad, die ſich bis auf den heutigen Tag durchaus den Charakter ihrer vorbritiſchen Zeit bewahrt hat.

Schon der Umſtand, daß die engliſche Militärſtation Sikandarabad um volle ſieben Kilometer von der Hauptſtadt entfernt liegt, hat viel dazu beigetragen, dieſer Stadt ihr urſprüngliches Gepräge zu erhalten.

Seiner Lage nach darf man Haidarabad, wenn auch nicht unter die allerſchönſten, ſo doch immerhin unter die intereſſanteſten und ſehenswerteſten Großſtädte Vorderindiens rechnen. Es liegt am rechten Ufer des Muſi, eines Nebenfluſſes des Kiſtna, in einem Tale,



Der Mullah Ali-Hügel bei Haidarabad.

das leider der Gefahr von Überſchwemmungen in hohem Maße ausgeſetzt iſt und gerade im letzten Jahre unter ſolchen Überſchwemmungen ſehr ſchwer hat leiden müſſen. Ein Kranz maleriſcher, mit mehr oder weniger reicher Vegetation bedeckter Granithügel umrahmt das über eine ſehr große Bodenfläche verſtreute Häuſergewirr, das ſich, von wenigen Hauptſtraßen

Gartenanlage im

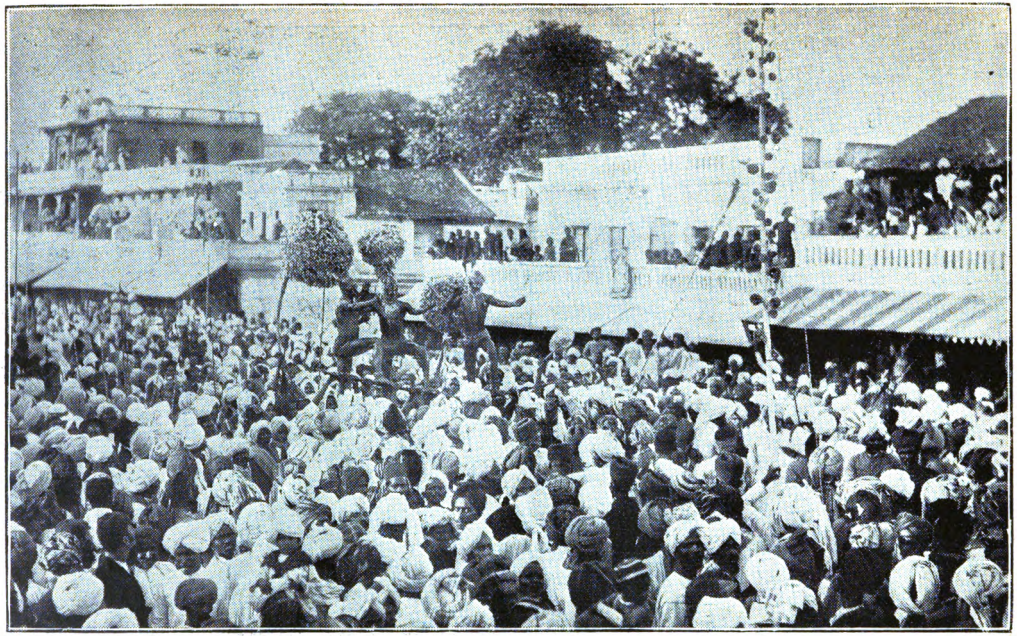
alaſt des Niſam.

abgesehen, meist zu engen und winkeligen Gäßchen zusammenschiebt.

Die bemerkenswerteste jener Erhebungen ist der Mullah Ali-Hügel mit seiner Bekrönung von interessanten Bauwerken. Eine alte Festungsmauer mit dreizehn monumentalen Toröffnungen umschließt die ganze Stadt, deren Einwohnerzahl sich nach der letzten Schätzung vom Jahre 1901 auf 448,466 belaufen soll. Die Hindu bilden natürlich die Mehrheit der Bevölkerung, die herrschenden Klassen aber gehören durchweg dem mohammedanischen Bekenntnis an, wie denn auch der Nisam selbst, seine Minister, Beamten und Offiziere strenggläubige Moslimen sind. Der religiöse Fanatismus offenbart sich vielleicht in keinem anderen Teile Indiens auf so mannigfache und für die Andersgläubigen zuweilen nicht ganz unbedenkliche Art wie in der Hauptstadt des Nisam, in der feierliche Umzüge und großartige Feste religiösen Charakters zu den beinahe alltäglichen Erscheinungen gehören.

Unsere nebenstehende Abbildung, die eine aus Anlaß des Moharrem, des mohammedanischen Neujahrsfestes, zusammengeströmte Menschenmenge zeigt, läßt die bunte Zusammensetzung der Einwohnerschaft, in der sich außer ungefähr 14,000 Christen auch Parsen, Araber und andere Völkerschaften vertreten finden, recht anschaulich erkennen.

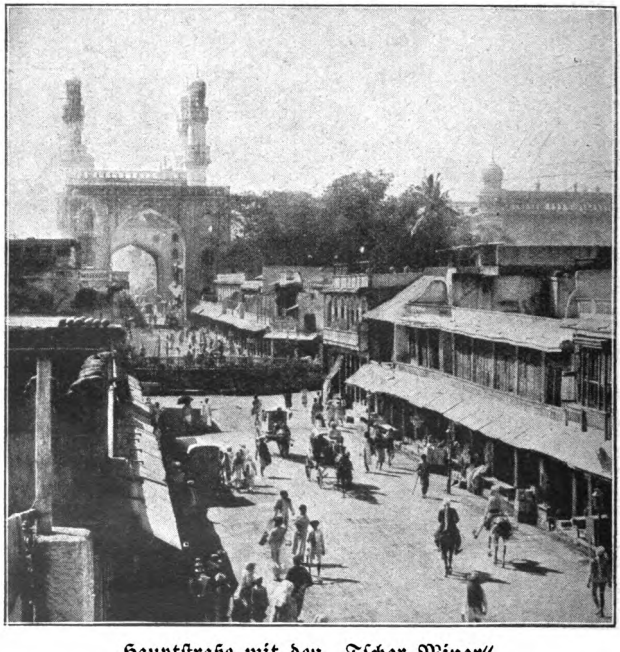
Dem stark ausgeprägten religiösen Bedürfnis entsprechend, ist auch die Zahl der Gotteshäuser unverhältnismäßig groß, und die Moscheen bilden außer einigen wenigen Palästen fast die einzigen hervorragenden Gebäude der Stadt. Die bemerkenswerteste unter ihnen, auffallend durch ihre ungewöhnlich hohen Minarette, ist dem größten mohammedanischen Heiligtum, der Kaaba zu Mekka, nachgebildet. Unter



Volksmenge bei der Feier des Moharremfestes.

den Hindutempeln, die natürlich ebenfalls in größerer Anzahl vorhanden sind, zeichnet sich dagegen keiner durch besondere Pracht oder durch reizvolle architektonische Eigenart aus.

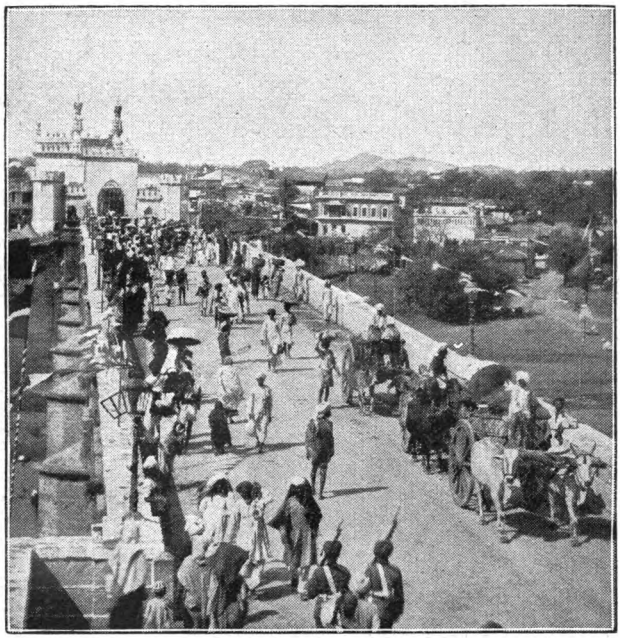
Auch der Palast des Nisam kann sich an Groß-



Hauptstraße mit den „Tschar Minar".

artigkeit der Anlage und Reichtum der inneren Ausschmückung kaum mit den märchenhaften Residenzen mancher anderen indischen Fürsten vergleichen. Das Schönste an ihm sind vielleicht noch seine von Säulengängen umgebenen Höfe und Gartenanlagen. Das auf obenstehender Abbildung wie auf den Abbildungen Seite 200/201 rechts und 205 deutlich sichtbare eigentüm-

liche Gebäude mit den vier ſchlanken Türmen iſt nichts anderes als die islamitiſche „Univerſität“ von Haidarabad und das eigentliche architektoniſche Wahrzeichen der Stadt. Nach jenen vier Türmen „Tſchar Minar“ genannt, erhebt ſich das merkwürdige Bauwerk an dem Kreu-



Die Afzal Gungi-Brücke über den Muſi.

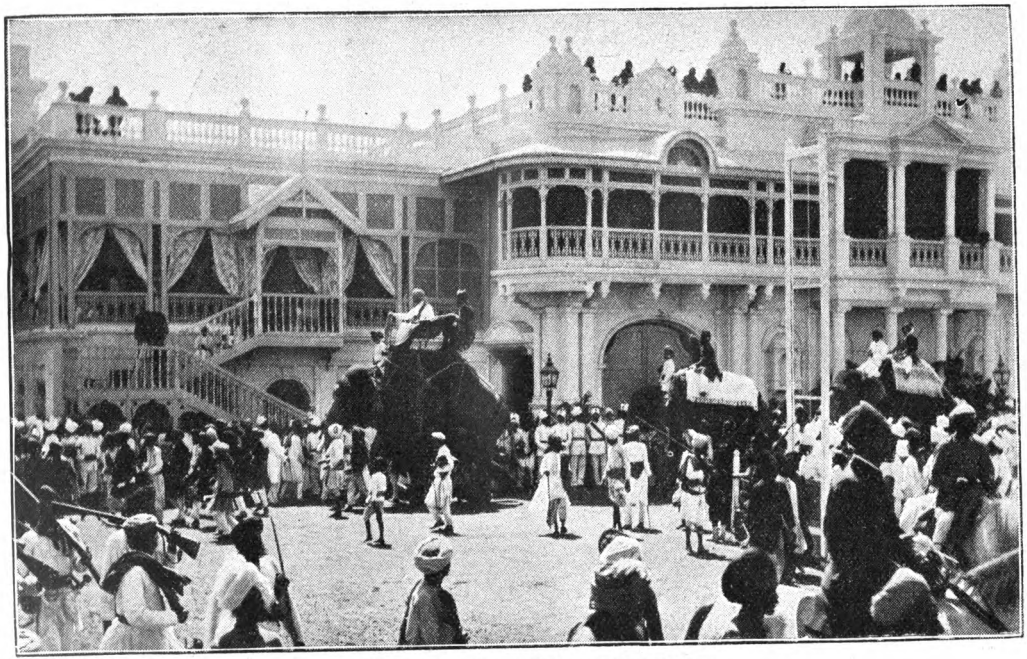
zungspunkte der vier Hauptſtraßen, und durch weite Torbogen, die ſich in ſeinem unterſten Stockwerk öffnen, flutet ungehindert der Straßenverkehr. Von den übrigen vier Stockwerken, die infolge ſinnreicher Anordnung eine ziemlich große Anzahl einzelner Räumlichkeiten umfaſſen, iſt jedes dem Dienſte einer anderen Wiſſenſchaft geweiht.

Der Sitz der vornehmen Welt von Haidarabad ist die am Nordufer des Musi gelegene Vorstadt Begam oder der „Basar der Fürstin". Hier erhebt sich auch der Palast des britischen Residenten, dessen Plan von einheimischen Baumeistern entworfen und dessen Ausführung ausschließlich von einheimischen Handwerkern bewirkt wurde. Als eine Sehenswürdigkeit in diesem Palaste gilt das Treppenhaus, in dem jede Stufe aus einem einzigen Stück Granit von erlesener Schönheit hergestellt wurde.

Die Verbindung zwischen der Wohnung des Residenten und dem Palast des Nisam wird durch die über den Musi führende breite und schöne Afzal Gungi-Brücke bewirkt.

Von den Privathäusern der Stadt, deren viele als die Wohnungen der reichsten Würdenträger geradezu fabelhafte Schätze in sich bergen mögen, fällt durch seine Eigenart eigentlich nur der auf unserem letzten Bilde wiedergegebene Palast des Premierministers Seiner Hoheit des Nisam, das „Haus der zwölf Türen" genannt, in die Augen. Wunderschön sind die in einiger Entfernung von der Stadt gelegenen Lustgärten und die Umgebung der mit ungeheurem Kostenaufwande angelegten künstlichen Teiche, aus deren einem, dem Hussain Sagar, Haidarabad auch mit Trinkwasser versorgt wird.

Wohl der interessanteste Punkt in der weiteren Umgebung der Hauptstadt, durch eine Bahnlinie mit ihr verbunden, ist die alte Festung Golkonda, deren Name einst gewissermaßen den Inbegriff höchsten irdischen Reichtums bildete. Hier befand sich und befindet sich noch heute die Schatzkammer des Nisam, wie sich hier auch in Gestalt halb verfallener Mausoleen die Begräbnisstätten der alten eingeborenen Herrscher



Palaſt des Premierminiſters des Niſam.

erheben, die noch nichts von einer Unterwerfung durch europäische Machthaber wußten. Vorzeiten war Golkonda der Stapelplatz für die Edelsteine, die in großer Menge in den südlichen Teilen des Reiches gefunden und hierher gebracht wurden, um geschnitten und poliert zu werden. Auch der berühmte Kohinur, bis vor kurzem der größte geschliffene Diamant der Erde, entstammt den Minen von Golkonda. Man weiß, daß er sich im Jahre 56 vor Christi Geburt im Besitz des Königs Vikramaditya befand, und daß er sich bis zum Jahre 1356 von einem mohammedanischen Herrscher zum anderen vererbte, bevor er zum ersten Male in die Hände eines Christen geriet.

Heute ist der Edelsteinexport nicht mehr die reichlich fließende Quelle des Reichtums für Haidarabad, wenigstens ist er es in viel geringerem Maße als die Ausfuhr von Baumwollwaren und Papier, welches letztere in mehreren ziemlich bedeutenden Fabriken erzeugt wird.

Weder als Schatzkammer noch als Festung hat das vielumfabelte Golkonda heutigentags eine besondere Bedeutung. Für die Bevölkerung von Haidarabad ist sein Name eigentlich nur noch mit der Vorstellung von dem gefürchteten Staatsgefängnis verbunden, das sich inmitten der starken, aber von den umliegenden Höhen mit modernen Geschützen leicht zu beherrschenden Festungswerke befindet.

Mannigfaltiges.

(Nachdruck verboten.)

Hilf dir selbst! — Viele Wege führen nach Rom, sagt ein altes Sprichwort, und damit soll ausgedrückt werden, daß es oftmals glückt, ein gewolltes Ziel auch auf einem anderen als dem vorgeschriebenen oder allgemein üblichen Weg zu erreichen, wenn der Strebende nur über die notwendige Geistesgegenwart und Scharfsinnigkeit verfügt, ihn zu erkennen und zu beschreiten. Derartige Fälle kommen im Leben tagtäglich vor, und viele davon entbehren nicht eines humoristischen Einschlags.

So wollte kürzlich ein deutscher Händler aus Java einen lebenden Tiger nach Japan einführen, um ihn dort zu verkaufen. Aber er hatte die Rechnung ohne die japanische Zollbehörde gemacht, denn als der Dampfer in Yokohama anlegte, um seine Landung zu löschen, verweigerte man die Landung des Tigers. Jetzt war guter Rat teuer. Der Kapitän sandte schließlich den Händler zum deutschen Konsul, und dieser kannte glücklicherweise aus langjähriger Erfahrung die Japaner gründlich, und besonders studiert hatte er die japanischen Beamten und ihre Kleinlichkeit. Daß mit Beschwerden nicht viel auszurichten sein würde, schien ihm in diesem Falle sicher, es mußte also ein Seitenweg eingeschlagen werden. Nach einer eingehenden Besprechung mit dem Händler hatte er auch seinen Plan schon gefaßt und begab sich nunmehr persönlich zum Zollamt.

„Ich höre," begann er die Verhandlung, „daß der Tiger des Herrn Wagner nicht eingeführt werden darf."

„Jawohl, Herr Konsul, so ist es," erwiderte der Zollamtsvorsteher. „Es ist nicht erlaubt, lebende wilde Raubtiere in Japan zum Verkauf einzuführen."

„Hm —" machte der Konsul nachdenklich, „was ist da nun zu machen?"

„Die Sache ist sehr einfach," versetzte der Zollamtmann achselzuckend; „er nimmt seinen Tiger wieder mit dahin, woher er ihn geholt hat."

„Ihr Rat, Herr Ukyjo," erwiderte, ernst und sorgenvoll das Haupt schüttelnd, der Konsul, „wäre Goldes wert, wenn er auszuführen wäre."

Der Japaner horchte geschmeichelt und neugierig zugleich auf.

„Der Besitzer des Tigers hat nämlich kein Geld mehr," fuhr der Konsul fort. „Mit dem letzten Rest seines Barvermögens erwarb er das kostbare Raubtier, um es mit Gewinn im aufgeklärten Lande der Japaner zu verkaufen, und nun wird ihm die Einfuhr des wertvollen Tieres versagt. Außer seiner Rückfahrkarte besitzt der Mann keine Mittel mehr, um die hohen Fracht- und Fütterungskosten für den Tiger zu bezahlen. Der Kapitän weigert sich überdies, ihn ohne Vorausbezahlung wieder mitzunehmen, und nun hat der Mann in seiner Verzweiflung beschlossen," der Konsul neigte sich tief zu dem Japaner nieder und flüsterte ihm so, daß auch alle übrigen Beamten ihn deutlich verstehen konnten, zu, „morgen früh, ehe der Dampfer abfährt, den Tiger, den er nicht mehr behalten kann, weil er ihn nicht zu ernähren vermag, einfach laufen zu lassen."

„Das darf er nicht! Die Bestie wird uns alle zerreißen!" rief der Zollamtsvorsteher, und auf seinem gelben Gesicht prägten sich deutlich Furcht und Schrecken aus.

Jetzt war die Reihe an dem Konsul, die Achseln zu zucken. „Der arme Mann wird damit seiner Sorgen ledig, was kann man also dagegen machen!" erwiderte er gleichmütig mit dem ernstesten Gesicht, obgleich er sich des Lachens kaum enthalten konnte. „Ich bin außerstande, ihn von seinem Plane abzubringen, und werde übrigens schon heute nachmittag auf mein Landhaus hinausziehen. Inzwischen finden sich wohl gute Schützen, die das wilde, ausgehungerte Tier erlegen."

Damit verbeugte er sich und ging davon.

Als er eine halbe Stunde später vom Hafen wieder am Zollhause vorbeikam, begegnete ihm der Tierhändler, der ihm

freudestrahlend mitteilte, daß ihm soeben die Einfuhr des Tigers ohne weiteres gestattet worden sei. —

Als der Telegraph in Chile eingeführt wurde, hegte man eine nicht unbegründete Besorgnis, die Eingeborenen möchten aus Neugier oder Bosheit die Stangen und die Drähte zerstören. Um dem vorzubeugen, wandte der mit der Einrichtung betraute Beamte ein trefflich wirkendes Mittel an. Im Gefängnis saß wie immer eine ganze Anzahl Indianer wegen Bettels und allerhand Diebereien. Der Chefingenieur ließ diese Indianer zu einer bereits fertiggestellten Leitung führen, und indem er auf die von den Stangen getragenen Drähte zeigte, sagte er: „Seht ihr jene Drähte? Berührt sie niemals, denn wenn ihr sie anfaßt, werdet ihr sie nicht wieder loszulassen vermögen!“

Den Unglauben an dieser Warnung las der Ingenieur mühelos von den grinsenden braunen Gesichtern der Indianer ab.

„Ihr glaubt mir nicht! Gut, faßt also sämtlich diesen herabhängenden Draht mit beiden Händen an!“

Die Wilden gehorchten lachend, und als sie alle den Draht gefaßt hielten, gab der Ingenieur einem Beamten das verabredete Zeichen, und ein nicht zu schwach bemessener Elektrizitätsstrom blitzte durch den Draht und durch die Körper der Wilden.

„So, nun laßt los!“ kommandierte einen Augenblick danach der Ingenieur.

Aber wie er vorher gesagt hatte, die Indianer waren nicht dazu imstande. Einige krümmten sich mit Geheul und lautem Gejammer, andere standen starr aufrecht, wie versteinert in Schreck und Furcht vor der ungeahnten Kraft, die dem unscheinbaren Draht entströmte und sie in unlöslichen Banden hielt.

Ein Wink des Ingenieurs ließ nun den Strom wieder verschwinden, matt und anscheinend kraftlos sanken die Hände der Wilden herab.

Ehe sie bald darauf freigelassen wurden, wurden sie nochmals an die Drähte geführt, aber als der Beamte ihnen wiederum befahl, einen davon zu berühren, fielen sie alle heulend und

um Gnade wimmernd nieder. Doch nur unter der Bedingung, daß sie versprächen, ihren Stammesgenossen nichts von den Kräften zu verraten, die in den Drähten verborgen säßen, erließ der Beamte ihnen die vermeintliche Strafe, und die Indianer durften abziehen.

Natürlich war das Schweigegebot ihnen nur deshalb auferlegt worden, damit sich die Sache um so schneller herumspreche. Und die List glückte vollkommen, die Indianer hatten selbstverständlich nichts Eiligeres zu tun, als unter ihren Stammesgenossen überall zu verbreiten, mit welchen Gefahren es verbunden sei, die geheimnisvollen an hohen Stangen aufgereihten Drähte zu berühren; und was schließlich wohl weder schwere Strafen noch Verbote vermocht hätten, die Furcht vor den bösen in den Drähten verborgenen Mächten, ließ sie den Telegraphenleitungen auf immer scheu aus dem Wege gehen. —

Zu einer des Humors nicht entbehrenden Selbsthilfe sah sich einst auch der Direktor des Drurylanetheaters zu London gezwungen. Der damals in der Blüte seiner Erfolge stehende Lustspieldichter und Politiker R. B. Sheridan hatte dem Direktor Linley ein neues Lustspiel versprochen und es tatsächlich bis auf eine Anzahl Szenen im Schlußakte abgeliefert. Diese letzten Szenen aber ließen trotz aller Bitten des Direktors auf sich warten. Der Tag der Aufführung war bereits angekündigt, die Proben bis auf die letzten Szenen vollständig beendet, und nur diese fehlten, um die Generalprobe abhalten zu können. Linley war in Verzweiflung, aber Sheridan, der eine recht hohe Honorarzahlung bereits bei Ablieferung des Manuskripts erhalten hatte, rührte sich nicht.

Der Dichter war nun fast stets in Geldbedrängnis, und hierauf gründete Linley endlich einen Plan, der, als er zur Ausführung gebracht wurde, auch vollkommen glückte. Er ließ Sheridan vom Kassierer des Theaters schreiben und ihm mitteilen, bei der Schlußabrechnung über die Aufführungen des vorigen so erfolgreichen Stückes „Die Lästerschule“ habe sich ein erheblicher Irrtum herausgestellt, indem ihm hundert Pfund Sterling zu wenig ausbezahlt worden seien. Herr Sheridan möchte doch die Gewogenheit haben, sich am nächsten

Tage ins Theater zu bemühen, um die Richtigkeit der Abrechnung zu prüfen und die überschüssige Summe gegen seine Quittung in Empfang zu nehmen.

Natürlich war der erste, der am anderen Morgen im Theaterbureau erschien — Sheridan. Mit einem Schwall von Entschuldigungen wurde er vom Direktor empfangen und in ein kleines Kabinett geführt. Dann bat Linley ihn, sich einen Augenblick zu gedulden, er wolle nur den Kassierer herbeirufen. Sheridan sah sich neugierig in dem kleinen Gemach um. Dicht unter dem Fenster stand ein großer Schreibtisch mit Schreibzeug, Papier und frisch geschnittenen Gänsekielen. Auf der anderen Seite stand ein reichbesetzter Frühstückstisch; neben einer Reihe gutgewählter Speisen stand da aufgereiht eine Batterie von Rotweinflaschen und zwar eine Marke, die der Dichter besonders bevorzugte.

„Aha — der gute Linley hat die Absicht, mich nachher gleich zum Frühstück einzuladen! Brav von ihm, ich werde ihn nicht enttäuschen!“ dachte er schmunzelnd. Dann wanderte er zum Schreibtisch am Fenster hinüber.

Da bemerkte er plötzlich auf dem Tische neben einem Paket loser Papiere einen Brief liegen, der auf dem Umschlag seine Adresse trug. „An mich adressiert? Na, dann dürfen wir wohl auch lesen, was darin steht,“ meinte der neugierige Poet und brach gleichmütig den Brief auf.

„Verehrtester Herr Sheridan,“ las er, „der Irrtum des Kassierers war tatsächlich ein Irrtum. Das heißt, der Kassierer irrte sich, indem er annahm, daß Ihnen aus der vorigen Abrechnung noch hundert Pfund nachzuzahlen seien, und ich bitte Sie, diesen Irrtum freundlichst entschuldigen zu wollen. Da Sie sich nun aber glücklicherweise gerade im Theater befinden, so haben Sie wohl die große Liebenswürdigkeit und beendigen die wenigen noch fehlenden Szenen zum letzten Akt des ‚Kritikers‘. Sollten Sie im Augenblick nicht Lust noch Stimmung zum Beginn der Arbeit haben, so bitte ich Sie, zuerst zu frühstücken, auf dem Nebentische steht alles bereit, wie Sie es gern haben. Mich bitte ich gütigst entschuldigen zu wollen, wenn ich Ihnen nicht Gesellschaft leiste, aber andere dringende Ver-

pflichtungen hindern mich daran. Zum Schluß möchte ich mir noch zu bemerken erlauben, daß Sie nicht eher wieder aus dem Kabinett herauskommen, bis die Szenen fertig geschrieben sind. Das Zimmer ist völlig abgelegen, Rufen und Schreien würde ungehört verhallen, ich bitte Sie also freundlichst, Ihre Kräfte in dieser Hinsicht sparen zu wollen. Auf Wiedersehen später! Ihr Linley."

Im ersten Moment stand der Dichter sprachlos da. Dann rannte er zur Tür, warf sich mit aller Gewalt dagegen und schimpfte, was das Zeug halten wollte; als aber alles still blieb, und der erste Zornesanfall so ziemlich verraucht war, kam ihm auf einmal das Komische seiner Lage zum klaren Bewußtsein. Er lachte laut und herzlich auf, und da er sein Gewissen dem guten Linley gegenüber ziemlich beladen fühlte, setzte er sich, nachdem er zuerst noch einmal mit begehrlichem Auge nach dem reichbesetzten Frühstückstisch hinübergeäugt hatte, an den Schreibtisch und begann zu arbeiten.

In wenigen Stunden schon war die Arbeit beendet, und eben hatte er die Feder hingeworfen und war aufgesprungen, um in jetzt erneut ausbrechendem Ärger der Tür einen Fußtritt zu versetzen, als diese aufgerissen wurde. Davor stand Linley und eine ganze Schar seiner literarischen und politischen Freunde, die ihn mit lautem Hallo und Gelächter, in das der bezwungene Poet aber fröhlich mit einstimmte, begrüßten. —

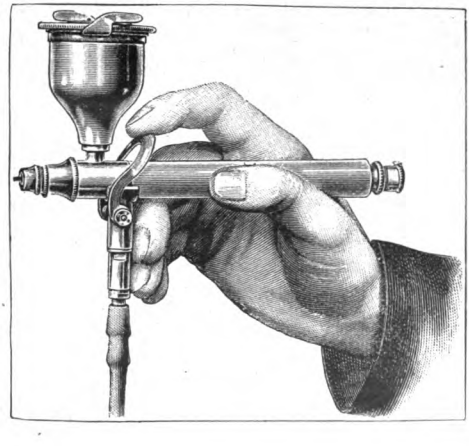
Über eine recht drollige Art der Selbsthilfe aus dem deutsch-französischen Kriege von 1870/71 berichtete einst der Kriegskorrespondent einer großen englischen Zeitung. Dieser Berichterstatter beobachtete während des Durchzugs einer deutschen Trainabteilung durch ein französisches Dorf, wie vor dem Wirtshaus, in dem er selbst saß, um zu rasten und seinen Bericht zu schreiben, das Vorderrad eines Bagagewagens zusammenbrach, und der Wagen umkippte. Gleichmütig kletterte der kutschierende Soldat vom Bock herunter, besah sich den Schaden von allen Seiten, um dann ins Wirtshaus zu gehen. Nach etwa zehn Minuten sah der Engländer den Soldaten wieder aus der Haustür kommen mit einem Wagenrad auf der Schulter. Mit Unterstützung einiger Bauern wurde der

Wagen hochgehoben, das Rad über die Achse geschoben, und die Fahrt ging weiter. Der ganze Vorgang hatte kaum eine Viertelstunde gedauert.

Voller Begeisterung setzte der Engländer sich noch einmal hin und fügte diese kleine Beobachtung seinem fertigen Bericht hinzu. Mit einer tiefsinnigen Betrachtung über die bewunderungswerte Kriegsbereitschaft der Deutschen, die sogar dafür sorgten, daß die marschierenden Truppen Kriegsmaterial jeglicher Art, selbst Reservewagenräder, in den durchzogenen Dörfern zurückließen, damit die nachrückenden Truppen vorkommendenfalls solche vorfänden, schloß er seinen Bericht und sandte ihn ab.

Als er weiterfahren wollte, erfuhr seine Begeisterung jedoch eine ganz plötzliche Abkühlung. Der brave Soldat hatte nämlich ganz einfach ein Rad des Reisewagens des Engländers abgenommen und an seinem Bagagewagen angebracht, und nun hatte der Berichterstatter zu dem Schaden auch noch den Spott der hohnlachenden Bauern. W. St.

Neue Erfindungen: I. Der Pneumatograph stellt ein Malgerät dar, welches als Luftstrahlfarbzerstäuber im Kunstgewerbe und in der Kunstindustrie vielfach Verwendung gefunden hat. Der Apparat besitzt eine automatische Farb-



öffnung mit von außen stellbarer Stärke des Farbstrahles, er ist geeignet für maschinelles Zerstäuben und für fabrikationsmäßig zu erzielende, gleichbleibende Effekte, zum Beispiel zum gleichmäßigen

Auftragen von Farben auf breite Stoffbahnen. Der Pneumatograph zeichnet sich besonders durch einfache und solide Konstruktion aus, sämtliche Teile sind schnell und mühelos zugänglich, die Farbdüse ist vom Farbnadeldruck entlastet, wodurch ein vorzeitiges Ausarbeiten der Düse vermieden wird. Die Regelung des Farbstrahles wird durch eine Hebelbewegung erreicht. Eine Rückwärtsbewegung ergibt einen stärker werdenden Strahl, eine Vorwärtsbewegung eine Abschwächung. Zum Betriebe des Apparates ist Druckluft von zirka 0,6 bis 4 Atmosphären Spannung erforderlich. Ausführliche Auskunft über Verwendung dieses Luftstrahlfarbzerstäubers erteilt die Firma Gebrüder Körting A.-G. in Körtingsdorf bei Hannover.

II. Bidet de Cologne. — Dem Bedürfnisse nach hygienischer Körperpflege, welche täglich größer und allgemeiner wird, zu dienen, ist in ganz vortrefflicher Weise durch ein neues Bidet entsprochen worden, das unter dem Namen „Bidet de Cologne“ soeben in den Handel gekommen ist. Das neue Bidet besitzt wesentliche Vorteile, es kann auf jeden Küchen- oder Toiletteneimer ohne weiteres aufgesetzt werden, so daß der teure Bidetstuhl fortfällt, es ist absolut unzerbrechlich, jahrelang haltbar und ist nach Gebrauch durch Einstellung in einen Schrank oder Kasten leicht fortzupacken. Als weitere Vorzüge sind hervorzuheben, daß das Bidet auch als Fußbadewanne (ohne Eimer) zu benützen und in der Anschaffung so billig ist, daß es von jedermann gekauft werden kann. Das Bidet de Cologne wiegt nur 750 Gramm, so daß es ohne Umstände auch im Reisekorb unterzubringen und daher auf Reisen ohne weiteres mitzunehmen ist. Das Bidet de Cologne ist die praktische Lösung einer täglichen Bedürfnisfrage. Ausführ-

liche Mitteilungen gibt kostenlos die Firma Bidet de Cologne-Gesellschaft m. b. H. in Köln am Rhein.

Ein amerikanischer König. — Ein amerikanischer König? Den gibt es doch gar nicht!

Allerdings gibt es auf dem amerikanischen Kontinent von den Niagarafällen bis zum Kap Horn keinen König, dafür aber allein in den Vereinigten Staaten eine ansehnliche Anzahl in der ganzen Welt bekannter und anerkannter Könige. Wer kennt nicht die Petroleum-, Stahl-, Kupfer-, Kohlen-, Eisenbahn-usw.-Könige? Und man glaube ja nicht, daß die Bezeichnung eine nichtssagende ist. Diesen „Königen" wird von der Presse und dem Publikum der großen transatlantischen Republik genau so geschmeichelt wie in den byzantinischsten Ländern den gekrönten Königen, und ihre Macht ist in gewisser Hinsicht kaum geringer und in mancher sogar weit größer als die konstitutioneller Monarchen. Man hat berechnet, daß Carnegie beispielsweise eine Jahreseinnahme bezieht, mit der er die Zivillisten sämtlicher europäischer Monarchen, ausgenommen die des Zaren, auszahlen könnte.

In folgendem möchten wir uns im besonderen mit einem dieser amerikanischen Könige beschäftigen, mit Herrn Ogden Armour, dem Beherrscher eines Königreichs, in welchem unaufhörlich Blut vergossen wird. Er ist seines Zeichens Schlächter, wohl der größte Schlächter, der jemals gelebt hat, obwohl er eigenhändig vielleicht noch niemals ein Tier geschlachtet hat. In seinem Betriebe werden jetzt jährlich neun Millionen Tiere getötet, das heißt das Jahr zu 300 Arbeitstagen gerechnet täglich 30,000, und wenn man annimmt, daß Tag und Nacht unausgesetzt das Messer sein Werk verrichtet, stündlich 1250 Tiere. Im letzten Jahre mußten in dem Betriebe des Herrn Armour 4,845,307 Schweine, 1,653,259 Stück Rindvieh und 1,912,846 Schafe ihr Leben lassen. Er verkauft in einem Jahre für fast eine Milliarde Mark Fleisch.

Aber mit dem Fleischverkauf allein ist es nicht getan. Alle erdenklichen Abfälle, Häute, Felle, Knochen, Blut usw., finden die nutzbringendste und ergiebigste Verwertung. Das Schlachtvieh muß selbstverständlich auch gefüttert werden. Folglich

braucht Armour auch Getreide, folglich kauft und verkauft er auch Getreide und spekuliert in größtem Maßstabe in Getreide. In seinen Getreidegeschäften verkauft er jährlich so ungefähr über vierzig Millionen Scheffel Weizen, Hafer und Roggen. Auch von Obst und Gemüse erhebt König Armour Tribut und von noch vielen anderen Dingen. In den Vereinigten Staaten verfügt seine Firma über etwa vierhundert Filialen, außerdem hat er siebzehn Zweighäuser in England, drei auf dem europäischen Festlande, fünf in Südafrika und je eines in Panama und auf Kuba. Dabei besteht die Firma noch nicht sechzig Jahre. Im Jahre 1850 suchte noch der Vater Armours als Goldgräber sein Glück zu machen. Dann tat er sich mit einem Freunde zusammen und begründete das Fleischgeschäft. Jeder von ihnen steckte ganze zweitausend Mark in das Unternehmen, für das vor kurzem sechshundert Millionen Mark geboten worden sind.

Ist die Existenz solcher Könige und Königreiche gut für ein Land? Ist es gut für diese Könige selbst, daß ihnen so riesige Einnahmen zufließen?

Das amerikanische Volk und auch die Regierung haben längst die Gefahr der gar zu großen Geldanhäufungen bei einzelnen erkannt, und Roosevelt wollte die allzu großen Reichtümer auch beschneiden. Vergebens. Das amerikanische Volk hat sich lange Zeit damit getröstet, daß die Söhne schon verschleudern würden, was die Väter angesammelt. Aber die Söhne sind meist sehr darauf bedacht, Nachfolger ihrer Väter in der Königsherrschaft zu werden, und der Reichtum vermehrt sich weiter und weiter. Glücklicher aber sind sie alle nicht als andere nicht gerade notleidende Menschen. Einer der größten Übermillionäre, Carnegie, leugnet entschieden, daß die Multimillionäre glücklicher sind, und er gibt sich alle Mühe, seine Millionen zu verschenken. Er preist die Kinder der Armen glücklich, die genötigt sind, sich emporzuarbeiten. Er selbst war armer Leute Kind und ist in seiner Jugend eine sehr kärglich bezahlte „Hand“ in einer Fabrik gewesen.

Ebensowenig wie die europäischen Könige ihre Kronen, tragen die amerikanischen Könige ihre Millionen bei sich.

Armour, der jetzt ein Vierziger ist, kleidet sich schlicht wie andere Leute, speist mäßig und würde es kaum schlechter haben, kaum minder das Leben genießen, wenn er nur den hundertsten Teil seiner gegenwärtigen Einnahme hätte. Die persönliche Genußfähigkeit eines Menschen ist eben beschränkt, und wer nicht gerade das Geld zum Fenster hinauswerfen will, hat große Mühe, für seine Person auch nur eine halbe Million jährlich mit wirklichem Genuß auszugeben. K. D.

Ein Säugling, der die Hauptrolle spielte. — Daß ein Säugling mit seinem Geschrei in einem Theater die Hauptrolle spielt, Schauspieler, Sänger und Orchester zum Schweigen bringt und den andächtig lauschenden Zuhörern Tränen der Rührung entlockt, wird nicht oft vorkommen. In Kalifornien ist es aber zur Zeit des großen Goldfiebers tatsächlich vorgekommen.

Auf der Stelle, wo jetzt San Franzisko steht, befand sich damals eine Goldgräberkolonie. Frauen und Kinder gab es nur unter den Geschäftsleuten, die sich an die immer wachsende Kolonie anschlossen. Eines Abends hatte sich eine umherziehende Schauspielertruppe eingefunden und führte den verwilderten, von Weib und Kind so lange Zeit getrennten Männern ein romantisches Singspiel vor. Plötzlich fing ein kleines Kind jämmerlich zu schreien an. Es gehörte nicht zum Stück, befand sich auch nicht auf der Bühne, vielmehr mit seinen Eltern, einem Flickschneiderpaare, das sonst keine Unterkunft für den kleinen Weltbürger wußte, im Zuhörerraum, wo es ihm sichtlich nicht behagte. Beschämt wollte sich die Mutter mit ihm entfernen, da sprang einer der rauhen Goldsucher, ein schwarzbärtiger Riese, auf seinen Sitzplatz und schrie, daß es die Musik und die Sänger übertönte: „Hört doch mit eurem Fiedeln und Geplärr auf, damit man das Baby kann schreien hören; wir haben solche Himmelstöne seit vielen Jahren nicht gehört!“

Es war dem wilden Menschen so offenbar tiefster Ernst mit seiner Forderung, und sie wurde von den übrigen Anwesenden so energisch unterstützt, daß die Instrumente schwiegen, die Sänger und Schauspieler mitten in der Szene stillstanden, und die junge Mutter sich errötend wieder niederließ.

Das Kindchen tat dann auch, was von ihm erwartet wurde, und brüllte aus vollem Halse. Die wetterharten Männer, die das Theater füllten, lauschten ihm mit andächtiger Rührung, und Tränen rieselten über ihre gebräunten Wangen. Die Sehnsucht nach den fernen Frauen und Kindern war zu übermächtig in ihnen geworden. Der schreiende Säugling hat an dem Abende die Hauptrolle gespielt und durchschlagenden Erfolg eingeheimst. E. D.

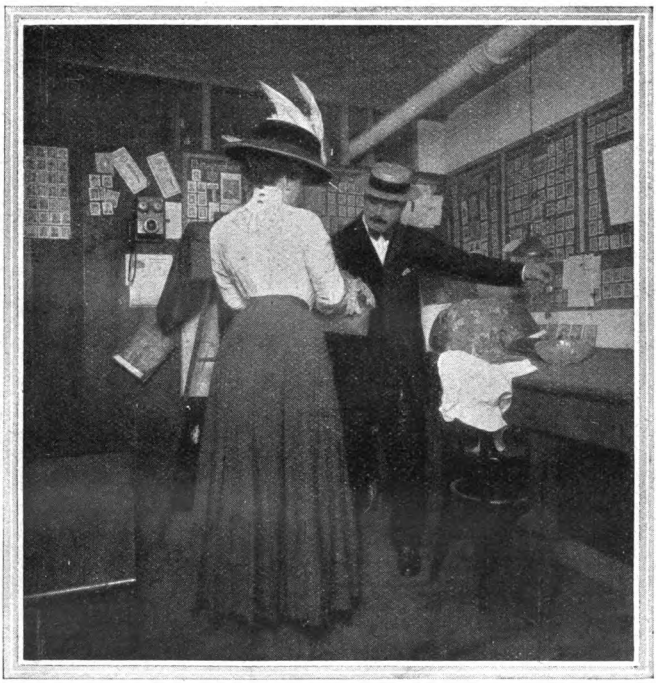
Wolf und Geiger. — Im Zoologischen Garten zu London hat man Versuche angestellt, um zu ergründen, ob etwas Wahres an den alten Geschichten ist, wonach die Wölfe die Töne von Streichinstrumenten fürchten und bei Gehör dieser Töne zittern. Aus der Kinderzeit ist ja wohl überall die Erzählung von jenem Musikanten bekannt, der auf einer Kirchweih aufgespielt hatte und den auf dem Heimwege die Wölfe verfolgten. Der Musikant fiel in eine Grube, in welcher sich schon ein Wolf befand, und kam in der Angst auf den Gedanken, dem Wolfe etwas vorzuspielen. Der Ton der Geige entsetzte den Wolf so sehr, daß er auf den Geigenmann keinen Angriff wagte, und dieser nach Stunden der Pein gerettet werden konnte.

Die in London mit den Wölfen angestellten Versuche haben nun ergeben, daß der Ton gewisser Geigensaiten bei Wölfen, bei europäischen sowohl wie indischen, die größte Erregung und Furcht hervorruft. Das Instrument wurde zuerst hinter dem Käfig eines Wolfes gespielt, so daß er nichts davon sehen konnte. Schon beim ersten Ton fing er an zu zittern, sträubte das Haar, zog den Schwanz zwischen die Beine und kroch unruhig in seinem Käfige umher. Als dann die Töne lauter wurden, zitterte der Wolf noch weit mehr und verriet durch so vielerlei unzweideutige Zeichen so große Angst, daß sein Wärter um Einstellung der Versuche bat, weil das Tier sonst möglicherweise einen gefährlichen Anfall haben könnte.

Ein anderer, gleichfalls diesem Zoologischen Garten angehörender Wolf gab sein Mißfallen an der Musik auf andere Weise zu erkennen: er sträubte zunächst die Haare, bis er dadurch viel größer als gewöhnlich aussah, und zog seine Lefzen zurück, so daß seine weißen, von dem roten Zahnfleisch scharf abstechenden

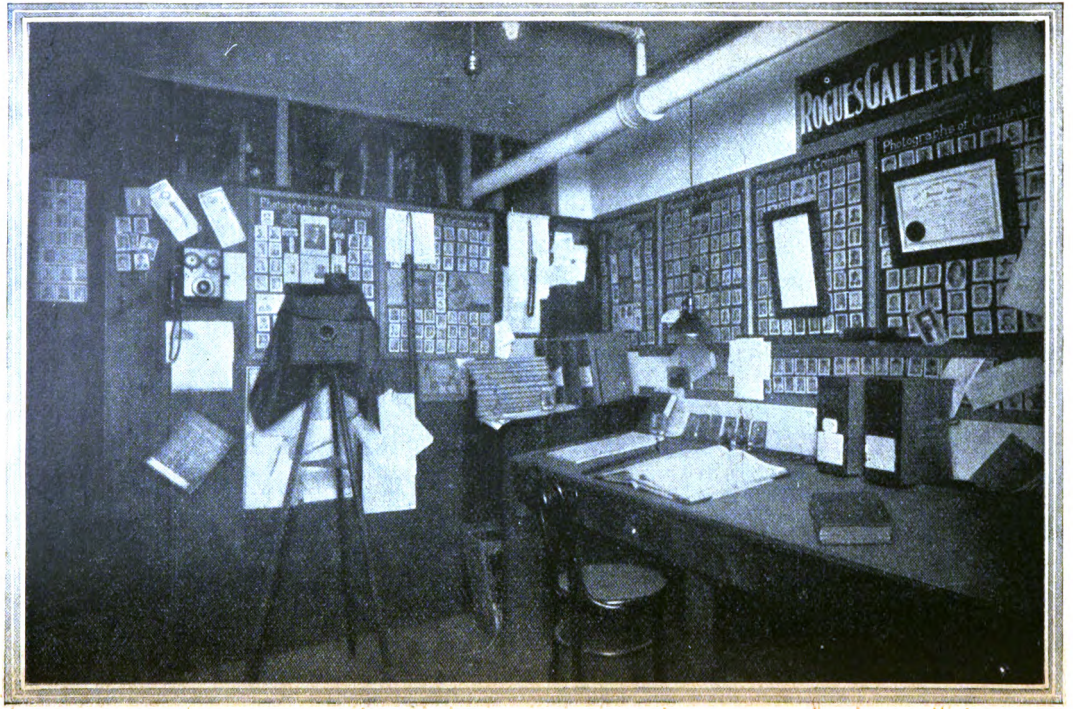
Zähne deutlich sichtbar wurden. Im übrigen verhielt er sich ganz still; erst als der Mann, der das Instrument gespielt hatte, sich ohne dieses vor den Käfig hinstellte, sprang der Wolf mit fürchterlichem Geheul auf ihn zu und versuchte, sich auf ihn zu stürzen. K. Sch.

Der Kampf gegen die Ladendiebinnen. — Es ist eine bekannte Tatsache, daß den großen Kaufhäusern jährlich Waren



Die Abgabe der gestohlenen Sachen.

im Wert von Tausenden durch Ladendiebinnen entwendet werden. Die polizeiliche Festnahme und Anzeige der Diebinnen vermeiden die Geschäftsinhaber des unliebsamen Aufsehens



Die Galerie der Ladendiebinnen.

wegen gern, und zwar um so mehr, als die Diebinnen oftmals den höheren Gesellschaftschichten angehören. Um sich aber trotzdem gegen diese weiblichen Langfinger nachdrücklich zu schützen, haben jetzt mehrere Warenhäuser New Yorks einen Weg beschritten, auf dem sie ganz unauffällig und doch erfolgreich den Diebinnen das Handwerk legen. Hat sich eine Käuferin des Ladendiebstahls verdächtig gemacht, so wird sie von einer Angestellten aufgefordert, ihr in ein besonderes Zimmer zu folgen. Dort wird sie untersucht, wenn sie die entwendeten Sachen nicht freiwillig herausgibt.

Aber hiermit ist die Angelegenheit noch nicht erledigt. Vielmehr wird die Diebin photographisch aufgenommen und sodann um ihre Personalien befragt, die in ein Buch eingetragen werden. Da man ihre Photographie besitzt und ihr androht, bei Erteilung falscher Auskünfte die Sache der Polizei zu übergeben, so teilt die Ladendiebin Name, Stand und Wohnung meist richtig mit. Die Photographie wird der „Galerie der Ladendiebinnen" einverleibt. Vor dem Verlassen erklärt man der Diebin, daß man für dieses Mal ihre Verfehlung mit Stillschweigen übergehen wolle, im Wiederholungsfalle aber, der leicht durch die aufbewahrte Photographie festgestellt werden könne, unerbittlich Anzeige an die Polizei erstatten werde. Das Verfahren wirkt so abschreckend, daß es bisher keine der ertappten Diebinnen versucht hat, zum zweiten Male in demselben Warenhaus ihre Kunst zu üben. Th. S.

Vogelspuren im Schnee. — Unternimmt man bei frischgefallenem Schnee einen kleinen Spaziergang, so bemerkt man hier und dort die Fußspuren von Menschen und Tieren im Schnee und sucht oft für die einzelnen Abdrücke eine Erklärung zu finden. Das wird bei Fußabdrücken der größeren Tiere des Waldes und Feldes, als Hasen, Reh, Hirsch, Wildschwein usw., leichter möglich sein als bei den verschiedenartigen Fußabdrücken der überwinternden Vogelarten.

Auf dem freien Felde machen die kettenartig nebeneinander fortlaufenden kleinen Fußtritte der Rebhühner den Schneeteppich bunt, und man kann sogar aus den Fußabdrücken feststellen, aus wieviel Köpfen das Völkchen bestand.

Die Anwesenheit einer Krähe erkennt man an den langen Sporenabdrücken, die im übrigen ähnlich der Spur der Rebhühner verlaufen. Ebenso, nur etwas kleiner, laufen die Spuren der Elster dahin.

An den Feldrainen sind zahllose winzige, immer je zwei Tritte nebeneinander zeigende Spuren von kleinen Singvögeln. Das sind Ammern, Finken und Hänflinge.

Unter diesen Spuren bemerkt man die der Haubenlerchen, die immer paarweise leben, und deren Fährten sich von den übrigen dadurch unterscheiden, daß sie ein wenig größer sind und krähenartig, nicht neben-, sondern seitwärts hintereinander fortlaufen.

Am Ufer eines Teiches gewahrt man die schaufelförmigen Abdrücke der breiten Schwimmfüße von Wildenten, Tauchern, und an den noch größeren Schaufeln erkennt man das Vorhandensein von Wildgänsen. Vielleicht findet man auch an dieser Stelle die großen, flachen Spuren von Schwänen.

Gewahrt man am Waldrand eine Anzahl Vogelfedern im Schnee verstreut liegen und um diese herum den Schnee wie mit einem Besen gekehrt, so hat hier ein Kampf stattgefunden. Die Federn rühren vom Rebhuhn her, das ein Habicht ergriffen und verzehrt hat; die in den Schnee geprägten Fittich- und Fängespuren lassen den Räuber erkennen. K. A. Sch.

Das Kaninchen. — Lord Pelham wohnte beinahe das ganze Jahr hindurch auf einem Schloß, das nicht weit von London am Ufer der Themse lag. Er hatte die Gewohnheit, oft zu Fuß und allein in die Stadt zu gehen. Als er eines trüben Herbsttages im Jahre 1811 auf dem Wege dahin war, sah er einen Mann auf sich zukommen.

„Mylord," sagte dieser zu ihm, „wollen Sie mir ein kleines weißes Kaninchen abkaufen?"

Lord Pelham machte ein verneinendes Zeichen und ging, ohne ein Wort zu sagen, weiter.

Der Unbekannte folgte ihm und sagte: „Mylord, Sie werden mir unbedingt mein weißes Kaninchen abkaufen!"

„Was soll ich damit machen?" versetzte der Lord verwundert.

„Ich bin überzeugt, Mylord, daß Sie mir auf der Stelle mein weißes Kaninchen abkaufen werden.“ Indem der Mann dies sagte, setzte er dem Lord einen Revolver auf die Brust.

„Nun, ich sehe wohl, daß ich es kaufen muß. Warum habt Ihr Euch nicht gleich verständlich gemacht? Was verlangt Ihr also für Euer Kaninchen?“

„Hundert Pfund, Mylord.“

„Hundert Pfund ein Kaninchen?“

„Nicht einen Schilling weniger! Und nicht wahr, Mylord, Sie geben sie mir?“

„Ihr sollt das Geld haben, aber ich habe eine so große Summe nicht bei mir.“

„Ich glaube es wohl; aber Ihre Unterschrift genügt, denn ich kenne Ihren Bankier.“

„Aber dazu gehört —“

„Papier, Feder und Tinte. Hier ist, was Sie brauchen, Mylord; ich habe an alles gedacht.“

Lord Pelham, der nur zu gut sah, es bleibe kein anderes Mittel übrig, diesen seltsamen Wildbrethändler loszuwerden, stellte über die verlangte Summe eine Anweisung aus, und wollte nun seinen Weg fortsetzen.

Der Unbekannte stellte sich ihm aber in den Weg, den Revolver immer noch in der Hand, und rief: „Wohin, Mylord?“

„Nach London.“

„Sie irren sich, Mylord, Sie gehen jetzt auf Ihr Schloß zurück, denn Sie müssen doch Ihren Einkauf nach Hause bringen! Leben Sie wohl! Dort ist Ihr Weg, und hier der meinige.“

Pelham hielt es nicht für ratsam, diese Unterhaltung fortzusetzen, er machte sich mit seinem weißen Kaninchen auf den Weg nach seinem Schlosse und erzählte niemand, wieviel ihn dies Tier gekostet hatte.

Im Sommer 1821, kurz vor seinem Tode, ging Lord Pelham eines Abends durch eine der lebhaftesten Vorstadtstraßen. Ein hellerleuchtetes großes Fleischergeschäft zog seine Aufmerksamkeit auf sich; er sah den Inhaber an der Kasse stehen, glaubte seine Gesichtszüge zu erkennen, trat ein, hörte ihn sprechen und entfernte sich wieder nach einigen unbedeutenden

Fragen. Am anderen Morgen kommt er, sehr einfach gekleidet, mit einem Körbchen unterm Arm in den Laden und verlangt den Besitzer zu sprechen. Man führt ihn zu diesem in ein Nebenzimmer. Sobald sie allein sind, sagt Lord Pelham: „Mein Lieber, wollen Sie mir nicht ein kleines weißes Kaninchen abkaufen?“

Der Schlächter macht große Augen und sieht ihn starr an.

„Ich bin überzeugt,“ fährt der Lord fort, „Sie werden mir auf der Stelle mein kleines Kaninchen abkaufen, denn sonst —“

„O sehr gerne!“ versetzte da der Schlächter, der ihn jetzt erkannt hat, erschrocken. „Was kostet denn Ihr Kaninchen?“

„Was es mich einst kostete — hundert Pfund!“ versetzte Pelham.

„Auf Anweisung oder Bargeld?“

„Ich ziehe Bargeld vor.“

Der Schlächter legte, ohne eine Miene zu verziehen, das Geld auf den Tisch, der Lord strich es ein, übergab das Kaninchen, und die Rechnung war ausgeglichen. W. B.

Die Tafelfreuden unserer Urgroßväter. — Es wird jährlich mehr und mehr von Berufenen und Unberufenen über die Überhandnahme der gesellschaftlichen Verpflichtungen, über die gesundheitschädlichen Folgen des Luxus in Speise und Trank zu Felde gezogen, wenn auch mit wenig Erfolg. Der Unberufene könnte aus diesem Kreuzzug gegen die Tafelfreuden darauf schließen, daß sie erst eine Errungenschaft unserer Zeit seien. Weit gefehlt! Unsere Altvordern waren, was Essen und Trinken anbelangt, keineswegs vernünftiger als wir, und das mit einem Essen in damaliger Zeit verbundene Zeremoniell übertrifft die gesellschaftlich vorgeschriebenen Formen unserer Tage an Umständlichkeit um ein erhebliches. Zum Beweis dieser Behauptung darf ich vielleicht den Leser in eine Stadt führen, deren Küche in der ganzen Welt berühmt ist, und in der man auch schon vor zweihundert Jahren zu essen verstand, nach Hamburg.

Heute braucht der Gastgeber auf der fix und fertig gedruckten Einladungskarte nur Tag und Stunde auszufüllen und sie in

den nächsten Briefkasten zu werfen. Nicht so vor zweihundert Jahren. Da sandte er schon drei Wochen vor dem verheißungsvollen Tage seinen Diener herum mit den brieflichen Einladungen; und damit er durch die Vergeßlichkeit Vielbeschäftigter nicht etwa noch zuletzt Unannehmlichkeiten habe, ließ er drei Tage vorher durch seinen Diener nochmals an die geschehene Einladung erinnern.

War endlich die Zahl derer, die da kamen, festgesetzt, so begann für den Hausherrn die schwierige Ausarbeitung der Tischordnung. Heute erscheint diese Mühe gering im Vergleich zu damals. Es wurde zwar nicht bunte Reihe gemacht, so daß das Zusammenpassen des Tischherrn und seiner Dame außer Betracht bleiben konnte, vielmehr saßen links von oben gerechnet die Herren, rechts die Damen. Aber es mußte eine strenge Rangordnung aufrecht erhalten bleiben. Da die Frauen außer der Frau Bürgermeisterin den Titel und Rang ihres Ehegatten nicht teilten, saßen die verheirateten Frauen obenan, und zwar genau nach dem Datum ihrer Vermählung, die unverheirateten folgten nach ihrem Lebensalter. Auf der Herrenseite nahmen natürlich die obersten Plätze die Bürgermeister ein, ihnen folgten die Doktoren, nach dem Datum ihrer Promotion gesetzt; hieran schlossen sich die Ratsherren an, dann die Lizentiaten, endlich die untitulierten Sterblichen. Man sieht schon hieraus, daß ohne genealogische und biographische Aufzeichnungen die Zusammenstellung der Tischordnung kaum möglich war.

Endlich nahte der festliche Tag. Zu zwölf Uhr mittags waren die Gäste geladen, aber auch unsere Altvordern hielten das Zuspätkommen bereits für vornehm. Wer Bildung und Lebensart zeigen wollte, erschien nicht vor zwei Uhr. Wie überaus liebenswürdig man gewesen sei, einzuladen, wie sehr man die erwiesene Ehre zu schätzen wisse, wurde in umständlicher Form zum Ausdruck gebracht, womit eine beträchtliche Zeit hinging, bis endlich zu Tisch gegangen wurde. Jetzt begann eine Komödie, die uns heutzutage lächerlich erscheint, aber damals unbedingt zum guten Ton gehörte. Jedweder wollte nämlich in seiner angezogenen Bescheidenheit den ihm angewiesenen Platz dem unter ihm Sitzenden einräumen, da er sich nicht würdig genug dafür

fühle; dieser mußte wiederum unter einem Schwall von ehrfurchtstrotzenden Worten dankend ablehnen, da er es sich nie würde verzeihen können, über dem „hochgelehrten und berühmten Herrn“ zu sitzen. War schließlich auch in dieser Hinsicht den gebotenen Formen Genüge geschehen, so konnte das Essen endlich gegen vier Uhr seinen Anfang nehmen.

Für gewöhnlich gab es drei Gänge; von denen bestand aber jeder aus einer Unzahl verschiedener, gleichzeitig auf den Tisch gestellter Gerichte. Zu jedem neuen Gang wurde nicht nur das Geschirr, sondern das gesamte Tischzeug gewechselt. Auch unsere Altvordern wußten bereits sehr gut und — sehr stark zu essen. Das beweist uns eine aus der damaligen Zeit erhaltene Speisenfolge, die Th. Schrader in seinem Buch „Hamburg vor zweihundert Jahren“ mitteilt. Es handelt sich hierbei um ein Essen für zwanzig Personen. Der erste Gang besteht aus folgenden vier Hauptgerichten: Forellen mit Rheinweinsoße, Seefisch en roulade mit zweierlei Soße, ein junges Lamm mit Champignons, farcierte Kalkuten (Truthahn) mit Trüffeln. Acht Nebenschüsseln mit Taubenragout und so weiter begleiteten diese vier Hauptgerichte.

Der zweite Gang wurde aus verschiedenen Braten von Wild und Schlachttieren gebildet und war von zwölf Nebengerichten begleitet.

Der dritte Gang endlich brachte die stattliche Anzahl von vierundzwanzig Schüsseln mit Früchten und Süßigkeiten auf den Tisch.

Der Sitte der damaligen Zeit entsprechend mußte sich der Gastgeber trotz dieser Fülle von Gerichten bei Beginn des Essens wegen des geringen Mahles entschuldigen und umständlich versichern, daß seine Hausfrau trotz aller aufgewandten Mühe nichts Ordentliches habe auftreiben können. Der Hausherr scheint überhaupt nicht viel zum Essen gekommen sein, denn er hatte während des Mahles die Verpflichtung, in einer schier unendlich scheinenden Folge von Trinksprüchen seiner Gäste und deren Familien, des Rats, der Bürgerschaft und bürgerlichen Kollegien, ja sogar aller möglichen in- und ausländischen Fürstlichkeiten zu gedenken.

Nach endlich erfolgter Aufhebung der Tafel wurde in den Nebenräumen Kaffee und Tee gereicht, mit deren Genuß man sich einige Stunden beschäftigte, um dann nochmals, ebenso üppig wie zuvor, zu essen. Verließ man schließlich zu später Stunde das gastliche Haus, so drückte man — genau wie heute — den in die Überkleider helfenden und zur Tür leuchtenden Dienstboten ein reichliches Trinkgeld in die aus Versehen offen gehaltene Hand.

Ein Essen zu damaliger Zeit war also keineswegs einfacher und mit weniger Mühe verknüpft wie heutzutage. Ganz im Gegenteil: damals gab es noch keinen Stadtkoch, der das Mahl fertig ins Haus brachte. W. v. B.

Der Weizentopf von Coriba. — In dem Franziskanerkloster der mexikanischen Stadt Coriba wird noch heute ein flacher irdener Topf von etwa dreißig Zentimeter Durchmesser aufbewahrt, der in deutscher Sprache die eingegrabene Inschrift trägt: „Wer aus mir trinkt, der denke an Gott."

Dieser Topf hat, wie alte Pergamente beweisen, seine besondere Geschichte, die mit dem heutigen Weizenbau in Amerika innig verknüpft ist. In den Jahren, als Cortez Mexiko zu erobern suchte, wurde einmal aus Spanien für seine Truppen zur Verproviantierung Reis nach Mexiko gesandt. Die Ladung kam an, und ein Teil derselben ging nach Coriba. In diesem Reis wurden zufällig vier Weizenkörner gefunden, die ein Franziskanerpater sofort in dem erwähnten Gefäße einsetzte, das durch eine merkwürdige Verkettung von Umständen gleichfalls nach Amerika verschlagen worden war. Der Weizen ging auf, trug reichlich Früchte, die der Pater wiederum aussäte, so daß in wenigen Jahren schon ein kleines Weizenfeld vorhanden war — der Ursprung von Amerikas heutigen unermeßlichen Weizenfeldern.

Fremden, die das alte Kloster in Coriba besuchen, wird noch heute der irdene Topf wie eine kostbare Reliquie gezeigt. W. K.

Das Rathaus in Altenburg. — Das vor einiger Zeit wiederhergestellte altertümliche Rathaus der Hauptstadt des Herzogtums Sachsen-Altenburg ist eines der künstlerisch wert-

vollſten Rathäuſer der deutſchen Renaiſſance. Es wurde im ſechzehnten Jahrhundert von Meiſter Nikolaus Grohmann aus Weimar erbaut, und zwar in den Jahren 1562 bis 1564, ſtammt

A. Kerſtein in Altenburg phot.

Das Rathaus in Altenburg.

alſo aus einer Zeit, in welcher die Kurfürſten von Sachſen öfter in Altenburg Hof hielten. Der Beſitz eines ſo ſchönen alten Gebäudes reinen Stils iſt für die Stadt von

um so höherem Wert, als das alte Herzogsschloß auf seinem schönen Porphyrfelsen in neuerer Zeit wiederholt — 1865 und 1868 — durch große Brände viel von seinem historischen Charakter verloren hat. Geschichtlich merkwürdig ist bekanntlich das Altenburger Schloß, von dem aus kaiserliche Burggrafen einstmals das ganze Pleißnerland zu verwalten hatten, durch den sogenannten „Prinzenraub", die Entführung der Prinzen Ernst und Albert, von denen die ernestinische und die albertinische Linie des sächsischen Fürstenhauses abstammen. Das industriereiche Altenburg, das von Leipzig nur 37 Kilometer entfernt liegt, verdankt seiner Lage in einer sehr fruchtbaren Landschaft und an der Sächsisch-Bayerischen und der Altenburg-Zeitzer Eisenbahn seinen blühenden Handel, der namentlich in Landesprodukten und Wollgarn große Umsätze erzielt. J. P.

Gewerbeschutz in alter Zeit. — Ein interessanter Erlaß aus der guten alten Zeit zum Schutz des ehrbaren Schustergewerbes sei hier mitgeteilt, dessen besondere Merkwürdigkeit darin besteht, daß er bis zur Einführung der Gewerbeordnung in Preußen nicht förmlich aufgehoben wurde, wenn er auch im neunzehnten Jahrhundert nicht mehr in Anwendung kam. Der von König Friedrich Wilhelm I. im Jahre 1726 gegebene Erlaß verbietet den Bauern das Tragen selbstgefertigter Holzpantoffeln und lautet:

„Nachdem Seine Königliche Majestät in Preußen, unser allergnädigster Herr, vermöge öffentlich bekannt gemachten Edicti vom 6ten Julii 1717 in Gnaden verordnet haben, daß das Tragen der hölzernen Schuhe und Pantoffeln auf den sämmtlichen Dörffern der Churmarck künftighin gänzlich abgeschaffet werden solle, gleichwohl aber höchst mißfällig vernehmen müssen, daß Dero allergnädigsten Willens-Meinung hierunter nicht gebührend nachgelebet, sondern in verschiedenen Dörffern zum Schaden und Nachteil der Schuster, denen solchergestalt ihre Nahrung entzogen wird, dem angezogenen Edicto zuwider gehandelt werde, allermaßen noch jüngsthin bey geschehener Haus-Suchung viele Paar hölzerne Schuhe und Pantoffeln hin und wieder gefunden und weggenommen worden: als haben höchstgedachte Königliche Majestät sothane

Verordnung nicht nur gegenwärtig wiederholen wollen, sondern befehlen auch anderweit in Gnaden und darneben alles Ernstes, daß das Tragen der hölzernen Schuhe und Pantoffeln auf den Dörffern überall gäntzlich abgestellet und unterlassen werden solle, in Entstehung dessen aber, und da jemand darüber betroffen, auch dergleichen hölzerne Pantoffeln und Schuhe bey ihm gefunden würden, derselbe sodann zu gewärtigen, daß wider ihn nach Befinden mit der Strafe des Hals-Eisens oder Gefängnisses verfahren werden solle. Befehlen denn zugleich den Gerichts-Obrigkeiten und Schultzen jedes Orts hiermit ernstlich, alle Quartale in den unter ihrer Gerichtsbarkeit stehenden Dörffern eine genaue Visitation deshalb anzustellen, und mit allem Fleiß darauf zu sehen, damit dieser Verordnung gehorsamste Folge geleistet und gehörig nachgelebet werde. Uhrkundlich unter Seiner Königlichen Majestät Höchsteigenhändigen Unterschrift und beygedrücktem Königlichen Insiegel. So geschehen und gegeben in Berlin, den 7. Decembr. 1726." v. B.

Eine unwiderstehliche Bitte. — Der englischen Stadt Bradford stand ein hoher Genuß bevor: der berühmte, soeben von New York zurückgekehrte Tragöde Macready wurde zum Gastspiele erwartet, und große Plakate verkündeten sein erstes Auftreten in der Rolle des Hamlet. Da der Gast erst am Tage der Vorstellung eintreffen konnte, so hielt der Direktor die Proben selbst ab, und als es sich bei Verteilung der Rollen herausstellte, daß ein Vertreter für die Partie des Güldenstern fehle, so nahm man rasch entschlossen einen Flötisten aus dem Orchester und bläute diesem neugebackenen Mimen in aller Eile die wenigen Stichworte ein, welche jene unglückliche Figur dem edlen Hamlet zu bringen hat.

Macready kam und spielte vor einem überfüllten Hause. Schon im ersten und zweiten Akte erdröhnte der Beifall der erregten Menge, und im Laufe des dritten Aktes befanden sich Künstler und Publikum auf der Höhe der Erregung. Da treten Rosenkranz und Güldenstern auf, und die Lieblingsszene des großen Künstlers rückt heran, die Szene mit der Flöte.

„Wollt Ihr auf der Flöte spielen?“ fragt Hamlet.

„Gnädiger Herr, ich kann nicht,“ erwidert Güldenstern seiner Rolle gemäß.

„Ich bitt' Euch,“ dringt Hamlet weiter in ihn, und zwar mit seiner großen Kunst so natürlich bittend, daß der gute Güldenstern anfängt, verwirrt zu werden. Trotzdem lehnt er auch dieses Gesuch standhaft ab.

Da bittet Hamlet nochmals und spricht sein „Ich ersuche Euch drum“ so eindringlich und dabei so natürlich ernst, wie den Flötisten noch niemand zum Spielen aufgefordert hatte.

Das war zu viel für ihn. Alles um sich her vergessend setzt er die Flöte an die Lippen, und die klaren Töne der englischen Nationalhymne schlagen an das Ohr des überraschten Publikums.

Wie angedonnert steht Macready da. Erst beim Ausbruch eines schallenden Gelächters, das plötzlich vom Parterre heraufdröhnt, kommt er zu sich. „Nieder mit dem Vorhang!“ schreit er verzweiflungsvoll.

Der Vorhang fällt. Macready verließ in derselben Nacht die Stadt, und nie wieder betrat sein Fuß jene Bretter, auf welchen ihm Güldenstern etwas vorgeblasen hatte. C. T.

Blühende Pflanzen zu jeder Zeit. — Eine echt moderne Errungenschaft gärtnerischer Kunst ist es, blühende Blumen zu jeder Jahreszeit auf den Markt bringen zu können, ganz unbekümmert darum, wann sie ihre natürliche Blüteperiode haben. In den Blumenhandlungen unserer Großstädte finden die Kauflustigen die zarten Kinder Floras in all ihrem Blütenschmuck vom ersten bis zum letzten Tage des Jahres ausgestellt, und sie können sich den Lenz in ihre Salone zaubern in den Hundstagen wie zu Weihnachten, noch dazu unter mäßigem Kostenaufwand.

Dieser dem Blumenfreunde höchst angenehme Fortschritt ist nicht nur dem außerordentlich ausgebildeten Transportwesen auf Rechnung zu schreiben, das uns die blühenden Pflanzen aus südlicheren Himmelsstrichen im Zeitraum von vierundzwanzig bis dreißig Stunden in unser rauhes Klima

befördert; es ist auch nicht etwa, wie Unkundige oftmals meinen, der weitgeförderten Treibhauskultur zu verdanken, denn man kann mit dem Aufgebot der größten und gleichmäßigsten Wärme höchstens ein paar Monate vor ihrer rechtmäßigen Blütezeit die Blumen zum Blühen bringen, durchaus aber nicht zu jeder beliebigen Zeit. Die Lösung des Rätsels liegt vielmehr darin, daß man in den letzten Jahren ein bis dahin unbekanntes Verfahren entdeckt hat, vermittels dessen man Gewächse in ihrer Entwicklung aufhalten kann, um sie erst zu einem willkürlich gewählten Zeitpunkt wieder darin fortschreiten zu lassen. Dies geschieht, indem man sie in einen Raum stellt, der einesteils dunkel und andernteils kalt ist, und zwar muß die Temperatur gerade auf dem Gefrierpunkt stehen.

Man stelle sich ein fensterloses Gebäude vor mit ungewöhnlich dicken Mauern. Ein gleichfalls fensterloser Gang teilt es in zwei Hälften. Zu beiden Seiten des Ganges liegen die Gefrierkammern. Durch einen Apparat zur Herstellung komprimierter Luft wird die erforderliche niedrige Temperatur erzielt. Die in der Entwicklung aufzuhaltenden Pflanzen stehen in diesen Gefrierräumen, je eine Gattung zusammen, teils in Töpfen, teils in Blumenkästen, teils als Zwiebeln. Es tut ihrem Gedeihen keinen Abbruch, wenn sie auch Jahr und Tag in diesem Schlummerzustand gehalten werden. Werden sie aber je nach Bedarf herausgebracht in helle und warme Räume, so machen sie sich gleichsam mit verdoppelter Energie daran, das Versäumte nachzuholen. Eine Maiblume zum Beispiel schießt so schnell Blätter und Blüten hervor, daß sie in Zeit von drei Wochen verkaufsreif ist. Auch Fliederbüsche entfalten sich verhältnismäßig schnell zu ihrer Pracht. Namentlich diese beiden Gewächse sind so beliebt, daß sie in ungeheuren Mengen aufgespeichert dastehen. C. D.

Die Wiederkehr des Halleyschen Kometen. — Ein berühmter Irrgast aus dem Weltraum, der Halleysche Komet, ist im Begriff, sich der Sonne und unserem Planeten wieder einmal zu nähern und sich unseren Blicken darzubieten. Er

führt seinen Namen nach dem englischen Astronomen Edmund Halley, der ihn nicht etwa zum ersten Male entdeckte, sondern nur für die Bestimmung seines Erscheinens die wissenschaftliche Grundlage schuf. Halley beobachtete den Kometen im Jahre 1682 auf einer Reise nach Frankreich und Italien und berechnete nun im Jahre 1705 nach Newtons Methoden die Bahn des

Der Halleysche Komet nach einer Teleskopbeobachtung des Astronomen Schwabe im Oktober 1835.

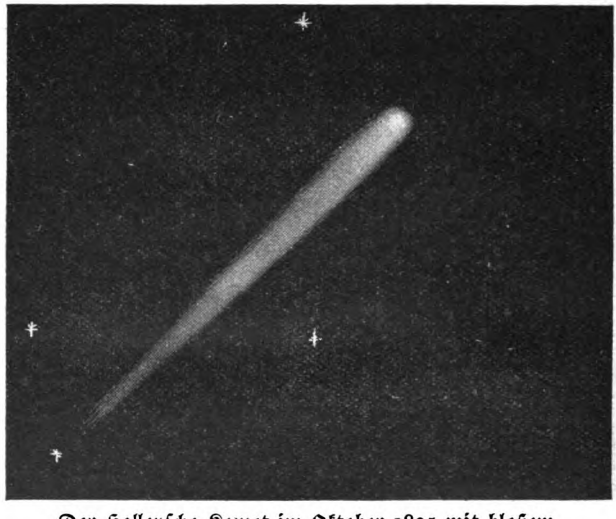
Kometen. Auf Grund dieser Berechnungen sprach er die Vermutung aus, daß die Kometen vom Jahre 1531, 1607 und 1682 sämtlich als Wiederkünfte eines und desselben Kometen zu betrachten seien, der gegen Anfang 1759 zurückkehren werde.

Diese Voraussage ging in Erfüllung, und seitdem wird der Haarstern als Halleyscher Komet bezeichnet.

Spätere Berechnungen, die ihre Bestätigung in den chinesischen Angaben des Matuan-lin fanden, haben ihn bis zum Jahre 239 vor Christus zurückverfolgen lassen. Die unserer Zeitrechnung zunächst liegende Erscheinung fiel in das Jahr 12 vor

Chriſtus. Seitdem iſt er noch ſechzehnmal in die Sonnennähe zurückgekehrt.

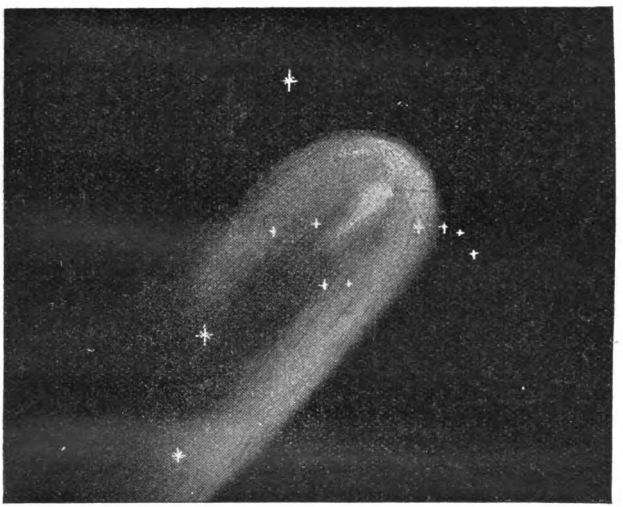
Aus den geſchichtlich belegten Beobachtungen ſeien noch einige angeführt. Im Jahre 451 berichtet von ihm der Biſchof Idatus von Sevilla. Dem Glauben der Zeit entſprechend brachte man die „Himmelsrute“ in Verbindung mit der Nieder-



Der Halleyſche Komet im Oktober 1835 mit bloßem Auge geſehen.

lage des Hunnenkönigs Attila auf den Katalauniſchen Feldern. Aus dem Jahre 1066 beſitzen wir eine bildliche Wiedergabe. Damals drangen die Normannen ſiegreich in England ein. Die berühmte Stickerei von Bayeux ſtellt nun den Siegeszug des Normannenherzogs Wilhelm dar und zeigt dabei auch den Halleyſchen Kometen. Er ſtand im Sternbild der Zwillinge und übertraf an Glanz den Planeten Venus. Im Jahre 1456, als die Türken das Abendland zu überſchwemmen drohten, wird ſein Schweif als ſchwertförmig geſchildert. Er zog ſich faſt über das ganze Himmelsgewölbe hin.

Im Jahre 1758, und zwar in der Weihnachtsnacht, entdeckte ihn zuerſt nicht ein Berufsaſtronom, ſondern der Bauer Johann Georg Palitzſch im Dorfe Prohlis bei Dresden. Seine Wiederkehr im Jahre 1835 wurde am 6. Auguſt zuerſt von dem Pater Dumouchel auf der Sternwarte des Vatikans in Rom feſtgeſtellt. Durch das Teleſkop beobachtet, erſchien er im Oktober desſelben Jahres kolbenförmig, wobei ſich der dichtere Kern am Kopf deutlich von den dünneren Maſſen des Schweifes abhob. Mit bloßen Augen dagegen am Äquator im Sternbild des Ophiuchus geſehen, ſtellte er ſich als ein ſchmaler, langer



Der Halleyſche Komet nach einer Teleſkopbeobachtung des Aſtronomen Herſchel im Oktober 1835.

Stift dar. Der Aſtronom John Herſchel berechnete die Länge ſeines Schweifes auf zwanzig Monddurchmeſſer. Der Durchmeſſer des Mondes aber beläuft ſich auf 3480 Kilometer. Derſelbe Aſtronom beobachtete ihn gegen Ende des Jahres 1835 durch ein zwanzigfüßiges Spiegelteleſkop am Kap der guten Hoffnung. Die Feinheit der Schweifmaſſe offenbarte ſich dadurch,

daß die hinter dem Schweif liegenden Sterne durch ihn hell hindurchschimmerten.

Neuere Berechnungen haben ergeben, daß die Umlaufszeit des Halleyschen Kometen zwischen 74,9 und 79,3 Jahren schwankt. Der Komet erleidet nämlich durch den Einfluß unserer Planeten verschiedentlich Störungen, wodurch die jeweilige Umlaufszeit kleine Abweichungen erfährt.

Nach der gegenwärtigen Konstellation war seine Wiederkehr im September 1909 zu erwarten. Alle Astronomen wetteiferten darin, ihn zuerst aufzufinden. Dies Glück wurde dem Heidelberger Astronomen Wolf zuteil, der sein Erscheinen auf dem Astrophysikalischen Observatorium auf dem Königstuhl bei Heidelberg mittels der Himmelsphotographie in der Nacht vom 11. zum 12. September nachweisen konnte. Er entdeckte ihn im Sternbild der Zwillinge. Seine Helligkeit glich der eines Sternes 16. Größe.

Zur Zeit seines größten Abstandes ist der Komet 5347 Millionen Kilometer von der Sonne entfernt. Er nähert sich dieses Mal der Sonne bis auf 90 Millionen Kilometer. Die tägliche Geschwindigkeit, mit der er vorrückt, beträgt vier Millionen Kilometer. Seinen Lauf nimmt er über folgende Sternbilder: Anfang Dezember geht er an dem Sternhaufen der Hyaden vorüber, Mitte Dezember hat er den Stier überholt, und Neujahr 1910 steht er im Sternbild des Widders. Im Februar 1910 wird er am Abendhimmel mit bloßem Auge sichtbar sein. Im April erscheint er am Morgenhimmel. Seine größte Annäherung an unsere Erde ist auf den 10. Mai berechnet wo.den. Im Juni steht er wiederum im Bilde der Zwillinge am Abendhimmel.

Die spektralanalytischen Untersuchungen lehren, daß die Masse der Kometen aus Kohlenwasserstoffgasen besteht, die durch elektrische Einwirkung der Sonne zum Glühen gebracht werden.

Verwicklungen aus der Annäherung des Kometen werden für unseren Erdkörper nicht entstehen, da die Punkte, an denen sich die Bahn des Kometen mit der unserer Erde schneidet, noch viele Millionen Kilometer von dem Standort der Erde entfernt sind. Th. S.

Ein Spatz an die Menschheit. — In einer längst eingegangenen Hamburger Zeitung findet sich in der Nummer vom 15. Dezembe: 1836 folgendes eherzigenswerte Gedicht:

Besonders hochverehrter Mensch,
Du siehst, die Zeit ist wetterwend'sch,
Der Schnee liegt hoch, kalt weht der Wind,
Das Vöglein darbt mit Weib und Kind.

Drum bitt' ich, wie in jedem Jahr,
Du wolleſt unſrer nehmen wahr
Und ſpenden, was von Korn und Spelt
Von deinem reichen Tiſche fällt.

Jed' Krümchen nehmen wir voll Dank
Und ſind mit Zwitſchern und Geſang
Dereinſt in holder Sommerzeit
Zu jedem Gegendienſt bereit.

Beauftragt vom „beſchwingten Chor",
Trag' ich dir dies geziemend vor.
Nun öffne deines Mitleids Schatz!
Ergebenſt dein getreuer Spatz.
C. T.

Ausdauer im Hungern. — Daß der menſchliche Körper eines hohen Grades von Ausdauer fähig iſt, zeigt ein merkwürdiges Abenteuer, das ein Norweger auf einer einſamen Klippe erleben mußte. Ein Jäger namens Karlsſon auf Moskenö ruderte vor längeren Jahren im Monat Mai nach jener entlegenen Klippe, um Seehunde zu ſchießen. Er mochte es jedoch verſäumt haben, das Boot gehörig zu befeſtigen, kurz, man fand es eines Tages auf dem Meere treiben, hielt Karlsſon für tot und trug keine Bedenken, ſeinen Nachlaß unter ſeine Erben zu verteilen. Anfang Auguſt kam zufällig ein Fiſcherboot der Klippe nahe, und man entdeckte den Unglücklichen, der, ohne ein Wort zu ſprechen, über die ihm gebotenen Speiſen herfiel. Er war durch den Hunger fürchterlich herabgekommen, allein noch imſtande aufrecht zu ſtehen. Er erzählte, daß er nur von Moos gelebt

und Schnee, den er in einigen Felsspalten fand, anstatt des süßen Wassers genossen habe. Nach seiner Rettung verfiel er in eine schwere Krankheit, überstand sie aber und lebte noch viele Jahre. W. St.

Geistesgegenwart eines Marktschreiers. — Ein Marktschreier hatte in Jena vor dem Saaltore seine Bude aufgeschlagen und pries seine Heilmittel mit lauter Stimme an, doch wollten die Marktbesucher nicht die rechte Kauflust zeigen. Man rief ihm sogar zu, seine Mittel taugten nichts. Da sah er den Professor Teichmeyer, einen weitberühmten Arzt, auf seine Bude zukommen, und schnell gefaßt rief er: „Nun, ihr Leute, damit ihr sehet, daß meine Arzneien gut sind, will ich den hochangesehenen Herrn Doktor, der dort kommt, fragen."

Als der Gelehrte dem Standorte des Quacksalbers näher gekommen war, rief dieser: „Herr Professor, mundus vult decipi, ergo decipiatur (die Welt will betrogen werden, also werde sie es), nicht wahr?"

„Gewiß, gewiß, das ist wahr!" entgegnete Teichmeyer.

„Nun habt ihr's gehört, ihr Leute? Er sagte, meine Arzneien seien gut," rief der Marktschreier, und seine Bude wurde von den andrängenden Käufern fast umgeworfen. M. L—l.

Chesterfields Erbe. — Wer in England einen seiner Blutsverwandten enterben will, der vermacht ihm „einen Schilling". Das bedeutet, daß es sich um keine Vergeßlichkeit und Oberflächlichkeit, sondern um eine Willensverordnung nach reiflicher Überlegung handelt.

Der bekannte, sich trotz hoher Einnahmen stets in Geldverlegenheit befindende Lord Chesterfield drohte eines Tages seinem Sohne, er werde ihm einen Schilling vermachen.

„Lieber Vater," entgegnete dieser, „du würdest mir einen großen Gefallen tun, wenn du mir den Schilling gleich gäbest, vorausgesetzt, du hättest ausnahmsweise einen in der Tasche." C. A. L.

Herausgegeben unter verantwortlicher Redaktion von
Theodor Freund in Stuttgart,
in Österreich-Ungarn verantwortlich Dr. Ernst Perles in Wien.

Braut- und Hochzeit-

Seidenstoffe. Wundervolle Auswahl verzollt ins Haus. Muster franko.

Seidenstoff-Fabrik-Union

Adolf Grieder & Cie., Kgl. Hofl., Zürich (Schweiz)

Combin. ORGEL-HARMONIUMS mit wirklich. Pfeifenorgelklang. Katal. frc. **P. Neuschild, Weimar 7.**

Sicilianische Rotweine

vorzügliche Qualität, besser als Bordeaux,

verzollt ab Konstanz zu **75 Pf. per Liter.**

Postkistchen mit 2 ganz. Flasch. franko gegen Einsendung von **Mk. 2.50**

1 Probekiste, 10 große Flaschen ab hier **Mk. 10.**

Samos-Süßweine

vorzügliche Kranken- und Dessertweine,

verzollt ab Konstanz zu **Mk. 1.— per Liter.**

1 Postkistchen mit 2 Flaschen franko **M. 2.80**

1 Probekiste = 10 ganze Flasch. ab hier **M. 10.—**

Mehrfach prämiiert. — Preisliste franko.

Ziegler & Gross,

Grossherzogl. Bad. Hoflieferanten.

Konstanz 3, Bad., u. **Kreuzlingen,** Schweiz.

Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart, Berlin, Leipzig.

Prächtige Bilderbücher für unsere Kleinen:

Hermann Kaulbach-Bilderbuch. 72 Seiten in Quartformat mit reichem Bilderschmuck in Bunt- und Schwarzdruck.

21.—30. Auflage. Gebunden, mit farbigem Umschlagbild M. 3.—

Gartenlaube-Bilderbuch. Der deutschen Jugend gewidmet. 72 Seiten in Quartformat mit reichem Bilderschmuck in Bunt- und Schwarzdruck. 51.—56. Tausend. Gebunden, mit farbigem Umschlagbild von H. Kaulbach M. 3.—

Zu haben in allen Buchhandlungen.

Gediegene und wertvolle Festgeschenke

aus dem Verlage der

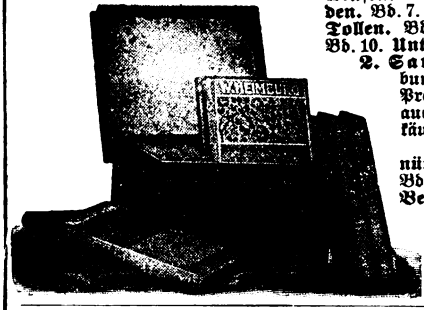
Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart, Berlin, Leipzig.

W. Heimburgs Romane und Novellen.

Illustrierte Ausgabe.

1. Sammlung. 10 Bände, elegant gebunden. In feiner Leinwandtruhe. Preis **40** Mark. Jeder Band ist auch einzeln zum Preise von **4** Mark käuflich.

Inhalt: Bd. 1. **Aus dem Leben meiner alten Freundin.** Bd. 2. **Lumpenmüllers Lieschen.** Bd. 3. **Kloster Wendhusen. — Ursula.** Bd. 4. **Ein armes Mädchen. — Das Fräulein Pate.** Bd. 5. **Trudchens Heirat. — Im Banne der Musen.** Bd. 6. **Die Andere. — Unverstanden.** Bd. 7. **Herzenskrisen.** Bd. 8. **Lore von Tollen.** Bd. 9. **Eine unbedeutende Frau.** Bd. 10. **Unter der Linde.**



2. Sammlung. 10 Bände, elegant gebunden. In feiner Leinwandtruhe. Preis **40** Mark. Jeder Band ist auch einzeln zum Preise von **4** Mark käuflich.

Inhalt: Bd. 1. **Mamsell Unnütz.** Bd. 2. **Um fremde Schuld.** Bd. 3. **Erzählungen.** Bd. 4. **Haus Beetzen.** Bd. 5. **Trotzige Herzen.** Bd. 6. **Antons Erben.** Bd. 7. **Im Wasserwinkel.** Bd. 8. **Sette Oldenroths Liebe.** Bd. 9. **Doktor Dannz und seine Frau.** Bd. 10. **Alte Liebe** und anderes.

E. Marlitts Romane und Novellen.

Illustrierte Ausgabe. 10 Bände, elegant gebunden. In feiner Leinwandtruhe. Preis **40** Mark. Jeder Band ist auch einzeln zum Preise von **4** Mark käuflich.

Inhalt: Bd. 1. **Das Geheimnis der alten Mamsell.** Bd. 2. **Das Heideprinzeßchen.** Bd. 3. **Reichsgräfin Gisela.** Bd. 4. **Im Schillingshof.** Bd. 5. **Im Hause des Kommerzienrates.** Bd. 6. **Die Frau mit den Karfunkelsteinen.** Bd. 7. **Die zweite Frau.** Bd. 8. **Goldelse.** Bd. 9. **Das Eulenhaus.** Bd. 10. **Thüringer Erzählungen.**

E. Werners Romane und Novellen.

Illustrierte Ausgabe. Erste Serie. 10 Bände, elegant gebunden. In feiner Leinwandtruhe. Preis **40** Mark. Jeder Band ist auch einzeln zum Preise von **4** Mark käuflich.

Inhalt: Bd. 1. **Glück auf!** Bd. 2. **Am Altar. — Hermann.** Bd. 3. **Gesprengte Fesseln. — Verdächtig.** Bd. 4. **Frühlingsboten. — Die Blume des Glückes.** Bd. 5. **Gebannt und erlöst.** Bd. 6. **Ein Held der Feder. — Heimatklang.** Bd. 7. **Um hohen Preis.** Bd. 8. **Vineta.** Bd. 9. **Sankt Michael.** Bd. 10. **Die Alpenfee.**

Neue Folge. 6 Bände, elegant gebunden. Preis jedes Bandes **4** Mark.

Inhalt: Bd. 1. **Freie Bahn!** Bd. 2. **Flammenzeichen.** Bd. 3. **Gewagt und gewonnen.** Bd. 4. **Fata Morgana.** Bd. 5. **Hexengold. — Der höhere Standpunkt. — Der Lebensquell. — Edelwild.** Bd. 6. **Adlerflug. — Ein Gottesurteil.**

Zu haben in allen Buchhandlungen.

Paschens orthopädische Heilanstalt * und Schulsanatorium *

DESSAU S (Anhalt).

Erfolgreiche Behandlung von **Rückgratverkrümmungen,** Kinderlähmungen, Beinbrüchen, Verkrümmungen nach Gicht und Rheumatismus, sowie nach Verletzungen usw.

Vor der Behandlung.

Nach 7½ Wochen.

Zander- u. Röntgen-Institut. Schwedische Massage. Licht- u. andere Bäder. Diät zur Besserung des Allgemeinbefindens.
Sommer- u. Winterkuren.

Prospekte kostenlos.

Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart, Berlin, Leipzig.

Mann und Weib. **Ihre Beziehungen zueinander und zum Kulturleben der Gegenwart.** Unter Mitwirkung hervorragender Fachgelehrter volkstümlich dargestellt und herausgegeben von **Prof. Dr. R. Koßmann** und **Privatdozent Dr. Julius Weiß.** 1917 Seiten Text mit 979 Abbildungen und 48 Kunstblättern. Vollständig in drei eleganten Leinenbänden. Preis M. 36.—

Der Inhalt von „Mann und Weib" gliedert sich wie folgt: I. Band. Der Mann. Das Weib. II. Band. Mann und Weib in ihren Beziehungen zueinander. III. Band. Mann und Weib in ihren Beziehungen zur Kultur der Gegenwart.

Zu haben in allen Buchhandlungen.

UNIVERSITY OF MINNESOTA
3 1951 D01 241 931 T
WILSON
ANNEX